

Alexandra M. Freund

Die Selbstdefinition alter Menschen

Inhalt, Struktur und Funktion



Max-Planck-Institut
für Bildungsforschung

Alexandra M. Freund, geboren 1964 in Tübingen, studierte Psychologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und an der Freien Universität Berlin. 1990 bis 1993 war sie Promotionsstipendiatin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1993 bis 1994 Post-Doktorandin an der Stanford University. Seit Oktober 1994 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Freund, Alexandra:

Die Selbstdefinition alter Menschen : Inhalt, Struktur und Funktion / Alexandra Freund. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. - Berlin : Ed. Sigma, 1995
(Studien und Berichte / Max-Planck-Institut für Bildungsforschung ; 61)
ISBN 3-89404-808-5

NE: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung <Berlin>: Studien und Berichte

E 95/1076+3

Studien und Berichte

In dieser Reihe veröffentlicht das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung abgeschlossene Forschungsberichte, die vorwiegend eine spezielle Thematik behandeln.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Zustimmung des Instituts gestattet.

© 1995 Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, D-14195 Berlin.

Bestellungen erbeten an den Vertrieb edition sigma, Heimstraße 14, D-10965 Berlin.

GW ISSN 0076-5627

ISBN 3-89404-808-5

(3. Ex.)

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	13
Abstract	15
Kapitel 1	
Einleitung	17
1.1 Zentrale Fragen	17
1.2 Selbstdefinition als Spiegel der Lebenswelt eines Menschen: Entwicklung über die Lebensspanne	18
1.3 Welche Merkmale der Selbstdefinition können zur Invulnerabilität gegen- über Einschränkungen im hohen Alter beitragen?	21
1.4 Die vorliegenden Untersuchungen	24
Kapitel 2	
Theoretischer Teil	26
2.1 Begriffsbestimmung	26
2.2 Wissen über die eigene Person	33
2.2.1 Quellen selbstbezogenen Wissens	33
2.2.2 Selbstbezogenes Wissen: Implikationen der kognitiven Struktur	40
2.2.3 Aufrechterhaltung der Selbstdefinition und Funktion ihrer Stabilität	53
2.2.4 Adaptation an Lebensveränderungen	64
2.3 Die Entwicklung der Selbstdefinition über die Lebensspanne	69
2.3.1 Kindheit und Jugend	73
2.3.2 Mittleres Erwachsenenalter	77
2.3.3 Hohes Erwachsenenalter	79
2.4 Welche Merkmale der Selbstdefinition können vor der negativen Wirkung von Einschränkungen schützen?	93
2.4.1 Allgemeine Modelle der Funktion der Anzahl selbstdefinierender Bereiche	94
2.4.2 Welche Merkmale der Selbstdefinition können zur Invulnerabilität gegen- über Einschränkungen im hohen Alter beitragen?	99
2.5 Studie I: Untersuchungshypothesen	106
2.5.1 Teil A: Wie definieren sich alte und sehr alte Menschen selbst?	108
2.5.2 Teil B: Schützen Merkmale der Selbstdefinition vor der wohlbefindens- mindernden Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen im hohen Alter?	110
2.5.3 Zusammenfassung	116
2.6 Studie II: Überprüfung der temporalen Stabilität der Selbstdefinition	117

Kapitel 3	
Methoden	118
3.1 Erfassung der Selbstdefinition	118
3.2 Codier- und Segmentier-Training	130
3.3 Das Datenmaterial der Berliner Altersstudie	132
Kapitel 4	
Studie I: Ergebnisse	141
4.1 Reliabilität der Auswertung	141
4.2 Deskriptive Analysen der verschiedenen Maße der Selbstdefinition	144
4.3 Teil A: Inhalt und Struktur der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen	148
4.4 Teil B: Schützen Merkmale der Selbstdefinition vor der wohlbefindensmindernden Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen im hohen Alter? ..	156
4.5 Zusammenfassung	164
Kapitel 5	
Studie II: Überprüfung der temporalen Stabilität der Selbstdefinition	167
5.1 Untersuchung der temporalen Stabilität der Selbstdefinition	167
5.2 Methode	170
5.3 Ergebnisse	173
5.4 Zusammenfassung	179
Kapitel 6	
Diskussion	181
6.1 Erfassung der Selbstdefinition	181
6.2 Wie definieren sich alte und sehr alte Menschen selbst?	183
6.3 Schützen Merkmale der Selbstdefinition vor der negativen Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen im hohen Alter?	189
6.4 Implikationen und Ausblick	192
Kapitel 7	
Literaturverzeichnis	198
Kapitel 8	
Anhang	214
A Sieben Beispiele für „Wer bin ich?“-Protokolle aus Studie I	214
B Für diese Arbeit entwickeltes Kategoriensystem für „Wer bin ich?“	216
C Überblick über verschiedene Kategoriensysteme zur Erfassung der Selbstdefinition mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“	236
D Pilotstudie	238
E Itemkennwerte und Faktorenstruktur der PCGMS (Lawton, 1975)	240
F Lokalisation der Selbstdefinition im psychologischen Raum	241
G Zusätzliche Informationen zu Studie II	244

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Aspekte und Dimensionen des Selbst nach James (1890)	28
Tabelle 2:	Dieser Arbeit zugrundeliegende Bestimmungsmerkmale der Selbstdefinition	30
Tabelle 3:	Überblick über zentrale Begriffe des Selbst	31
Tabelle 4:	Arten selbstbezogenen Wissens und deren Quellen nach Neisser (1988)	34
Tabelle 5:	Konzeptualisierung von Facettenreichtum innerhalb verschiedener Modelle der kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens	53
Tabelle 6:	Ebenen der Betrachtung der Stabilität der Selbstdefinition	59
Tabelle 7:	Prozesse, die nach Brandtstädter und Greve (1994) zur Aufrechterhaltung der Selbstdefinition beitragen	67
Tabelle 8:	Stufen der psychosozialen Entwicklung nach Erikson	70
Tabelle 9:	Stufenmodell der Entwicklung des Selbstkonzeptes nach L'Écuyer (1981, 1990)	71
Tabelle 10:	Identitätszustände nach Marcia (1966)	76
Tabelle 11:	Rangordnung des Inhalts der Selbstdefinition 60jähriger Männer und Frauen (nach L'Écuyer, 1992)	81
Tabelle 12:	Schematische Darstellung der Annahmen verschiedener Modelle hinsichtlich der Wirkung von Verlust selbstdefinierender Bereiche	99
Tabelle 13:	Überblick über die zentralen Variablen und die Auswertung der Hypothesen von Teil A (Studie I): Inhalt, Struktur und Dimensionen der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter	109
Tabelle 14:	Überblick über die zentralen Variablen und die Auswertung der Hypothesen von Teil B (Studie I): Welche Merkmale der Selbstdefinition schützen vor negativer Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen?	112
Tabelle 15:	Methodische Implikationen der Struktur selbstbezogenen Wissens	121
Tabelle 16:	Das für diese Untersuchung entwickelte Kategoriensystem für „Wer bin ich?“	126
Tabelle 17:	Design der Berliner Altersstudie (erste Welle: N = 156)	133
Tabelle 18:	Alter der Studienteilnehmer von Studie I	134
Tabelle 19:	Familienstand, Schulabschluß und Wohnform der Stichprobe von Studie I	135
Tabelle 20:	Übersicht der zentralen Meßinstrumente für Studie I (Teil A und B)	136
Tabelle 21:	Übereinstimmung zwischen den beiden Codierern (Studie I)	143
Tabelle 22:	Deskriptive Statistik für die strukturellen Merkmale: ‚Anzahl selbstdefinierender Bereiche‘, ‚Reichhaltigkeit der Selbstdefinition‘ sowie der Dimensionen ‚Bewertung‘ und ‚Zeitbezug der Selbstdefinition‘ (N = 156)	145

Tabelle 23:	Interkorrelation der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition: ‚Anzahl der Bereiche‘, ‚Reichhaltigkeit‘, ‚Facettenreichtum‘, ‚Bewertung‘, ‚Zeitbezug‘ (N = 156)	147
Tabelle 24:	Korrelationen zwischen strukturellen Merkmalen und Dimensionen der Selbstdefinition und Alter sowie gesundheitlichen Einschränkungen (N = 156)	153
Tabelle 25:	Überblick über die Ergebnisse von Teil A (Studie I): Inhalt und Struktur der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter	155
Tabelle 26:	Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Anzahl selbstdefinierender Bereiche und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)	158
Tabelle 27:	Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Reichhaltigkeit der Selbstdefinition und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)	158
Tabelle 28:	Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Facettenreichtum der Selbstdefinition und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)	159
Tabelle 29:	Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Gegenwartsbezug der Selbstdefinition und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)	160
Tabelle 30:	Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch positive Bewertung der Selbstdefinition und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)	160
Tabelle 31:	Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Facettenreichtum, Gegenwartsbezug und positive Bewertung der Selbstdefinition sowie gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)	161
Tabelle 32:	Überblick über die Ergebnisse der Regressionsanalysen zur Überprüfung der Hypothesen von Teil B (Studie I)	163
Tabelle 33:	Charakterisierung der Stichprobe von Studie II (N = 72)	172
Tabelle 34:	Häufigkeitsverteilung (Prozent der Stichprobe) der prozentualen Übereinstimmung hinsichtlich der selbstdefinierenden Bereiche über beide Meßzeitpunkte	174
Tabelle 35:	Übereinstimmung des Inhalts der Selbstdefinition zwischen Meßzeitpunkt 2 und 3 (N = 72)	176
Tabelle 36:	Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition über einen Zeitraum von acht Wochen (N = 72)	177
Tabelle 37:	Stabilität der Merkmale Selbstdefinition (r_{tt}) über einen Zeitraum von acht Wochen (N = 72)	178
Tabelle 38:	Überblick über die Hypothesen und Ergebnisse von Studie I, Teil A: Inhalt, Struktur und Dimensionen der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter	184
Tabelle 39:	Überblick über die Hypothesen und Ergebnisse von Studie I, Teil B: Welche Merkmale der Selbstdefinition schützen vor der negativen Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen?	190

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Grafische Veranschaulichung der Annahmen über die kognitive Struktur der Selbstdefinition	42
Abbildung 2:	Darstellung der zeitlichen Dimension im Schemamodell	45
Abbildung 3:	Anzahl selbstdefinierender Bereiche als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden	101
Abbildung 4:	Reichhaltigkeit der Selbstdefinition als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden	101
Abbildung 5:	Facettenreichtum der Selbstdefinition als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden	102
Abbildung 6:	Gegenwartsbezug der Selbstdefinition als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden	103
Abbildung 7:	Positive Bewertung der Selbstdefinition als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden	104
Abbildung 8:	Merkmalskombination: ‚Facettenreichtum‘, ‚Gegenwartsbezug‘ und ‚positive Bewertung der Selbstdefinition‘ als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden	105
Abbildung 9:	Verteilung der Dimension ‚Anzahl der Bereiche‘, das heißt der Anzahl verschiedener Bereiche, die zur Selbstdefinition herangezogen wurden (N = 156)	146
Abbildung 10:	Verteilung der Dimension ‚Reichhaltigkeit‘, das heißt der Anzahl unterschiedlicher Aspekte der Selbstdefinition (N = 156)	146
Abbildung 11:	Häufigkeitsverteilung selbstdefinierender Bereiche (Prozent der Studienteilnehmer, die einen Bereich mindestens einmal zur Selbstdefinition heranzogen; N = 156)	149
Abbildung 12:	Verteilung der Dimension ‚Bewertung‘, das heißt der Anzahl positiver und negativer Bewertungen bzw. rein beschreibender selbstdefinierender Aussagen (N = 156)	150
Abbildung 13:	Verteilung der Dimension ‚Zeitbezug‘, das heißt der Anzahl der gegenwarts-, vergangenheits- bzw. zukunftsbezogenen selbstdefinierenden Aussagen (N = 156)	151
Abbildung 14:	Vergleich des Inhalts der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen (N = 156)	152
Abbildung 15:	Grafische Veranschaulichung der Interaktion zwischen gesundheitlichen Einschränkungen (E), Facettenreichtum der Selbstdefinition (F), Gegenwartsbezug (G) und positiver Bewertung (P) der Selbstdefinition	162
Abbildung 16:	Design von Studie II	171
Abbildung 17:	Notation zur Bezeichnung der einzelnen Felder des Vierfelder-schemas	175

Darstellungsverzeichnis

Darstellung 1:	Begriffsbestimmung der Selbstdefinition	29
Darstellung 2:	Beispiel für die Segmentierung (die eckigen Klammern zeigen die Segmentgrenzen an) und Codierung eines „Wer bin ich?“-Protokolls	130
Darstellung 3:	Instruktion zu der Frage „Wer bin ich?“	136
Darstellung 4:	Anweisungen an die Interviewer für das Vorgehen bei „Wer bin ich?“	137
Darstellung 5:	Beispiel für die Berechnung der Übereinstimmung in der Segmentierung (die eckigen Klammern zeigen die Segmentgrenzen an)	142

Danksagung

Diese Dissertation wurde am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung unter der Leitung von Prof. Dr. P. B. Baltes durchgeführt; sie war Teil der Forschungseinheit „Selbst und Persönlichkeit“ (Leiterin: Dr. J. Smith) der Berliner Altersstudie (Sprecher: Prof. Dr. P. B. Baltes, Prof. Dr. K. U. Mayer). Während der Zeit, an der ich in der Dissertation arbeitete, wurde ich von der Max-Planck-Gesellschaft durch ein Doktoranden-Stipendium finanziell unterstützt.

Ich möchte mich bei meinen Mentoren, Paul B. Baltes und Jacqui Smith, für die Betreuung während der vergangenen drei Jahre bedanken. Sie haben mir sowohl entwicklungspsychologisches Denken nahegebracht als auch mit Unterstützung und Supervision dieser Arbeit geholfen. Jacqui Smith wurde nicht müde, mit mir die Möglichkeiten zu diskutieren, die die Verbindung von entwicklungs- und sozialpsychologischen Themen eröffnet; ihr habe ich es zu verdanken, daß ich mich in beiden Bereichen zu Hause fühle.

Diese Untersuchung wurde im Rahmen eines größeren Projektes – der Berliner Altersstudie – durchgeführt, und es ist mir leider nicht möglich, alle Personen aufzuführen, die in der einen oder anderen Form zu dieser Arbeit beigetragen haben; ich möchte mich jedoch besonders bei den Forschungstechnischen Assistentinnen und Assistenten bedanken, die die Interviews mit Einfühlungsvermögen und Engagement durchgeführt haben. Vielen Kollegen des Forschungsbereiches „Psychologie und Humanentwicklung“ am Max-Planck-Institut verdanke ich anregende und hilfreiche Diskussionen über diese Arbeit; ich möchte insbesondere Dr. Ursula M. Staudinger, Dr. Ulrich Mayr und Dr. Frieder R. Lang danken. Dipl.-Psych. Andrew Barnes, Dipl.-Psych. Jacqueline Boultonwood, Dominic Boultonwood, Sophia Brickwell, Dipl.-Psych. Ute Kunzmann, Dipl.-Psych. Andreas Overmann und Birgit Römer bin ich für die Durchführung von Interviews und der standardisierten Inhaltsanalyse dankbar. Für das Redigieren des Textes bedanke ich mich bei Jürgen Baumgarten und für die sorgfältige Herstellung des Satzes einschließlich der Abbildungen und Tabellen Robert Michaels.

Den Mitgliedern der Dissertationskommission – Prof. Dr. P. B. Baltes, Prof. Dr. M. M. Baltes, Prof. Dr. H. Feger, Prof. Dr. R. Schwarzer und Dr. R. Fuchs – danke ich vor allem für die anregenden theoretischen und methodischen Diskussionen und die konstruktive Kritik.

Mein besonderer Dank gilt Kurt, Martin, Ulrich und Ute für ihr Verständnis, die emotionale Unterstützung und Aufmunterung während der Zeit, die von der Arbeit an der Dissertation geprägt war.

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit untersucht Fragen nach Inhalt und Funktion der Selbstdefinition im hohen Alter. Ausgehend von der Annahme, daß die Selbstdefinition die Auseinandersetzung einer Person mit sich selbst und ihrer Umwelt abbildet, kann der Inhalt der Selbstdefinition wertvolle Einsichten in die vorherrschenden Themen einer bestimmten Altersgruppe geben. Im Vergleich zu anderen Altersgruppen ist bisher wenig über den Inhalt der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter bekannt.

Eine der grundlegenden Annahmen der sozialkognitiven Forschung besteht darin, daß (subjektive) Konzepte über die eigene Person (und die Welt) dazu dienen, die Vielzahl an Wahrnehmungen und Erfahrungen eines Individuums zu organisieren und zu strukturieren, und damit ein sinnvolles Handeln in einer als vorhersagbar wahrgenommenen Welt zu ermöglichen. Die Stabilität der Selbstdefinition wird häufig als eine notwendige Voraussetzung hinsichtlich dieser Funktion angesehen. Im hohen und sehr hohen Erwachsenenalter ist diese Stabilität im Vergleich mit jüngeren Altersgruppen besonders bedroht, da in diesem Altersabschnitt mit großer Wahrscheinlichkeit gesundheitlich bedingte Einschränkungen auftreten.

Ausgehend von Modellen über Prozesse der Aufrechterhaltung der Selbstdefinition (z.B. Rosenberg & Gara, 1985) wurde angenommen, daß der Facettenreichtum der Selbstdefinition – bestimmt als die Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche und deren Reichhaltigkeit – eines der Merkmale darstellt, die zu ihrer Aufrechterhaltung gegenüber Einschränkungen beitragen. Da angenommen wurde, daß diese Aspekte zwar zur Aufrechterhaltung der Selbstdefinition beitragen, aber nicht alleine dazu in der Lage sind, die negativen Effekte gesundheitlicher Einschränkungen auf das subjektive Wohlbefinden eines Individuums zu mildern, wurden auch die Merkmale ‚Gegenwartsbezug‘ und ‚positive Bewertung‘ der Selbstdefinition berücksichtigt.

Studie I wurde im Rahmen der Berliner Altersstudie durchgeführt, die eine repräsentative, nach Alter und Geschlecht stratifizierte, Stichprobe (N = 156) alter und sehr alter Menschen (70 bis 103 Jahre) umfaßt. Die Selbstdefinition wurde mit Hilfe einer mündlichen Version der offenen Frage „Wer bin ich?“ erfaßt. Die Studienteilnehmer wurden aufgefordert, sich mit Hilfe von zehn Aussagen selbst zu definieren. Die verbatim transkribierten Protokolle konnten auf der Grundlage eines für diese Untersuchung entwickelten Kategoriensystems hinsichtlich ihres Inhalts und der Merkmale ‚Reichhaltigkeit‘, ‚Zeitbezug‘ und ‚Bewertung‘ mit hoher Reliabilität segmentiert und codiert werden.

Hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen ergab sich folgendes Bild: Ein sehr großer Teil der Stichprobe definierte sich über Interessen und Hobbies, Alltagsroutinen und den Tagesablauf, sowie Gesundheit. Erwartungsgemäß stellte die Lebensbilanzierung ein zentrales Thema dieser Altersgruppe dar. Die Kompetenz, Anforderungen des Alltags zu bewältigen, wurde entgegen der Erwartung nur von etwas mehr als einem Viertel der Stichprobe als selbstdefinierend thematisiert. Überraschenderweise nahm des Nachdenken über den eigenen Tod den niedrigsten Rang ein.

Die Selbstdefinition erwies sich auch für das hohe und sehr hohe Alter als primär gegenwartsbezogen. Für die Bestimmung der eigenen Person spielte die Vergangenheit eine untergeordnete, die Zukunft fast gar keine Rolle. In etwas weniger als der Hälfte aller selbstdefinierenden Aussagen nahmen die untersuchten alten und sehr alten Personen explizite Bewertungen vor. Positive Bewertungen waren fast doppelt so häufig wie negative.

Ein Vergleich der Gruppe der ‚Alten‘ (jünger als 85 Jahre) mit der Gruppe der ‚sehr Alten‘ (älter als 85 Jahre) ergab nur wenige signifikante altersbezogene Unterschiede im Inhalt der Selbstdefinition: Die Gruppe der ‚sehr Alten‘ zog häufiger Alltagsroutinen und den Tagesablauf zur Selbstdefinition heran und thematisierte seltener außerhäusige Aktivitäten als die Gruppe der ‚Alten‘. Die Anzahl selbstdefinierender Bereiche und der Gegenwartsbezug der Selbstdefinition hingen negativ mit dem Alter zusammen. Die Selbstdefinition der Frauen unterschied sich kaum von der der Männer. Gesundheitliche Einschränkungen korrelierten dagegen signifikant mit den verschiedenen Merkmalen der Selbstdefinition (mit Ausnahme der positiven Bewertung).

Keines der untersuchten Merkmale der Selbstdefinition – Anzahl der Bereiche, Reichhaltigkeit, Gegenwartsbezug, positive Bewertung – konnte vor dem negativen Effekt von gesundheitlichen Einschränkungen *alleine* schützen. Nur die Kombination aller dieser Merkmale der Selbstdefinition ergab in der regressionsanalytischen Überprüfung einen geringen, statistisch signifikanten Moderatoreffekt in der Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden. Dies bedeutet, daß eine Person, die über einen hohen Facettenreichtum, einen starken Gegenwartsbezug *und* eine sehr positiv bewertete Selbstdefinition verfügt, weniger anfällig gegenüber der wohlbefindensmindernden Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen ist als eine Person, die nur über eine geringe Ausprägung dieser Merkmalskombination verfügt.

In einer zweiten Studie wurde die temporale Stabilität der mit „Wer bin ich?“ erhobenen Selbstdefinition älterer Menschen ($N = 71$; $M = 77,4$ Jahre) über einen Zeitraum von acht Wochen untersucht. Sowohl der Inhalt als auch die verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition (Anzahl der Bereiche, Reichhaltigkeit, Zeitbezug, Bewertung) wiesen nur eine geringe zeitliche Stabilität auf. Die geringe zeitliche Stabilität des Inhalts und der Merkmale der Selbstdefinition könnte dazu beigetragen haben, daß in Studie I nur wenige altersbezogene Unterschiede gefunden wurden. Auch der Befund, daß die einzelnen Merkmale der Selbstdefinition keinen bedeutsamen Beitrag zur Aufrechterhaltung des subjektiven Wohlbefindens angesichts gesundheitlicher Einschränkungen leisteten, kann möglicherweise auf deren mangelnde temporale Stabilität zurückzuführen sein.

Eine Interpretationsmöglichkeit der Ergebnisse von Studie II besteht darin, die Selbstdefinition alter Menschen als ein flexibles und adaptives System von selbstbezogenem Wissen zu konzeptualisieren. Weiterführende Untersuchungen sollten diese Annahmen direkt überprüfen.

Abstract

This dissertation examines questions about the content and function of self-definitions in old age. Compared to other (younger) age groups, relatively little is known about the content of the self-definitions of old and very old persons. Assuming that an individual's self-definition reflects his/her "person-environment interaction," an analysis of the content of self-definitions of older adults should thus provide valuable insights into the salient life themes and domains of this age group.

One of the basic assumptions of social-cognitive research is that our (subjective) concepts and beliefs about the self (and the world) organize and structure daily and life experience and enable us to predict and to deal with such experiences. In this context, a stable self-definition is often considered to be one important predictor of effective functioning. The stability of the self-definitions of old and very old individuals is especially at risk (compared to that of younger age groups), given the increased likelihood that older adults will be confronted with health-related constraints.

Based on various models about processes associated with the maintenance of the self-definition (e.g., Rosenberg & Gara, 1985), it was proposed that "multifacetedness" should be one of the characteristics which serves to protect and maintain the self-definition in the face of constraints. Multifacetedness of the self-definition was operationalized here as (1) the number of different life domains included and (2) the number of aspects mentioned within these domains (i.e., richness). Multifacetedness is, however, not the only characteristic of the self-definition that might moderate the negative effects of health-related constraints on an individual's subjective well-being. The importance of two additional dimensions of self-definitions were also examined in the present work, namely a focus on the present (rather than the past or the future) and the presence of positive (rather than negative) evaluative statements.

Study 1 was undertaken within the Berlin Aging Study (BASE). BASE involves a representative sample (total $N = 156$), stratified by age and sex, of old and very old persons aged 70 to 103 years. Subjects were asked to verbally provide ten self-defining statements in answer to the question "Who am I?" Verbatim transcriptions were segmented and coded with high reliability using a coding system especially developed for the study by the author. Each self-defining statement was categorized in terms of life domain content, aspect richness, time focus, and evaluative tone.

The following picture was gained about the content of the self-definitions of old and very old persons: The majority of individuals defined themselves in terms of their hobbies and interests, routines of everyday life, and, as well, their health. As expected, topics associated with life review also formed a central part of the self-definitions of this age group. Unexpectedly, only about a quarter of the sample included statements about everyday competence in their self-definitions, and there were very few statements reflecting thoughts about death and dying.

For the most part, the self-definitions of these old and very old persons were located in the present. Aspects of the past appeared infrequently in the self-descriptions; specific thoughts about the future self were rare. Less than half of all the self-defining statements contained an explicit evaluation. When present, positive evaluations were twice as frequent as negative ones.

Comparisons between the old and very old age groups indicated very few areas of difference: These were limited to the relative frequency of mentioning two specific life domains (i.e., the very old were more likely to mention routines of everyday life and the old outdoor activities). The number of different life domains and the focus on the present was negatively related to age. There were also very few gender-related differences. Health-related constraints, however, were significantly related to most of the investigated characteristics of the self-definition.

Separately, none of the characteristics of the self-definition that were examined (namely, number of different domains, richness, present time, positive evaluation) could moderate the effect of health-related constraints on subjective well-being. The combined presence of these characteristics, however, was sufficient to produce a small but significant moderating effect in regression models tested. This finding indicated that the subjective well-being of individuals who possess a multifaceted self-definition which is focussed on the present and expressed in a very positive way is less likely to be affected by health-related constraints than that of individuals whose self-definitions do not have this combination of characteristics.

In a second study, the temporal stability of the self-definition gained from the "Who am I" task was assessed over an eight-week period in a volunteer sample of elderly persons ($N = 71$; $M = 77.4$ years). Both the content (life domains) and the various characteristics (number of domains, aspect richness, time focus, and evaluative tone) showed only a relatively low level of stability over this short period of time. This feature of low temporal stability might have contributed to the fact that few significant age-related effects were obtained in Study 1. Similarly, it might also have lead to the finding that alone the separate characteristics of the self-definition helped little to maintain the invulnerability of personal well-being against health-related constraints.

One possible implication of the results of Study II is that the self-definition of older adults is best conceived as a flexible and adaptive system of self-related knowledge. This suggestion awaits further examination in future studies.

Kapitel 1

Einleitung

1.1 Zentrale Fragen

A. Wie definieren sich alte und sehr alte Menschen selbst?

Die Frage „Wer bin ich?“ kann nicht ein für allemal im Leben einer Person beantwortet werden. Ob und in welcher Hinsicht sich die Antworten auf diese Frage verändern, hängt davon ab, ob und wie sich ein Individuum und seine Lebenswelt verändern. Das hohe Alter stellt einen Lebensabschnitt dar, der – wie Kindheit, Jugend, junges und mittleres Erwachsenenalter auch – eigene Thematiken und Anforderungen aufweist (z.B. Havighurst, 1963; Neugarten, 1964; Thomae, 1979; Erikson, 1982; Baltes, 1987; Baltes & Baltes, 1990). Ausgehend von der Annahme, daß die Selbstdefinition ein System von Aussagen ist, das die Auseinandersetzung mit der eigenen Person und deren Lebenswelt widerspiegelt, kann der *Inhalt* der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen Einblick in diesen Lebensabschnitt gewähren. Welche inhaltlichen Merkmale die Selbstdefinition im *hohen und sehr hohen* Alter aufweist, ist im Gegensatz zum Kindes- und Jugendalter bisher kaum untersucht worden. Ein zentraler Aspekt dieser Arbeit besteht daher in der Untersuchung der Frage, wie sich alte und sehr alte Menschen selbst definieren.

B. Schützen Merkmale der Selbstdefinition vor der wohlbefindensmindernden Wirkung von gesundheitlichen Einschränkungen im hohen Alter?

Das hohe Alter stellt einen Lebensabschnitt dar, in dem gesundheitliche Einschränkungen mit höherer Wahrscheinlichkeit auftreten als im jungen oder mittleren Erwachsenenalter. Es kann davon ausgegangen werden, daß solche Einschränkungen zu einer Verminderung des subjektiven Wohlbefindens führen. Der zweite Teil dieser Arbeit bezieht sich auf die Frage, ob und welche Merkmale der Selbstdefinition die negative Wirkung von Einschränkungen abschwächen können.

Eine der Grundannahmen dieser Arbeit besteht darin, daß die Selbstdefinition für die Auseinandersetzung einer Person mit sich selbst und ihrer Umwelt aufgrund ihrer handlungsleitenden, orientierungsstiftenden Funktion von wesentlicher Bedeutung ist. Es wird weiterhin angenommen, daß die effektive Interaktion einer Person mit sich selbst und ihrer Umwelt zu deren subjektivem Wohlbefinden beiträgt. Gesundheitliche Einschränkungen können eine massive Bedrohung der Selbstdefinition darstellen, da verschiedene Bereiche, die sie konstituierten, möglicherweise nicht mehr ausgeführt werden können (z.B. Sport treiben). Eine Selbstdefinition, die viele verschiedene und reichhaltige Bereiche umfaßt, könnte sich als besonders wenig anfällig gegenüber Einschränkungen erweisen, da sie im Falle eines Verlusts über alternative selbstdefinierende Bereiche und Aspekte verfügt. Es scheint sinnvoll, nicht nur die reine *Anzahl* an Bereichen und Aspekten hinsichtlich der Funktion, die wohlbefindensmindernde Wirkung von Einschränkungen

abzuschwächen, zu untersuchen, sondern darüber hinaus qualitative Merkmale der Selbstdefinition zu berücksichtigen. So kann angenommen werden, daß eine gegenwartsbezogene Selbstdefinition die effektive Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Anforderungen der Umwelt erleichtert. Die Anzahl gegenwartsbezogener Bereiche könnte ein wesentliches Merkmal für die handlungsleitende Funktion der Selbstdefinition darstellen. Ein weiteres Merkmal, das vor der wohlbefindensmindernden Wirkung einschneidender Einschränkungen schützen könnte, ist die positive Bewertung der Selbstdefinition.

Die Untersuchung dieser Fragen ist untrennbar mit der Methode zur Erfassung von Selbstdefinitionen verknüpft. Als zentrale Datenbasis dieser Arbeit dienten die freien Antworten von 70- bis 103jährigen auf die Frage „Wer bin ich?“, die mit Hilfe eines neu entwickelten Kategoriensystems ausgewertet wurden. Auf der Grundlage von Modellen über die kognitive Repräsentation der Selbstdefinition kann davon ausgegangen werden, daß sich sowohl inhaltliche als auch strukturelle Merkmale von Selbstdefinitionen über freie sprachliche Produktionen erfassen lassen. Die Untersuchung der Angemessenheit dieser Methode bildet einen weiteren Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit.

1.2 Selbstdefinition als Spiegel der Lebenswelt eines Menschen: Entwicklung über die Lebensspanne

Analog zu Konzepten über Objekte und andere Personen baut ein Individuum Konzepte über die eigene Person auf, über eigene Verhaltensweisen, Einstellungen, Interessen oder persönliche Charakteristika. Die eigene Person wird damit zum Objekt der Wahrnehmung und Betrachtung – von James (1890) als das „me“ oder „self-as-known“ bezeichnet. Die Selbstdefinition stellt eine Teilmenge dieses selbstbezogenen Wissens dar, nämlich die zur eindeutigen Bestimmung der Person kritischen Attribute (Tesser & Campbell, 1983).

Die Selbstdefinition bildet die Auseinandersetzung eines Individuums mit sich selbst und seiner Umwelt ab (z.B. Markus, 1977; Epstein, 1979; Filipp, 1980). Der Inhalt der Selbstdefinition sollte daher zentrale Aspekte der Lebenswelt eines Menschen und die vorherrschenden Themen, mit denen sich eine Person beschäftigt, widerspiegeln. Der Inhalt der Selbstdefinitionen verschiedener Altersgruppen ermöglicht somit einen Einblick in die Entwicklung der Auseinandersetzung einer Person mit sich selbst und ihrer Umwelt.

Wie entwickelt sich die Selbstdefinition über die Lebensspanne? Untersuchungen zu dieser Frage thematisieren vor allem zwei Aspekte: die Entwicklung struktureller Merkmale – wie ist das Wissen über die eigene Person kognitiv repräsentiert – und die Veränderung des Inhalts über das Alter – welche Bereiche werden zu verschiedenen Zeitpunkten im Lebenslauf zur Selbstdefinition herangezogen und wie werden diese Bereiche bewertet (Selbstwertgefühl) (vgl. Filipp, 1978, 1980). Im Mittelpunkt von Untersuchungen der frühen Kindheit steht der Aufbau des Bewußtseins der eigenen Person als von der Umwelt distinkte Entität (z.B. Bullock & Lütkenhaus, 1990). Damon und Hart (1982) postulieren vier Entwicklungsstufen der Selbstdefinition: Während sich ein kleines Kind primär über physische Begriffe definiert, herrschen in der mittleren und späten Kindheit Handlungsbegriffe vor; Jugendliche definieren ihre Person zunächst vor allem in sozialen, später in psychologischen Kategorien. Auch nach Harter (1983) entwickelt sich die Selbstdefinition mit steigendem Alter von konkreten Zuschreibungen über die eigene Person zu zunehmend abstrakten Beschreibungen (vgl. Fullerton, 1970; Montemayor & Eisen, 1977). Angefangen mit James' Begriff des

„social self“ (James, 1890), das sich in Abhängigkeit von dem perzipierten Urteil von Interaktionspartnern entwickelt, wird – insbesondere in der Tradition des symbolischen Interaktionismus – immer wieder die Bedeutung der sozialen Interaktion für die Entwicklung des Selbst betont (Cooley, 1902; Mead, 1934; Stryker, 1984).

Nach Erikson (1968) stellt die Identitätsfindung zwar eine zentrale, lebensspannenübergreifende Entwicklungsaufgabe dar, dem Jugendalter kommt jedoch in seinem Modell der psychosozialen Krisen eine besondere Rolle im Hinblick auf die Entwicklung der Identität zu (vgl. Marcia, 1980; Waterman & Archer, 1989). Die Jugend wird häufig als eine Zeit des Egozentrismus beschrieben, der nach Piaget (1975) sowohl aus dem Erreichen des Stadiums des formallogischen Denkens als auch aus der vorrangigen Beschäftigung mit der eigenen Person resultiert. Vorherrschende Themen dieser Entwicklungsphase sind die Bildung eigener Meinungen, Einstellungen und Werte. Während als Entwicklungsaufgaben des frühen Erwachsenenalters Berufsausbildung und Aufbau einer Lebensgemeinschaft angesehen werden, gilt das mittlere Erwachsenenalter als ein Lebensabschnitt der Produktivität und Generativität, in dem die Themen Arbeit, Familiengründung, Kindererziehung und Aufbau vielfältiger sozialer Beziehungen vorherrschen (Erikson, 1968; Neugarten & Datan, 1973; Whitbourne, 1986). Einerseits wird angenommen, daß die Selbstdefinition und Identität in diesen Lebensabschnitten mit den zentralen Themen Arbeit und Familie stabil ist (z.B. Erikson, 1959; Whitbourne, 1986), andererseits wurde auch auf deren Veränderung in Abhängigkeit von dem Auftreten bestimmter Entwicklungsaufgaben hingewiesen (Neugarten & Datan, 1973; Neugarten, 1977).

Welches die zentralen Themen der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen sind, ist bisher kaum untersucht worden. Noch weniger ist darüber bekannt, ob und inwiefern sich die Selbstdefinition auch im hohen Alter noch verändert. Einer der Gründe für das weitgehende Fehlen solcher Untersuchungen dürfte darin liegen, daß die Annahme, die Selbstdefinition verändere sich über die gesamte Lebensspanne, der Position der Persönlichkeitspsychologie gegenübersteht, nach der Eigenschaften („traits“) ab dem Erreichen des frühen Erwachsenenalters überwiegend stabil bleiben (z.B. McCrae & Costa, 1990). Die heterogene Befundlage von Untersuchungen zur Entwicklung der Persönlichkeit im Erwachsenenalter ist zumindest teilweise auf unterschiedliche Erhebungsmethoden zurückzuführen. Studien, die Veränderungen berichten, verwenden meist offene Fragen; Untersuchungen, deren Ergebnisse für die Stabilität der Persönlichkeit sprechen, verwenden dagegen Persönlichkeitsfragebögen (Bengtson, Reedy & Gordon, 1985). Eine Erklärung für diese widersprüchlichen Befunde könnte darin liegen, daß mit den unterschiedlichen Verfahren nicht dieselben Konstrukte erfaßt werden (Brown, 1991). „Traits“ werden als überdauernde, konsistente (d.h. situationsunspezifische) Verhaltensdispositionen definiert (z.B. Guilford, 1964; Costa & McCrae, 1980). Persönlichkeitsfragebögen versuchen demnach möglichst situationsunspezifische und zeitlich stabile Verhaltensdispositionen zu erfassen. Mit Hilfe offener Verfahren werden dagegen eher subjektive Theorien und Konzepte, bezogen auf die eigene Person, als „traits“ erhoben. Da die Selbstdefinition hier im Sinne Epsteins (1979, 1990; Kelly, 1955) als subjektive Theorie über die eigene Person aufgefaßt werden soll, die auch Veränderungen in der Person-Umwelt-Interaktion abbilden kann, scheint ein offenes Verfahren zu deren Erhebung am angemessensten zu sein. Dieses Vorgehen ermöglicht es, die bisher nur ansatzweise untersuchte und meist auf „junge Alte“ (bis 70 Jahre) bezogene Problematik auch im Hinblick auf sehr alte Menschen (70 bis 103 Jahre) näher zu beleuchten.

Was macht die Lebenswelt eines alten Menschen aus? Im hohen Alter gewinnen Themen und Anforderungen an Bedeutung, die im jungen und mittleren Erwachsenenalter von untergeordneter Wichtigkeit sind (z.B. Havighurst, 1963; Neugarten, 1964; Thomae, 1979; Erikson, 1982). Nach Erikson (1959) ist das hohe Alter von dem Spannungsfeld Integrität–Verzweiflung gekennzeichnet. Vorherrschende Themen sind seinem Modell zufolge die Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebenslauf und der eigenen Endlichkeit. Dem Modell der sozioemotionalen Selektivität zufolge (Carstensen, 1991, 1992) nimmt mit steigendem Alter die Emotionsregulation an Bedeutung für soziale Interaktionen zu. Nach Carstensen sind im hohen Alter die emotionalen Konsequenzen für die Auswahl von Interaktionspartnern entscheidend, während Informationssuche und Aufbau der Selbstdefinition – wesentliche Motive der Auswahl von Interaktionspartnern im jungen und mittleren Erwachsenenalter – eine eher untergeordnete Rolle spielen. Das Weisheitsmodell von Baltes und Kollegen (z.B. Baltes, Dittmann-Kohli & Dixon, 1984; Baltes & Smith, 1990) verweist auf das Potential der Lebenserfahrung alter Menschen im Umgang mit grundlegenden Fragen des menschlichen Lebens. Zusammenfassend läßt sich mit der Entwicklungspsychologie der Lebensspanne (Thomae, 1979, 1992; Baltes, 1987) festhalten, daß die Entwicklung eines Individuums nicht mit dem mittleren Erwachsenenalter abgeschlossen ist, sondern auch das Alter umfaßt.

Spiegelt die Selbstdefinition eines Individuums seine Lebenswelt wider, so sollte der Inhalt der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen Aufschluß über die Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Person und ihrer Umwelt geben. Es wird angenommen, daß die Bereiche Gesundheit, Alltagskompetenz und Alltagsroutinen mit zunehmendem Alter wichtiger werden, da diese aufgrund des erhöhten Krankheitsrisikos mit größerer Wahrscheinlichkeit bedroht sind als in früheren Lebensabschnitten (Baltes & Wahl, 1987; Baltes et al., 1993). Ausgehend von der Annahme, daß „das Alter“ kein Zeitabschnitt des Stillstandes ist, sondern daß sich zwischen dem 70. und 100. Lebensjahr – einer Zeitspanne von immerhin 30 Jahren – die Lebenssituation eines Menschen verändert, werden die systematischen Unterschiede zwischen der Selbstdefinition alter (70 bis 84 Jahre) und sehr alter Menschen (85 bis 103 Jahre) untersucht. Relevante Fragen sind in diesem Zusammenhang zum Beispiel: Definieren sich sehr alte Menschen häufiger im Bereich Gesundheit, als es 20 Jahre jüngere Menschen tun? Beschäftigen sich sehr alte Menschen, die dem Tod wahrscheinlich näher sind als 70- bis 85jährige, wirklich häufiger mit ihrem Lebensverlauf und ihrer eigenen Endlichkeit? Gewinnt die Thematik der Unabhängigkeit in der Lebensführung mit zunehmendem Alter an Wichtigkeit für die Selbstdefinition?

Diese Themen lassen sich als die Frage nach der Stabilität bzw. Veränderung der Selbstdefinition über verschiedene Altersgruppen zusammenfassen. Ein querschnittlicher Vergleich verschiedener Altersgruppen kann immer nur eine Annäherung an altersbezogene Veränderungen bzw. Stabilität darstellen. Aus Unterschieden zwischen *Gruppen* von Personen verschiedenen Alters wird auf intraindividuelle Veränderung geschlossen, das heißt darauf, daß sich Individuen mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit in einem gegebenen Zeitraum (z.B. zwischen dem 70. und 90. Lebensjahr) hinsichtlich eines Merkmals verändern (vgl. Baltes, Reese & Nesselroade, 1988). Da es ein querschnittliches Design nicht ermöglicht, intraindividuelle Veränderungen bzw. Stabilität zu untersuchen, sollten

diese Begriffe bei einem Vergleich von Altersgruppen zu einem Meßzeitpunkt durch ‚altersbezogene Unterschiede‘ (für ‚Veränderung‘) bzw. ‚Altersinvarianz‘ (für ‚Stabilität‘) ersetzt werden.

1.3 Welche Merkmale der Selbstdefinition können zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen im hohen Alter beitragen?

Die Funktion der Kontinuität der Selbstdefinition

Um effektiv mit der Umgebung interagieren und Ziele verfolgen zu können, ist es notwendig, über Konzepte darüber zu verfügen, wie Dinge zusammenhängen (Kelly, 1955). Ein wesentlicher Aspekt für die Funktion solcher Konzepte ist ihre Kontinuität über die Zeit (z.B. Swann, 1983). Es kann angenommen werden, daß ohne eine solche Kontinuität Bedeutung und Funktion der Umgebung immer wieder von neuem erschlossen und konstituiert werden müßten; ähnlich einer dementen Person, die ihre Vergangenheit nicht erinnern kann, ihre Umgebung nicht versteht und sich daher in der Gegenwart nicht zurechtfindet.

Wesentlich für die Interaktion mit der Umwelt sind Konzepte über die eigene Person (Epstein, 1990); jene Konzepte, die für die Bestimmung der eigenen Person zentral sind, werden als Selbstdefinition bezeichnet. Eine Funktion der Selbstdefinition besteht darin, daß sie die Komplexität von Ereignissen, Emotionen und Interaktionen im Leben einer Person strukturiert und organisiert. Selbstdefinitionen konstituieren einen Teil des handlungsleitenden Orientierungsrahmens eines Individuums in seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt, indem sie die Vielzahl an alternativen Verhaltensweisen und Deutungen in einer gegebenen Situation reduzieren (z.B. Epstein, 1973, 1990; Markus, 1977; Brandtstädter, 1985; Greve, 1990).

Ein gewisses Ausmaß an zeitlicher Kontinuität und Stabilität in der Selbstdefinition wird hinsichtlich dieser Funktion allgemein als wesentlich angesehen oder sogar als ein grundlegendes Motiv aufgefaßt (z.B. Filipp & Klauer, 1986; Swann, 1990). Die zeitliche Kontinuität wird auch hinsichtlich ihres funktionalen Wertes für die Identität eines Individuums betont (z.B. Erikson, 1968; Waterman & Archer, 1989). Sie vermittelt die Einheit der Person, die *ich in der Vergangenheit* war, mit der Person, die *ich gegenwärtig* bin. Der Begriff der Kontinuität bezieht sich in diesem Zusammenhang auf das Phänomen des subjektiven Gefühls, über die Zeit dieselbe Person zu sein. Vielfach wird Identität als eben diese subjektive Evidenz des Gleichseins der eigenen Person trotz Veränderungen ihrer selbst und der Umgebung definiert (Erikson, 1959; Thomae, 1959; Allport, 1970).

Der Begriff der Kontinuität

Was soll in diesem Kontext unter Kontinuität verstanden werden? Wesentlich für diese Arbeit ist die Kontinuität im Sinne des *subjektiven* Gefühls der Identität über die Zeit. Dennoch bleibt zu fragen, ob dieser subjektiven Kontinuität beobachtbare („objektive“) Indikatoren entsprechen. Eine Möglichkeit, Kontinuität der Selbstdefinition empirisch zu definieren, ist die ipsative, inhaltliche Gleichheit der Selbstdefinition einer Person über die Zeit (Kagan, 1980; Caspi & Bem, 1990). Ein Problem dieser Definition besteht darin, daß Kontinuität auf unterschiedlichen Ebenen betrachtet werden kann. Abgesehen von

dem Fall der absoluten Übereinstimmung des Inhalts und der strukturellen Merkmale der Selbstdefinition über die Zeit ist schwer zu bestimmen, wo die Grenzen zwischen Kontinuität und Diskontinuität liegen.

Definiert sich eine Person beispielsweise über den Bereich Kartenspielen und faßt zu einem Zeitpunkt Skat und Canasta darunter, zu einem späteren Zeitpunkt jedoch Poker und Bridge, so ist die Selbstdefinition einerseits über die zwei Zeitpunkte kontinuierlich. Auf der anderen Seite könnte diese Selbstdefinition jedoch insofern als diskontinuierlich bezeichnet werden, als der Bereich Kartenspielen durch unterschiedliche Spiele gekennzeichnet wird. Die entscheidende Frage ist demnach, welches (Detail-)Niveau als wesentlich für die Untersuchung der Kontinuität der Selbstdefinition aufgefaßt werden soll (vgl. Janoff-Bulman & Schwartzberg, 1991). Derzeit liegen keine empirischen Befunde zu der Frage vor, welches Ausmaß an Veränderung im Inhalt der Selbstdefinition das Gefühl der Kontinuität und Identität einer Person bedroht (siehe aber Ball & Chandler, 1989).

In der vorliegenden Arbeit wird zunächst eine Art Minimaldefinition von Kontinuität der Selbstdefinition als *Aufrechterhaltung einer bestimmten Anzahl selbstdefinierender Bereiche* zugrundegelegt. Dies bedeutet, daß sowohl (1) die ipsative Gleichheit des Inhalts der Selbstdefinition über die Zeit (Kagan, 1980) als auch (2) die Substitution verschiedener Aspekte innerhalb eines selbstdefinierenden Bereiches – zum Beispiel die Ersetzung von Skat und Canasta durch Poker und Bridge für den Bereich Kartenspielen – oder (3) die Ersetzung eines Bereiches durch einen anderen – zum Beispiel die Ersetzung des Bereiches Sporttreiben durch Zusammensein mit der Familie – als Kontinuität aufgefaßt werden (Flavell, 1972). Diskontinuität besteht demnach im Verlust eines selbstdefinierenden Bereiches, ohne daß dieser durch einen anderen ersetzt wird¹.

Die Kontinuität der Selbstdefinition ist für die vorliegende Arbeit insofern von zentraler Bedeutung, als angenommen wird, daß deren zeitliche Stabilität wesentlich für die orientierungsstiftende, handlungsleitende Funktion der Selbstdefinition ist und auf diese Weise zu einer erfolgreichen Auseinandersetzung mit der eigenen Person und der Umwelt beiträgt.

Bedrohung und Aufrechterhaltung der Selbstdefinition im hohen Erwachsenenalter

Die Selbstdefinition ist im hohen und sehr hohen Erwachsenenalter in besonderem Maße bedroht (Rosow, 1973; Atchley, 1982), da jetzt einschneidende Veränderungen und Einschränkungen in verschiedenen Lebensbereichen aufgrund erhöhter Morbidität (Manton, 1990) wahrscheinlicher sind als in früheren Lebensabschnitten; dramatische Einschränkungen können zum Verlust selbstdefinierender Bereiche führen. Ein solcher Verlust kann die Identität einer Person bedrohen, wenn die Diskrepanz zwischen noch bestehender Selbstdefinition und der Realität, in der die Aufrechterhaltung des selbstdefinierenden Bereiches nicht möglich ist, bewußt wird. Eine solche Bedrohung löst, so wird angenommen, ein hohes Maß an Angst und Unzufriedenheit aus (Hilgard, 1949; Allport, 1961; Lecky, 1969; Epstein, 1973, 1980). Lassen sich Merkmale der Selbstdefinition identifizie-

¹ Dieser Begriff der Kontinuität ist von dem der altersbezogenen Unterschiede bzw. Altersinvarianz der Selbstdefinition zu unterscheiden. Altersbezogene Unterschiede der Selbstdefinition beziehen sich auf systematische, auf das Alter zurückführbare Unterschiede hinsichtlich inhaltlicher und struktureller Merkmale der Selbstdefinition.

ren, die deren Aufrechterhaltung und Kontinuität über die Zeit angesichts von Einschränkungen erleichtern?

In den letzten Jahren wurden verschiedene Prozesse in der Verarbeitung selbstbezogenen Wissens hinsichtlich der Funktion, eine Diskrepanz zwischen Selbstdefinition und Realität nicht wahrzunehmen, diskutiert (Greenwald, 1980; Greenberg & Pyszczynski, 1985; Taylor & Brown, 1988; Baumeister, 1989; Brown, 1991). Diesen Prozessen der „Immunisierung“ fügen Brandtstädter und Greve (1994) zwei weitere Prozesse zur Aufrechterhaltung des Selbstkonzepts zu: Akkommodation (Redefinition oder Adjustierung von Zielen an gegebene Umstände) und Assimilation (instrumentelle und kompensatorische Aktivitäten zur Aufrechterhaltung eines von Verlust bedrohten Bereiches).

In dieser Arbeit wird vorgeschlagen, daß (1) die Kontinuität der Selbstdefinition und (2) der Zeitbezug und die Bewertung selbstdefinierender Bereiche die Invulnerabilität einer Person gegenüber Einschränkungen und Verlusten bestimmt.

ad (1) Als eine Form der Kompensation von Verlust kann die Ersetzung eines selbstdefinierenden Bereiches durch einen anderen aufgefaßt werden (Rosenberg & Gara, 1985; Gara, Rosenberg & Cohen, 1987). Es wird angenommen, daß eine hohe *Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche* durch die Bereitstellung alternativer Bereiche eine Grundlage bietet, die Selbstdefinition trotz einschränkender Lebensbedingungen aufrechterhalten. Definiert sich eine Person beispielsweise darüber, daß sie Tennis spielt, kann nun aber aus gesundheitlichen Gründen keinen Sport mehr ausüben, so wird angenommen, daß sie den Verlust des Bereiches Tennisspielen um so leichter kompensieren kann, je mehr andere selbstdefinierende Bereiche ihr zur Verfügung stehen (Epstein, 1973; Rosenberg & Gara, 1985; Steele, 1988).

Die bisherige empirische Evidenz legt zwar nahe, daß die Anzahl selbstdefinierender Bereiche alleine den negativen Effekt von Einschränkungen nicht aufheben kann (z.B. Thoits, 1983; Linville, 1987; Showers, 1992). Diese Ergebnisse beziehen sich jedoch ausschließlich auf das junge und mittlere Erwachsenenalter; für das hohe und sehr hohe Alter ist dieser Zusammenhang bisher nicht untersucht worden.

Ein weiteres Merkmal der Selbstdefinition, das möglicherweise vor den negativen Auswirkungen von Einschränkungen schützen kann, stellt die *Reichhaltigkeit* dar. Unter Reichhaltigkeit wird die Anzahl unterschiedlicher Aspekte verstanden, die die selbstdefinierenden Bereiche konstituieren. Ist der selbstdefinierende Bereich Tennis unserer Beispielperson nicht ausschließlich durch das aktive Ausüben dieser Sportart getragen, so können andere Aspekte desselben Bereichs (z.B. Zuschauer von Tenniswettkämpfen, Schiedsrichter, Beratung beim Tennis-Training) die gesundheitlich bedingte Einschränkung kompensieren. Der Bereich Tennis könnte damit als selbstdefinierend aufrechterhalten werden. Es wird also angenommen, daß ein selbstdefinierender Bereich um so invulnerabler gegenüber einschränkenden Bedingungen ist, je größer die Anzahl seiner Aspekte ist.

Eine Selbstdefinition, die über eine große Anzahl selbstdefinierender Bereiche verfügt *und* sehr reichhaltig ist, wird als facettenreich bezeichnet. Es wird angenommen, daß diese Merkmalskombination der Selbstdefinition eine *zweifache* Möglichkeit zur Kompensation von Einschränkungen bietet.

ad (2) Während sich der Facettenreichtum in Anlehnung an Linville (1987), Rosenberg und Gara (1985) und Thoits (1983) ausschließlich auf abstrakte, strukturelle Merkmale der Selbstdefinition hinsichtlich deren Funktion für Kontinuität bezieht, soll in einem wei-

teren Schritt die Relevanz zweier inhaltlicher *Dimensionen* selbstdefinierender Bereiche hinsichtlich ihrer orientierungsstiftenden, handlungsleitenden Funktion verdeutlicht werden. Es wird angenommen, daß es notwendig ist, über *gegenwartsbezogene* Selbstdefinitionen zu verfügen, um effektiv mit der Umwelt interagieren zu können. So stellt die Selbstdefinition „Ich habe früher Tennis gespielt“ keine Handlungsorientierung für die Gegenwart bereit. Darüber hinaus kann die *Bewertung* eines selbstdefinierenden Bereichs als positiv oder negativ entschiedenen Einfluß darauf haben, ob und wie Personen Einschränkungen bewältigen. Auch wenn ein negativ bewerteter Bereich dazu beitragen mag, die Selbstdefinition eines Individuums zu konstituieren und aufrechtzuerhalten, könnte der negative Inhalt diesen positiven Einfluß aufheben (Showers, 1992).

1.4 Die vorliegenden Untersuchungen

Studie I

Die *empirische* Untersuchung von altersbezogenen Unterschieden bzw. der intraindividuellen Kontinuität der Selbstdefinition umfaßt im optimalen Fall ein longitudinales Design mit mehreren Kohorten, um sowohl die zeitliche Dimension als auch die kohortenspezifischen Einflüsse angemessen berücksichtigen zu können (Schaie & Baltes, 1975; Baltes, Cornelius & Nesselroade, 1976). Solche Kohortensequenzuntersuchungen sind jedoch äußerst (kosten- und zeit-)aufwendig und daher nicht leicht zu verwirklichen. Querschnittuntersuchungen, die unterschiedliche Altersgruppen miteinander vergleichen, oder quasi-experimentelle Designs können jedoch wertvolle *Hinweise* auf altersbezogene Veränderungen bzw. Prozesse geben, die zur Kontinuität der Selbstdefinition beitragen. Die Berliner Altersstudie (BASE), in deren Rahmen Studie I durchgeführt wurde, stellt eine Querschnittuntersuchung dar.

Selbstdefinitionen wurden an einer nach Alter und Geschlecht stratifizierten, repräsentativen Stichprobe alter und sehr alter (West-)Berliner Bürger mit Hilfe der offenen Frage „Wer bin ich?“ (in Anlehnung an Bugental & Zelen, 1950) erhoben. Die Instruktion lautete, zehn Sätze zu generieren, die die eigene Person beschreiben. Der verbatim transkribierte Interviewabschnitt wurde auf der Grundlage eines für diese Untersuchung entwickelten Kategoriensystems segmentiert und in einem zweiten Schritt codiert. Das Kategoriensystem umfaßt 20 Kategorien, die die (Lebens-)Bereiche von Selbstdefinitionen abbilden, und drei Dimensionen (Reichhaltigkeit, Zeitbezug, Bewertung vs. Beschreibung).

Teil A. Die Codierung nach inhaltlichen Bereichen und verschiedenen Dimensionen ermöglicht es, ein umfassendes Bild über die Selbstdefinition im hohen Alter zu gewinnen. Ein querschnittlicher Vergleich der Selbstdefinition alter Personen (70 bis 85 Jahre) und sehr alter Personen (85 bis 103 Jahre) gibt darüber hinaus Aufschluß über die altersbezogenen Unterschiede der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen.

Teil B. Ein weiteres Anliegen von Studie I besteht in der Untersuchung der Frage, ob sich Merkmale der Selbstdefinition identifizieren lassen, die vor der negativen Wirkung von Einschränkungen schützen können. Es wurden die Merkmale ‚Anzahl selbstdefinierender Bereiche‘, ‚Reichhaltigkeit‘, ‚Gegenwartsbezug‘ und ‚positive Bewertung‘ der Selbstdefinition hinsichtlich ihrer Funktion, zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen

gen beizutragen, untersucht. Als Indikator für die Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen wurde subjektives Wohlbefinden herangezogen. Einschränkungen wurden im Bereich der Gesundheit als sensorische Funktionstüchtigkeit (Sehschärfe und Hörfähigkeit) und Mobilität und als Unabhängigkeit in basalen Aktivitäten des täglichen Lebens operationalisiert.

Studie II

In einer zusätzlichen Studie wurde die Stabilität der mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ erfaßten Selbstdefinition über einen Zeitraum von zwei Monaten an einer Stichprobe alter Personen überprüft. In Studie II wurde sowohl die temporale Stabilität des Inhalts als auch der Merkmale der Selbstdefinition untersucht, die in das Invulnerabilitätsmodell eingingen (Anzahl selbstdefinierender Bereiche, Reichhaltigkeit, Gegenwartsbezug und positive Bewertung).

Kapitel 2

Theoretischer Teil

In diesem Kapitel werden die für die vorliegende Arbeit relevanten theoretischen Konzepte und die gegenwärtige empirische Befundlage dargestellt.

Im *ersten Abschnitt* soll eine Begriffsbestimmung den zentralen Gegenstandsbereich dieser Arbeit, die Selbstdefinition, umreißen.

Die zentralen Fragen des *zweiten Abschnitts* sind: (1) Welches sind die Quellen selbstbezogenen Wissens? Es soll gezeigt werden, daß die Selbstdefinition die Auseinandersetzung eines Individuums mit der eigenen Person und ihrer Umwelt widerspiegelt. (2) Wie ist das Wissen über die eigene Person kognitiv strukturiert? Diese Frage wird im Hinblick auf die kognitiven Grundlagen der dieser Arbeit zugrundeliegenden Konzeptualisierung der Selbstdefinition behandelt werden. (3) Welches sind die Prozesse und Funktion von Stabilität bzw. Veränderung der Selbstdefinition?

Im *dritten Abschnitt* wird die Entwicklung der Selbstdefinition über die Lebensspanne dargestellt. Dieses Thema soll zum einen anhand von Untersuchungen erläutert werden, die der Frage nach Stabilität bzw. Altersinvarianz und Veränderung bzw. altersbezogenen Unterschieden des Inhalts von Selbstkonzeptionen und deren faktorieller Struktur nachgehen. Zum anderen sollen entwicklungspsychologische Theorien über die Auseinandersetzung mit altersspezifischen Aufgaben dargestellt werden, wobei der Schwerpunkt auf dem hohen Alter liegt.

Im Zentrum des *vierten Abschnitts* steht die Frage, wie die Selbstdefinition angesichts der im hohen Alter zu erwartenden Einschränkungen und Verluste aufrechterhalten werden kann. Aus Modellen zur Funktion der Anzahl selbstdefinierender Bereiche für die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition wird die Annahme abgeleitet, daß das Konstrukt des Facettenreichtums besondere theoretische Relevanz im Hinblick auf die Frage nach den Bedingungen der Aufrechterhaltung der Selbstdefinition angesichts einschränkender Lebensbedingungen besitzt. Schließlich soll die Annahme erläutert werden, daß – über die Anzahl selbstdefinierender Aspekte und Bereiche hinaus – inhaltliche Dimensionen der Selbstdefinition zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen beitragen können. Am Ende des Kapitels werden zusammenfassend die Untersuchungshypothesen formuliert.

2.1 Begriffsbestimmung

Das Selbst ist ein in der Psychologie häufig verwendeter Begriff, der jedoch sehr heterogen verwendet und häufig nicht explizit definiert wird (Greenwald, 1982; Brandtstädter & Greve, 1994). Häufig steht der Begriff für die Gesamtheit selbstbezogener Kognitionen und Emotionen, Persönlichkeitseigenschaften und kognitiven Stilen (z.B. Coping-Stilen, Attributionsstilen). Vielfach wird betont, daß das Selbst gleichzeitig die Organisation und

Struktur selbstbezogenen Wissens als auch den Prozeß der Verarbeitung selbstbezogener Information darstellt (z.B. Markus, 1983; Greenwald & Pratkanis, 1984; Kihlstrom & Cantor, 1984). Gordon (1968) erweitert diesen Begriff des Selbst, indem er das Bewußtsein einschließt:

„The self is *not* a thing; it is a complex *process* of continuing interpretative activity – simultaneously the person's located subjective stream of *consciousness* (both reflexive and nonreflexive, including perceiving, thinking, planning, evaluating, choosing, etc.) and the resultant accruing structure of *self-conceptions* (the special system of self-referential meaning available to this active consciousness).“ (Gordon, 1968, S. 116)

Eine sehr einfache Definition des Selbst stammt von Murphy (1947, S. 996): „The self is the individual as known to the individual.“

Die einflußreiche Definition von William James

In der zitierten Definition von Murphy (1947) wird der Aspekt des Selbst betont, den James (1890) als das „*Me*“ oder „self-as-known“, also das *Selbst als Objekt* der eigenen Wahrnehmung und Betrachtung, bezeichnet. James unterscheidet hiervon das „*I*“ oder „self-as-knower“, also das *Selbst als das wahrnehmende Subjekt*, das nicht unmittelbar empirisch zugänglich sei. Vielmehr müsse das „*I*“ daraus erschlossen werden, daß eine Instanz existiere, die wahrnimmt und denkt. Diese Inferenz des „*I*“ entspricht dem Descartesschen „*cogito ergo sum*“, das bedeutet, daß, selbst wenn der Wahrheitsgehalt jeder Wahrnehmung angezweifelt werden kann, noch immer eines sicher bleibt, nämlich daß derjenige, der all diese Zweifel hat, zumindest in diesem Zweifeln (bzw. Denken) konstant ist und daher *ist*. Das heißt, aus dieser Kontinuität wird auf die Existenz und Identität der eigenen Person geschlossen. Kontinuität wird demnach schon von Descartes und später von James (1890) als die grundlegende Erfahrung für die Existenz und Identität des Selbst postuliert. Eine James ähnliche Position vertritt Baars (1988):

„Self“ can be operationally defined as that system whose change or violation is spontaneously interpreted as a loss of the sense of self.“ (Baars, 1988, S. 327)

Nach Baars (1988) ist das Selbst mehr als nur eine Wissensrepräsentation – es ist das Wissen, das den Rahmen für jegliche bewußte Erfahrung darstellt, und vermittelt die Kontinuität zwischen verschiedenen Erfahrungen. Das Selbstkonzept stellt dagegen ein Set von Einstellungen und Überzeugungen über die eigene Person dar und entspricht damit dem „*Me*“ im Sinne von James. Selbstbezogene Überzeugungen bilden die Elemente einer Theorie über die eigene Person. Die Theorie über die eigene Person ist jedoch nicht mit dem Selbst gleichzusetzen („... this model of ourselves is not the self itself“ [Baars, 1988, S. 327]). Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ zielen auf selbstbezogenes Wissen ab, nicht aber auf das Selbst, das nicht unmittelbar dem Bewußtsein zugänglich ist. Eine der grundlegendsten Qualitäten des Selbst ist nach Baars dessen Kontinuität. Eine Verletzung der Kontinuität führt seinem Modell zufolge zu „breakdowns in the personality“ (S. 344) wie beispielsweise Depersonalisation, Derealisation oder Multiple Persönlichkeit.

Kontinuität als die Wahrnehmung des Gleichseins der eigenen Person („self-sameness“) über die Zeit wird von Erikson (1959) als Identität definiert. Identität wird durch die Konstanz des „Selbst als (wahrnehmendes) Subjekt“ vermittelt, auch wenn das „Selbst als Objekt (der Wahrnehmung)“ sich verändert. Auch Allport (1955) spricht diesem scheinbaren Paradoxon von gleichzeitiger Wahrnehmung von Veränderung und Konstanz

Tabelle 1: Aspekte und Dimensionen des Selbst nach James (1890)

I („self-as-knower“) Bewußtseinsstrom (stream of consciousness)			
Aspekte	Me („self-as-known“)		
	Dimensionen		
	<i>Kognitiv</i>	<i>Affektiv</i>	<i>Verhaltensbezogen</i>
<i>Materielles Selbst</i>	Besitz	Besitzerstolz	Befriedigung körperlicher Bedürfnisse
<i>Soziales Selbst</i>	Ehre	Scham	Geselligkeit
<i>Geistiges Selbst</i>	Dispositionen	Moralempfinden	Religiöses Streben

der eigenen Person eine identitätsstiftende Funktion zu². James nennt dies den *Bewußtseinsstrom* („stream of consciousness“), der zur Erklärung des dem Selbst innewohnenden Gefühls von Kontinuität und Einheit unerlässlich sei. Es ist zwar möglich, über diesen Bewußtseinsstrom zu reflektieren, womit er zum „self-as-known“ wird, aber selbst während dieser Reflexion fließt der Bewußtseinsstrom parallel als das „self-as-knower“ weiter, womit die Trennung in ein empirisches Selbst und das erschlossene „I“ aufrechterhalten wird. Reflexionen über das „self-as-knower“ stellen demnach einen Teil des „Me“ dar, von James (1890) als das „*geistige Selbst*“ („spiritual self“) bezeichnet:

„... the spiritual self at all is a reflective process, is the result of our abandoning the outward-looking point of view, and of our having become able to think of subjectivity as such, *to think ourselves as thinker*.“ (James, 1890, S. 296)

Die beiden anderen Aspekte des „Me“ sind das „*materielle Selbst*“ (z.B. der eigene Körper, Kleidung, Familie, Besitz) und das „*soziale Selbst*“ (z.B. die Anerkennung von Freunden). Nach James hat eine Person nicht nur *ein* „soziales Selbst“ (vgl. Cooley, 1902; Mead, 1934):

„... he has as many different social selves as there are distinct groups of persons about whose opinion he cares.“ James (1890, S. 294)

Tabelle 1 faßt die Konzeptualisierung des Selbst nach James (1890) zusammen. Die verschiedenen Aspekte des „Me“ werden jeweils an einem Beispiel hinsichtlich der von James (1890) vorgeschlagenen Dimensionen (kognitiv, affektiv, verhaltensbezogen) erläutert. Einige Autoren fügen diesen drei Aspekten des „Me“ noch einen weiteren hinzu, das „*persönliche Selbst*“, das Persönlichkeitseigenschaften, Fähigkeiten, Einstellungen, Werte und Interessen umfaßt (z.B. Brown, 1991).

² „Today I remember some of my thoughts of yesterday; and tomorrow I shall remember some of my thoughts of both yesterday and today; and I am subjectively certain that they are the thoughts of the same person.“ (Allport, 1955, S. 28)

Selbstdefinition als subjektive Theorie über die eigene Person

Das „Me“ wird nach James durch all das definiert, was ein Individuum als zur eigenen Person gehörend auffaßt. Dieser Definition zufolge ist das „Me“ als eine kognitive Repräsentation selbstbezogenen Wissens aufzufassen (vgl. Kihlstrom & Cantor, 1984). Nicht alles, was als zur eigenen Person gehörend („self-as-known“) angesehen wird, muß jedoch als für die Bestimmung der Person konstituierend gelten (vgl. Markus, 1977, 1983). Die Definition der eigenen Person enthält demnach nur eine Teilmenge des selbstbezogenen Wissens, nämlich die für die Bestimmung der Person kritischen Attribute (vgl. Epstein, 1973; Groeben & Scheele, 1977; Brandstädter, 1985; Cantor & Kihlstrom, 1989). Brandstädter und Greve (1994) nennen drei Kriterien, die erfüllt sein müssen, damit ein Attribut als für die Definition der eigenen Person kritisch gelten kann:

- (1) Kontinuität und Permanenz (vgl. auch Epstein, 1973),
- (2) diskriminative Relevanz (vgl. auch McGuire, 1984) und
- (3) biographische Bedeutsamkeit.

Die für die Bestimmung der eigenen Person kritischen Attribute sollen hier *selbstdefinierende Bereiche* genannt werden. Wie sich eine Person *selbst* definiert und welche Attribute hierfür als kritisch anzusehen sind, kann sinnvollerweise nur von dieser Person selbst festgelegt werden. In Anlehnung an Kelly (1955) und Epstein (1973, 1990) soll die Selbstdefinition als Teil der *subjektiven Theorie* einer Person über sich selbst aufgefaßt werden (vgl. Filipp, 1978).

Ähnlich bestimmen auch Wicklund und Gollwitzer (1982) die Selbstdefinition:

„A self-definition is construed by the person as a lasting, personal entity, to be relied on as a potential source of action or thinking. Even though they carry potential for behavior, self-definitions are not to be viewed as derived from behavior or defined in terms of behavior. A self-definition cannot be reduced to a set of activities aimed at one specific goal.“ (Wicklund & Gollwitzer, 1982, S. 31 f.)

In Darstellung 1 wird eine stichwortartige Zusammenfassung der dieser Arbeit zugrundeliegenden Begriffsbestimmung der Selbstdefinition vorgenommen.

Die Bestimmung der Selbstdefinition als eine subjektive Theorie bedeutet nicht, daß sich nicht Merkmale der Selbstdefinition objektiv bestimmen lassen. So sind beispiels-

Darstellung 1: Begriffsbestimmung der Selbstdefinition

Selbstdefinition

Allgemeine Definition

Teilmenge selbstbezogenen Wissens (Kihlstrom & Cantor, 1984; Markus, 1977) bzw. Teil der subjektiven Theorie über die *eigene Person* (Kelly, 1955; Epstein, 1990):

Bestimmung der eigenen Person mit Hilfe der Zuschreibung von Attributen, die

- (1) zwischen der eigenen und anderen Personen diskriminieren (McGuire, 1984)
- (2) Konstanz besitzen (Epstein, 1990)
- (3) (biographisch) bedeutsam sind (Brandstädter & Greve, in Druck)
- (4) für die Person starken Verpflichtungscharakter besitzen (Wicklund & Gollwitzer, 1982)

Operationale Definition

Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“

Tabelle 2: Dieser Arbeit zugrundeliegende Bestimmungsmerkmale der Selbstdefinition

Merkmale	Bestimmung
Inhalt	Selbstdefinierende Bereiche, d.h. Lebensbereiche, die ein Individuum zur Selbstdefinition heranzieht
Strukturelle Merkmale	Facettenreichtum setzt sich zusammen aus (1) Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche <i>und</i> (2) Reichhaltigkeit: Anzahl verschiedener Aspekte innerhalb selbstdefinierender Bereiche
Dimensionen	(1) Zeitbezug (Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft) (2) Bewertung (positiv – neutral – negativ)

weise sprachliche Aspekte der Selbstdefinition am besten objektiv bestimmbar (z.B. Flavell, 1977; McGuire & McGuire, 1991). Es wurde eine Vielzahl an verschiedenen, subjektiven und objektiven Dimensionen vorgeschlagen, hinsichtlich derer Selbstdefinitionen bestimmt werden können. Welche Dimensionen die Selbstdefinition am besten charakterisieren, läßt sich nicht a priori bestimmen, sondern ist von den jeweiligen Forschungsfragen abhängig.

Aufgrund der Fragestellung dieser Arbeit werden – wie an anderer Stelle eingehender begründet – folgende Merkmale zur Bestimmung der Selbstdefinition herangezogen: (1) Inhalt der Selbstdefinition (selbstdefinierende Bereiche), (2) Zeitbezug der selbstdefinierenden Bereiche, (3) subjektive Bewertung eines selbstdefinierenden Bereiches als positiv, neutral oder negativ, (4) die Anzahl unterschiedlicher selbstdefinierender Bereiche und (5) deren Anzahl unterschiedlicher Aspekte (Reichhaltigkeit). Die Anzahl an verschiedenen selbstdefinierenden Bereichen und deren Reichhaltigkeit werden als *Facettenreichtum* der Selbstdefinition bezeichnet.

Tabelle 2 gibt einen Überblick über die Bestimmungsmerkmale der Selbstdefinition, die in der vorliegenden Arbeit von zentraler Bedeutung sind.

Selbst und Persönlichkeit

Begriffe, die in der Literatur zu Selbst häufig verwendet werden, werden von verschiedenen Autoren sehr unterschiedlich und zum Teil miteinander austauschbar benutzt (siehe Tab. 3)³. Persönlichkeitspsychologisch orientierten Ansätzen liegt häufig die sehr weite Definition von Selbstkonzept als Gesamtheit der Gedanken und Gefühle über die eigene Person zugrunde (beispielsweise in Anlehnung an Rosenberg [1979]).

Häufig werden auch Persönlichkeitseigenschaften („traits“) als Selbstkonzept aufgefaßt, da die mit Hilfe von Fragebögen erfaßten Eigenschaften auf Selbstaussagen und

³ Verbreitet sind beispielsweise die Gleichsetzung der Begriffe ‚Selbstwertgefühl‘ mit ‚Selbstkonzept‘ oder mit ‚Selbst‘ und die Gleichsetzung von ‚Identität‘ und ‚Selbst‘. So ist beispielsweise Whitbournes Definition von Identität nicht von einer Definition des Selbst zu unterscheiden: „The individual’s identity is defined as the uniquely integrated and temporally consistent set of conceptions the person has about the self’s physical, psychological, and social attributes.“ (Whitbourne, 1987, S. 189)

Tabelle 3: Überblick über zentrale Begriffe des Selbst

Begriff	Definitionen
Selbst	<p>Nicht einheitlich und präzise definierter Begriff</p> <ol style="list-style-type: none"> (1) Häufig mit einem oder mehreren Begriffen, z.B. Selbstwertgefühl, Selbstkonzept, Selbstkonzeption, Identität usw., gleichgesetzt (2) Konstruktivistische Modelle: Prozeß und inhaltliches Ergebnis der Integration von kognitiven und affektiven Komponenten selbstbezogener Kognitionen, die in der Interaktion mit der (sozialen) Umwelt entstehen (3) Entdeckungsmodelle: „wahrer, innerer Kern“ einer Person, das „Eigentliche“, das „Wesen“ des jeweiligen Menschen, das zu entdecken höchstes Ziel ist (Maslow, 1954; Rogers, 1961)
Identität	Wahrnehmung des Gleichseins der eigenen Person („self-sameness“, Erikson, 1959) aufgrund zeitlicher Kontinuität und Konsistenz; integrative Funktion, Gefühl der (inneren) Ganzheit (Goffman, 1963; Waterman, 1988; Berzonsky, 1990)
Selbstdefinition	Bestimmung der eigenen Person mit Hilfe der Zuschreibung von Attributen (z.B. Eigenschaften, Tätigkeiten, soziale Beziehungen), denen sich eine Person stark verpflichtet fühlt (Wicklund & Gollwitzer, 1982); Teilmenge selbstbezogenen Wissens: die für die Bestimmung der eigenen Person kritischen Attribute
Selbstkonzept	<p>Kognitive Komponente des Selbst</p> <ol style="list-style-type: none"> (1) Kognitive Repräsentation der eigenen Person als von der Umwelt distinkte Entität (2) Inhalt und Struktur selbstbezogener Kognitionen. Z.B. Markus (1977): umfassendste, alle Selbstkonzeptionen verbindende Repräsentation des Selbst im Gedächtnis <p>Epstein (1973): Theorie über die eigene Person, die Postulate über die eigene Person hierarchisch organisiert Wicklund (1984, S. 154): integriertes Ganzes, das „alles umfaßt, was die Person als Teil ihrer selbst konzipiert“</p>
Selbstschemata	<p>Kognitive Generalisationen über Bereiche der eigenen Person, die selbstbezogene Information organisieren und deren Verarbeitung steuern (stabile Wissensstruktur)</p> <p>Markus (1977, 1983): zentrale, selbstdefinierende, gut ausgearbeitete, konstant verfügbare Selbstkonzeptionen</p>
Selbstkonzeption	<ol style="list-style-type: none"> (1) Kleinste kognitive Einheit des Selbst: bereichsspezifische selbstbezogene Kognitionen (z.B. Epstein, 1973; Markus, 1977) (2) System selbstbezogener Aussagen („complex systems of attitudes“ [Bengtson, Reedy & Gordon, 1985, S. 545]; „the special system of self-referential meanings available to ... active consciousness“ [Gordon, 1968, S. 116])
Selbstbewertung (self-evaluation)	<p>Evaluative Komponente des Selbst</p> <p>Bewertung von der eigenen Person in bezug auf</p> <ol style="list-style-type: none"> (1) einzelne Aspekte (2) über verschiedene Bereiche hinweg hinsichtlich bestimmter Standards
Selbstwertgefühl (self-esteem)	<p>Emotionale Komponente des Selbst bzw. der Selbstbewertung (bereichsspezifisch-übergreifend): „... whether we like or dislike ourselves and how much“ (Atchley, 1982, S. 390 f.); „self-esteem refers to a basic feeling of self-worth – a belief that one is basically a person of value, acknowledging personal strengths and accepting personal weakness“ (George & Bearon, 1980, S. 72)</p>

damit auf Wahrnehmungen der eigenen Person beruhen. McCrae und Costa (1988) betonen, daß das Selbstkonzept in Modellen, die die Persönlichkeit als die gesamte psychische Natur des Menschen definieren, nur als ein *Teil* der Persönlichkeit aufzufassen ist. Persönlichkeit wird in ihrem Ansatz verstanden als stabile, das Verhalten, den emotionalen, interpersonellen und motivationalen Stil einer Person bestimmende Dispositionen. Solche Dispositionen sehen McCrae und Costa (1987) in zwei Hinsichten mit dem Selbstkonzept verknüpft: Erstens formen Persönlichkeitseigenschaften den *Inhalt*, also den kognitiven Aspekt des Selbstkonzepts (vgl. auch Whitbourne, 1987), und zweitens beeinflussen Persönlichkeitseigenschaften das Selbstwertgefühl, also den evaluativen Aspekt des Selbstkonzepts – zum Beispiel Neurotizismus sei verknüpft mit Unzufriedenheit mit der eigenen Person und geringem Selbstwertgefühl (Costa & McCrae, 1984).

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Persönlichkeitseigenschaften („traits“) und selbstbezogenen Kognitionen besteht darin, daß „traits“ als unabhängig von der Selbstwahrnehmung existierende Dispositionen, die interindividuelle Unterschiede im Verhalten erklären, definiert sind. Innerhalb des Trait-Konzepts wird angenommen, daß das Antwortverhalten auf ein bestimmtes Set von Items eines Fragebogens als Indikator für ein zugrundeliegendes Persönlichkeitsmerkmal aufgefaßt werden kann (Amelang & Bartussek, 1981). Ob die so erschlossene Ausprägung einer Disposition mit der Selbstwahrnehmung des Individuums übereinstimmt, ist nicht für deren „Diagnose“ relevant bzw. selbst wiederum von Persönlichkeitseigenschaften determiniert. Versteht man – übereinstimmend mit den meisten Definitionen – unter ‚Selbstkonzept‘ jedoch die Wahrnehmung der eigenen Person, so ist umgekehrt hierfür irrelevant, welche Ausprägung eines „trait“ dem Individuum aufgrund eines Persönlichkeitsfragebogens zugewiesen werden könnte. Der zentrale Unterschied der beiden Ansätze scheint demnach darin zu bestehen, ob die Bestimmung der Person auf der Grundlage subjektiver Theorien durch das Individuum selbst oder auf der Grundlage wissenschaftlicher Persönlichkeitstheorien durch ‚objektive‘ Meßinstrumente vorgenommen wird. Da je nach zugrundeliegender (subjektiver bzw. wissenschaftlicher) Persönlichkeitstheorie die Einschätzung der Eigenschaften einer Person zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führen kann, scheint es sinnvoll, beide Ansätze begrifflich voneinander getrennt zu halten und den Begriff Selbstkonzept auf die Einschätzungen und Urteile einer Person selbst zu beschränken und nicht auf „traits“ auszudehnen.

„... the self can be said to reflect individuals' subjective perceptions of who they are and of what they are like. These perceptions may or may not coincide with some objective measure.“ (Brown, 1991, S. 159)

Zusammenfassung

Das Selbst ist kein präzise definierter und einheitlich gebrauchter Begriff. Es wird darunter eine Vielzahl an psychologischen Konstrukten gefaßt (z.B. Persönlichkeitsmerkmale, Identität, Selbstwertgefühl usw.). Allgemein anerkannt ist eine Unterscheidung von drei Aspekten des Selbst – eines kognitiven (Selbstkonzeption), eines evaluativen (Selbstbewertung) und eines affektiven (Selbstwertgefühl) Aspektes.

Der Begriff Selbstdefinition bezieht sich auf die (subjektive) Bestimmung der eigenen Person mit Hilfe der Zuschreibung von Attributen (z.B. Gefühle, Interessen, Persönlichkeitseigenschaften, soziale Beziehungen, Werthaltungen, Ziele). Operational läßt sich die Selbstdefinition als die Antworten einer Person auf die Frage „Wer bin ich?“ definieren. Die Selbstdefinition läßt sich hinsichtlich einer Vielzahl von Dimensionen und Merk-

malen bestimmen, die von der jeweiligen Fragestellung einer Untersuchung abhängig sind. Die zentralen Bestimmungsmerkmale sind für die vorliegende Arbeit der Inhalt, die strukturellen Merkmale Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche und Reichhaltigkeit, sowie die Dimensionen Zeitbezug und Bewertung.

2.2 Wissen über die eigene Person

Welches sind die Quellen selbstbezogenen Wissens? Der erste Abschnitt dieses Kapitels beschäftigt sich mit dieser Frage, die zwei Aspekte anspricht, die untrennbar miteinander verknüpft sind (z.B. Markus, 1977): den *Prozeß* des Erwerbs selbstbezogenen Wissens und dessen *Quellen*. Rosenberg (1979) führt drei verschiedene Quellen selbstbezogenen Wissens an, auf die auch in dieser Darstellung Bezug genommen wird: (1) die Reflexion der eigenen Person in den Bewertungen der sozialen Interaktionspartner, (2) der soziale Vergleich und (3) die Beobachtung der eigenen Person (vgl. Taylor et al., im Druck). Die Erläuterung der Quellen selbstbezogenen Wissens soll zeigen, daß die Selbstdefinition – die für die Bestimmung der eigenen Person kritische Teilmenge des gesamten selbstbezogenen Wissens – als ein Spiegel der Auseinandersetzung eines Individuums mit sich selbst und seiner Lebenswelt aufgefaßt werden kann.

Der zweite Abschnitt dieses Kapitels beschäftigt sich mit der Frage, wie selbstbezogenes Wissen strukturiert ist. Die Darstellung von drei sehr umfassenden kognitiven Modellen zur Struktur selbstbezogenen Wissens soll als Grundlage zur Konzeptualisierung der Struktur der Selbstdefinition dienen; es soll gezeigt werden, daß die in Tabelle 2 getroffenen Annahmen hinsichtlich der Bestimmungsmerkmale der Selbstdefinition eine Fundierung in Modellen über die kognitive Struktur selbstbezogenen Wissens besitzen.

Der letzte Abschnitt dieses Kapitels widmet sich dem Thema der Funktion von Stabilität und Veränderung der Selbstdefinition aus sozial-kognitiver Sicht. Die darzustellenden Modelle gehen übereinstimmend davon aus, daß die zeitliche Stabilität von Konzepten über die eigene Person eine zentrale Rolle für eine effektive Auseinandersetzung mit der eigenen Person und der Umwelt spielt.

2.2.1 Quellen selbstbezogenen Wissens

„One's conception of self may be influenced by virtually any source of information.“ (Gergen, 1977, S. 148)

Fünf Quellen selbstbezogenen Wissens nach Neisser

Ein Modell verschiedener Arten selbstbezogenen Wissens von Neisser (1988) macht die Verflechtung von Quellen dieses Wissens mit dem Prozeß des Erwerbs besonders deutlich. Neisser (1988) unterscheidet nach der Quelle der Information fünf verschiedene Arten von selbstbezogenem Wissen (siehe Tab. 4), die gleichzeitig den Prozeß seines Erwerbs bestimmen. Da die verschiedenen Informationsquellen wie beispielsweise eine bestimmte physikalische Umgebung und das Stattfinden einer sozialen Interaktion nicht voneinander unabhängig und getrennt sind, sondern gemeinsam auftreten, sind nach Neisser auch die verschiedenen Arten selbstbezogenen Wissens keine voneinander distinkten Einheiten.

Tabelle 4: Arten selbstbezogenen Wissens und deren Quellen nach Neisser (1988)

Art selbstbezogenen Wissens	Informationsquelle
Ökologisches Selbst	Wahrnehmung der eigenen Person als in einer bestimmten physikalischen Umgebung befindlich
Interpersonelles Selbst	Wahrnehmung der eigenen Person in der sozialen Interaktion
Biographisches Selbst („extended self“)	Wahrnehmung der eigenen Person aufgrund vergangener Erfahrungen und der Antizipation zukünftiger Erfahrungen
Privates Selbst	Wahrnehmung der eigenen Person aufgrund von „inneren“ Erfahrungen, die nicht direkt mit anderen Personen geteilt werden können
Konzeptuelles Selbst/ Selbstkonzept	Wahrnehmung der eigenen Person durch selbstbezogene Überzeugungen

Das *ökologische Selbst* resultiert vor allem aus der optischen Wahrnehmung der physikalischen Umgebung und der Lokalisierung der eigenen Person im Raum:

„That information allows us to perceive not only the location of the ecological self but also the nature of its ongoing interaction with the environment.“ (Neisser, 1988, S. 41)

Der optischen Wahrnehmung spricht Neisser eine besondere Funktion hinsichtlich der Bildung eines Selbstgefühls bei Kindern zu. Mit dem Begriff des *interpersonellen Selbst* bezeichnet er weniger das Ergebnis einer (intellektuell erschlossenen) Reflexivität in sozialer Interaktion oder das Lernen eigener Eigenschaften aus der Rückmeldung von Interaktionspartnern, sondern vielmehr das unmittelbare Erleben der eigenen Person in der gemeinsamen Interaktion mit einer anderen Person, was Neisser als Intersubjektivität bezeichnet. Eine Person erlebt sich nach dieser Auffassung in der expressiven Gestik und Mimik sozialer Interaktionspartner selbst.

Der Begriff des biographischen Selbst („*extended self*“) bezieht sich auf die zeitliche Ausdehnung der eigenen Person in die Vergangenheit (in Form von autobiographischen Erinnerungen und dem Wissen über eigene Gewohnheiten und Routinen) und in die Zukunft (in Form von Plänen). Neisser (1988) betont, daß schon Kinder unter drei Jahren Wissen über bestimmte Gewohnheiten und Routinen und mindestens drei Monate zurückreichende Erinnerungen an ihre Vergangenheit besitzen. Neisser nimmt an, daß diese Art von Wissen bevorzugt durch die Interaktion mit Bezugspersonen vermittelt wird, indem die Aufmerksamkeit eines Kindes mit Hilfe des Erzählens gemeinsamer Erfahrungen und des Planens der Zukunft auf die zeitliche Kontinuität gelenkt wird. Mit zunehmendem Alter nimmt nach Neisser die Wichtigkeit des „*extended self*“ zu:

„The extended self becomes increasingly important as we grow older. Most adults develop a more or less standard life-narrative that effectively defines the self in terms of a particular series of remembered experiences.“ (Neisser, 1988, S. 49)

Insofern Erinnern rekonstruktiv ist, basiert das „*extended self*“ nicht nur auf den gespeicherten Informationen über die Vergangenheit, sondern auch auf gegenwärtigen Überzeugungen, die die Informationssuche und -rekonstruktion leiten. Dies bedeutet, daß das biographische Selbst nicht unabhängig von dem gegenwärtigen Selbstkonzept besteht.

Erfahrungen, die nur der eigenen Person zugänglich sind, wie zum Beispiel Träume, bilden die Grundlage für das *private Selbst*. Neisser (1988) erkennt zwar an, daß Kinder schon vor dem zweiten Lebensjahr Aussagen wie „Ich bin hungrig“ machen, bezweifelt jedoch, daß solche Aussagen als Indikator für das Bewußtsein eines privaten Selbst dienen können. Als einen stärkeren Hinweis auf das Verstehen des Konzepts von Privatheit, das heißt des Wissens darum, daß bestimmte Informationen anderen Personen nicht unmittelbar zugänglich sind, deutet er die Ergebnisse von Untersuchungen, nach denen Kinder im Alter von etwa vier Jahren verstehen, daß eine dritte Person nichts von einer vor ihm verborgenen Geste zwischen zwei anderen Personen wissen kann, es sei denn, es wird ihr davon berichtet (z.B. Wimmer & Perner, 1983). Das Ausmaß, in dem private Erfahrungen als Quelle selbstbezogenen Wissens genutzt werden, hängt nach Neisser unter anderem von Einstellungen darüber ab, welcher Wert inneren Zuständen zukommt. Einstellungen oder Werthaltungen sind jedoch nicht selbst Teil des privaten Selbst, sondern dem Selbstkonzept zuzurechnen.

Das *Selbstkonzept* wird von Neisser (1988) als eine Theorie über die eigene Person aufgefaßt, die aus miteinander verknüpften Aussagen (z.B. Beschreibungen, Überzeugungen usw.) besteht. Wie jedes andere kognitive Modell auch wird das Selbstkonzept nach Neisser sozial vermittelt, zum einen durch Rückmeldung sozialer Interaktionspartner, zum anderen durch gesellschaftlich-kulturelle Kommunikation (z.B. Bücher). Das Selbstkonzept besteht diesem Modell zufolge – wiederum je nach primärer Informationsquelle – aus verschiedenen Sub-Konzepten, beispielsweise einer Rollentheorie (z.B. Güte der Einpassung in die Gesellschaft, gesellschaftliche Erwartungen an die eigene Person), eines Modells über innere Vorgänge (z.B. Vorstellungen über die Prozesse des eigenen Denkens) und eines Modells über die eigenen Persönlichkeitseigenschaften. Das Selbstkonzept kann, basierend auf den Überzeugungen, was eine Person im allgemeinen definiert, Repräsentationen aller anderen vier Arten von selbstbezogenem Wissen umfassen. Alle Repräsentationen des Selbstkonzepts oder der Selbsttheorie sind nach Neisser, im Unterschied zu den anderen Arten selbstbezogenen Wissens, primär sozial vermittelt:

„Self-theories are distinguished from the other four aspects of the self by being based primarily on socially established and verbally communicated ideas.“ (Neisser, 1988, S. 54)

Soziale Interaktion

Im folgenden wird die Rolle der sozialen Interaktion als Quelle selbstbezogenen Wissens und für dessen Erwerb etwas eingehender dargestellt. Die soziale Interaktion stand im Mittelpunkt früher soziologisch orientierter Theorien über das Selbst. Nach Cooley (1902) ist der Interaktionspartner die entscheidende Quelle für selbstbezogene Information. Identität entwickelt sich durch die Reflexion der eigenen Person in den Interaktionspartnern. Der Begriff des „looking-glass self“ bezeichnet einen Reflexionsprozeß, in dem eine Person aus Rückmeldungen von Interaktionspartnern und vor allem aus daraus erschlossenen Bewertungen Wissen über sich selbst erwirbt.

„As we see our face, figure, and dress in the glass, and are interested in them because they are ours, and pleased or otherwise with them according as they do or do not answer to what we should like them to be; so in imagination we perceive in another's mind some thought of our appearance, manners, aims, deeds, character, friends, and so on, and are variously affected by it.“ (Cooley, 1902, S. 152)

Auch Mead (1925, 1934) geht davon aus, daß das Selbst ein soziales Phänomen darstellt. Zuschreibungen von persönlichen Merkmalen und Eigenschaften, die von Interaktions-

partnern durch entsprechende Rückmeldung vermittelt werden, evozieren nach Mead Verhaltensweisen, die mit diesen Zuschreibungen übereinstimmen:

„We are in possession of selves just insofar as we can and do take the attitudes of others toward ourselves and respond to those attitudes.“ (Mead, 1925, S. 31)

Individuen antizipieren die Reaktionen ihrer Interaktionspartner, indem sie sich in deren Rolle hineinversetzen, und richten ihr Verhalten entsprechend den antizipierten Reaktionen aus, sie internalisieren das Konzept sozialer Interaktionspartner von sich selbst. Auf diese Weise lernen nach Mead Personen ihre eigenen, inneren Reaktionen wahrzunehmen und entwickeln ein Bewußtsein ihrer selbst. Ebenso wie bei Cooley spielt für Mead der Interaktionspartner eine entscheidende Rolle für die Entwicklung von Selbstbewußtsein und selbstbezogenem Wissen; die eigene Person wird zum Gegenstand der Betrachtung, indem sie mit den Augen einzelner oder „generalisierter“ anderer betrachtet wird.

Eine neuere Theorie in der Tradition des symbolischen Interaktionismus stellt die Identitätstheorie von Stryker (1980, 1984) dar. Nach Stryker (1980) basiert Verhalten auf allgemein geteilten, in der sozialen Interaktion erworbenen Erwartungen, wie sich Personen in bestimmten Positionen innerhalb sozialer Strukturen, also Inhaber einer bestimmten Rolle, verhalten sollen. Rollen werden mit Namen versehen, die die allgemein damit verknüpften Verhaltenserwartungen symbolisieren. Symbolische Namen regeln, welche Erwartungen innerhalb der sozialen Interaktion an Personen gestellt werden, die bestimmte Positionen oder Rollen bekleiden. Personen lernen in der sozialen Interaktion die symbolischen Namen ihrer Rollen und die damit verbundenen Erwartungen. Personen erwerben demnach orientierungsstiftendes und handlungsleitendes Wissen über sich selbst, indem sie den symbolischen Namen ihrer verschiedenen Rollen lernen. Rollen, denen sich eine Person gegenüber stark verpflichtet fühlt, werden als Identitäten bezeichnet⁴. Das Ausmaß, in dem sich eine Person einer Rolle gegenüber verpflichtet fühlt, bestimmt nach Stryker (1987) deren Stellung innerhalb des hierarchisch organisierten Selbstkonzepts. Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß selbstbezogenes Wissen nach diesem Modell durch Prozesse der sozialen Interaktion erworben wird. Seine Stellung innerhalb eines hierarchisch organisierten Selbstkonzepts hängt von der eher psychologischen Variable ‚Verpflichtung‘ ab.

Während der Schwerpunkt von Modellen des symbolischen Interaktionismus auf dem Aspekt der Selbstdefinition liegt, der sich auf soziale Rollen und rollenbezogene Erwartungen bezieht, richten psychologische Theorien die Aufmerksamkeit stärker auf die ‚privaten‘ Aspekte der Selbstdefinition (z.B. Fähigkeiten, Eigenschaften). Eine Vielzahl an psychologischen Modellen betont jedoch genauso die Rolle, die der sozialen Interaktion für den Erwerb selbstbezogenen Wissens einnimmt. Wie Neisser (1988) nimmt auch Gergen (1965, 1971, 1977) an, daß das Selbstkonzept mit Hilfe sozialer Lernprozesse vermittelt wird. Diese Lernprozesse finden innerhalb eines bestimmten gesellschaftlich

⁴ Verpflichtung einer Rolle gegenüber („commitment“) besitzt nach Stryker (1968, 1984) zwei Dimensionen: (1) Die *interaktive* Dimension von Verpflichtung bezieht sich auf die Extensivität, das heißt die Anzahl sozialer Beziehungen, die mit einer Rolle verknüpft sind, und deren Überlappung mit anderen Rollen („overlap“). (2) Die *affektive* Dimension bezeichnet die Intensität oder Tiefe der Verpflichtung an eine Rolle, also die emotionalen Kosten, die mit ihrem Verlust verbunden wären. Auf die interaktiven Aspekte von der Verpflichtung einer sozialen Rolle gegenüber wird an anderer Stelle dieser Arbeit im Zusammenhang mit der Frage nach der Wirkung von Einschränkungen und Verlusten näher eingegangen werden.

bestimmten Kontextes statt, der einen Rahmen für die Entwicklung von Werten und Standards bietet:

„Further, whether an individual perceives himself as ‚willing‘ his own behavior, whether he believes he possesses a soul, whether he perceives himself to harbor certain attributes or capabilities, should depend on the meaning system into which he is socialized. Thus, through social observation, interaction, and language acquisition the individual acquires an inventory of self-attributes or conceptions, and knowledge as to their relationship with other relevant classes of stimuli.“ (Gergen, 1977, S. 143)

Eine der Quellen selbstbezogener Information stellt die direkte Rückmeldung durch Interaktionspartner dar. Gergen (1965) konnte zeigen, daß innerhalb einer Interviewsitzung von 45 Minuten Dauer die Verstärkung positiver selbstbezogener Aussagen (durch Nicken, Lächeln usw.) nicht nur zu deren Häufung führte, sondern zu einem im Vergleich zu einer Kontrollgruppe signifikant höheren Selbstwertgefühl, das im Anschluß an das Interview (anonym) erhoben wurde. Entscheidend an diesem Untersuchungsergebnis ist in diesem Zusammenhang, daß es zeigt, daß die Wahrnehmung der eigenen Person durch soziale Interaktionsprozesse beeinflusst wird⁵.

Soziale Vergleichsprozesse werden primär hinsichtlich ihrer Funktion, Standards zur Bewertung bestimmter Aspekte der Selbstdefinition zu setzen, diskutiert (Festinger, 1954; Jones & Gerard, 1967; Tesser & Campbell, 1983; Higgins, 1987). Nach Festinger (1954) besitzen Menschen ein grundlegendes Bedürfnis, sich selbst korrekt einzuschätzen, um sich angemessen mit der Umwelt auseinandersetzen zu können. Neben der Überprüfung der eigenen Meinungen und Fähigkeiten an der physikalischen Realität besteht nach Festinger die Möglichkeit, die Richtigkeit von Einschätzungen mit Hilfe des sozialen Vergleichs zu beurteilen. Als korrekt werden dieser Theorie zufolge Meinungen und Einschätzungen dann angesehen, wenn sie mit der anderer Personen übereinstimmen. Im Leistungs- und Fähigkeitsbereich besteht dagegen die Tendenz danach zu streben, im Vergleich zu anderen Personen besser zu sein. Welche Personen zum sozialen Vergleich herangezogen werden, ist zum einen – so postuliert Festinger (1954) – von deren Ähnlichkeit zur eigenen Person abhängig⁶, zum anderen von dem Informationsgewinn, der durch einen Vergleich mit einer bestimmten Person erzielt werden kann (Jones & Gerard, 1967). Große Beachtung in der Literatur zu sozialen Vergleichen fanden die Konsequenzen von Vergleichen hinsichtlich der Selbsteinschätzung⁷.

⁵ Daß durch bestimmte Rückmeldungen erzielte Veränderungen innerhalb von Laborsitzungen nicht von Dauer sind, ist in diesem Zusammenhang nicht relevant und insofern zu erwarten, als die Rückmeldungen durch ‚natürliche‘ Interaktionspartner außerhalb des Labors den Mustern folgen, die zu dem Zustandekommen der Selbsteinschätzung vor der Untersuchung führten.

⁶ Ausgehend von dieser Hypothese gibt es eine noch immer andauernde Diskussion darüber, welche Merkmale Personen aufweisen, die bevorzugt zum Vergleich herangezogen werden; eine angemessene Darstellung dieser Diskussion würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten. Eine Zusammenfassung findet sich bei Wood (1989) sowie Wood und Taylor (1991).

⁷ Der Vergleich mit einer Person, die hinsichtlich der Vergleichsdimension schlechter ist („downward comparison“), führt zu einer Erhöhung des Selbstwertgefühls, während der Vergleich mit einer hinsichtlich der Vergleichsdimension besser abschnittenen Person („upward comparison“) zu einer Verminderung des Selbstwertgefühls führt (Wills, 1981; Wood, 1989; Wood & Taylor, 1991). Nach Major, Testa und Bylsma (1991) trifft dies jedoch nur dann zu, wenn der Bereich, in dem ein Vergleich angestellt wird, für das Selbstwertgefühl relevant ist und die vergleichende Person die Überzeugung besitzt, die eigene Leistung nicht auf das Niveau der Vergleichsperson verbessern zu können (vgl. Tesser & Campbell, 1983). Dieser Effekt ist für Vergleiche mit ähnlichen Personen stärker als für den Vergleich mit unähnlichen Personen (z.B. Morse & Gergen, 1970).

Nach Suls und Mullen (1982) nimmt die Möglichkeit zu direkten sozialen Vergleichen im hohen Alter stark ab, da weniger Personen desselben Alters als Vergleichsreferent zur Verfügung stehen als in früheren Lebensabschnitten. Diese Sichtweise vernachlässigt jedoch die Möglichkeit, sich mit generalisierten anderen Personen desselben Alters zu vergleichen, das heißt mit den eigenen Erwartungen über Personen desselben Alters. Altersnormen und altersbezogene Erwartungen können ebenso wie konkrete andere Menschen als Vergleichsstandard für die Gewinnung von Information über die eigene Person herangezogen werden.

Nach Higgins (1987; Moretti & Higgins, 1990) ist nicht nur der direkte soziale Vergleich mit anderen Personen als eine der sozialen Quellen selbstbezogenen Wissens aufzufassen, sondern darüber hinaus die wahrgenommenen Erwartungen wichtiger anderer Personen, wie die eigene Person sein sollte oder müßte („ideal self“ und „ought self“). Auf diese Weise bezieht eine Person aus den Erwartungen anderer Personen einen Standard, anhand dessen sie sich selbst beurteilt.

„Individuals may evaluate their actual selves (the attributes they believe they actually possess) in relation to either their ideal-self (the hopes or wishes they believe someone holds for them) or their ought self (the duties and obligations they believe someone holds for them). Within each of these self-domains, individuals can view their performance either from their own perspective or from the standpoint of a significant other.“ (Moretti & Higgins, 1990, S. 287)

Auch die „Distinctiveness“-Theorie (McGuire & McGuire, 1981; McGuire, 1984) und die „Uniqueness“-Theorie von Snyder und Fromkin (1980) betonen die Wichtigkeit des Vergleichs mit anderen Personen für die Selbstdefinition. Nach diesen Theorien ist es – zumindest in den westlichen, individualistischen Gesellschaften (Markus & Kitayama, 1991) – eine der wesentlichen Funktionen der Selbstdefinition, die eigene Person von anderen abzugrenzen und zu unterscheiden. Allgemein formuliert wird diskriminierenden Merkmalen eines komplexen Reizmusters nach diesem Modell aufgrund ihres hohen (diagnostischen) Informationswertes ein besonderes Gewicht in der Wahrnehmung und Beschreibung komplexer Objekte zugemessen. Diskriminierend sind Merkmale dann, wenn sie nur wenigen oder gar keinen anderen Objekten einer gegebenen Klasse gemeinsam sind (McGuire, 1983). Bezogen auf das äußerst komplexe Objekt „eigene Person“ sagt die Distinctiveness-Theorie vorher, daß diejenigen Merkmale mit hoher Wahrscheinlichkeit spontan als selbstdefinierend generiert werden, die zwischen der eigenen Person und anderen Personen der Bezugsgruppe besonders gut unterscheiden:

„... a person exists insofar as he or she is different and that he or she is perceived by self and others in terms of those differences. When one thinks of oneself generically as a human being, one thinks of characteristics by which people are distinguished from other classes of beings; when one thinks of oneself as an individual person it is in terms of ways that one is different from other people, particularly from those with whom one comes in frequent contact.“ (McGuire, 1984, S. 85)

In einer Reihe von Untersuchungen mit Kindern und Jugendlichen konnte die zentrale Hypothese, daß diskriminierende Merkmale mit größerer Wahrscheinlichkeit zur Selbstdefinition herangezogen werden als mit dem sozialen Umfeld geteilte Merkmale, bestätigt werden (McGuire & Padawer-Singer, 1976; McGuire et al., 1978; McGuire, McGuire & Cheever, 1986; siehe aber Gfellner, 1986).

Der sozialen Interaktion und normativen Erwartungen wird allgemein eine zentrale Rolle für den Erwerb und als Quelle selbstbezogenen Wissens zugeschrieben. Die Tradition des symbolischen Interaktionismus bezieht sich vor allem auf soziale Rollen und umfaßt damit nur einen Teilbereich selbstbezogenen Wissens. Unter entwicklungspsycholo-

gischen Gesichtspunkten ist dieser Ansatz insofern interessant, als die Annahme, daß die gesellschaftliche Definition von Rollen den Inhalt selbstbezogenen Wissens beeinflusst, eine Veränderung des Inhalts der Selbstdefinition in Abhängigkeit von den jeweiligen Rollen impliziert. Rollen und die damit verbundenen normativen Erwartungen verändern sich über den Lebenslauf (z.B. in beruflicher Hinsicht: Schülerin, Berufstätige, Rentnerin). Aus der Forschung zu normativen Erwartungen über Entwicklungsverläufe (z.B. Neugarten, Moore & Lowe, 1965; Heckhausen, Dixon & Baltes, 1989) lassen sich dieser Annahme zufolge Vorhersagen über den Inhalt der Selbstdefinition ableiten.

Theorie der Objektiven Selbstwahrnehmung

Eine andere Quelle selbstbezogenen Wissens stellt das eigene Verhalten dar. Nach Bem (1967) kommen Personen zu Schlüssen über die Gründe ihres eigenen Verhaltens in derselben Weise, in der sie Attributionen über das Verhalten anderer Personen machen. Personen verhalten sich zu sich selbst genauso wie externe Beobachter, um zu Schlüssen über interne Vorgänge zu kommen. Das heißt, sie schließen aus dem ‚beobachteten‘ eigenen Verhalten und den Merkmalen der Situation auf ihre eigenen Einstellungen, Motive und Emotionen. Nach Bem ziehen Personen mit um so größerer Wahrscheinlichkeit Schlüsse aus ihrer Selbstbeobachtung, je weniger das Verhalten als unter der Kontrolle expliziter Verstärker stehend wahrgenommen wird und je schwächer oder mehrdeutiger die internen Hinweisreize sind. Die Annahmen einer Person über ihre eigenen internen Zustände werden demnach als Funktion von beobachtetem Verhalten und perzipierten kontrollierenden Verstärkern konzipiert. Die eigene Person wird eher mit Hilfe von Gedanken und Gefühlen, also verdeckten Reaktionen, charakterisiert, während andere Personen eher anhand offener Handlungen, insbesondere sozialen Interaktionen, beschrieben werden (McGuire & McGuire, 1986)⁸.

⁸ Selbstwahrnehmung wird als ein Spezialfall der Personenwahrnehmung aufgefaßt, in dem Beobachter und Beobachteter ein und dieselbe Person sind. Diese Position stimulierte eine sozialpsychologische Diskussion darüber, ob – und gegebenenfalls wie – sich die Wahrnehmung der eigenen Person von der Wahrnehmung anderer Personen unterscheidet. Die empirische Evidenz legt den Schluß nahe, daß systematische Unterschiede existieren: selbstbezogenes Wissen beruht zu einem großen Anteil auf Informationen über interne Zustände, wogegen das Wissen über andere Personen mehr Informationen über beobachtbares Verhalten enthält (Prentice, 1990). Sprecher halten von ihnen gegebene kognitive und affektive Informationen über sich selbst für wertvoller, um Schlüsse über die eigene Person zu ziehen, als Beobachter dies tun (Andersen & Ross, 1984). Individuen glauben, daß sie selbst mehr Gefühle und Affekte verbergen als andere Menschen (Johnson, 1987). Jones und Nisbett (1971) fanden in einer vielbeachteten Untersuchung den sogenannten „actor-observer-bias“, nach dem das eigene Verhalten eher auf Aspekte der Situation zurückgeführt wird, während die Gründe für das Verhalten anderer Personen primär auf in der Person liegende Dispositionen attribuiert wird. Eine mögliche Erklärung für diesen Effekt ist die, daß Personen über ihr eigenes Verhalten mehr Informationen besitzen als über das anderer Personen, daß sie ihr Verhalten über einen längeren Zeitraum und über verschiedene, zum Teil sehr unterschiedliche Situationen kennen. Für diese Erklärung spricht der Befund, daß eine situationale Attribution nicht nur für die eigene Person, sondern auch – wenn auch etwas schwächer – für bekannte andere Personen bevorzugt wird (Goldberg, 1981). Das Verhalten von anderen Personen wird als weniger variabel wahrgenommen als eigenes Verhalten, auch wenn sich Personen eine starke Ausprägung einer bestimmten Persönlichkeitseigenschaft zuschreiben (Baxter & Goldberg, 1987). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt eine Untersuchung von Sande, Goethals und Radloff (1988), nach der der „actor-observer-bias“ weniger auf Unterschiede in der Attribution (Disposition vs. Situation), sondern vielmehr auf die differenzierte Wahrnehmung der eigenen Person zurückzuführen ist. Um dem eigenen, reichhaltigen Verhaltensrepertoire Rechnung tragen zu können, beschreiben sich Personen nach Sande et al. (1988) häufig mit Hilfe einander entgegengesetzter Dispositionen. Diese Tendenz wächst mit dem Grad der Bekanntheit der zu beschreibenden Person.

Ein entscheidender Unterschied zwischen der Wahrnehmung der eigenen Person und anderer Personen besteht darin, daß im einen Fall beobachtbares Verhalten als hauptsächliche Informationsquelle dienen muß, während die eigene Person normalerweise von innen erlebt wird. Die Betrachtung der eigenen Person von außen, induziert beispielsweise durch die Betrachtung in einem Spiegel, wird als *objektive Selbstaufmerksamkeit* bezeichnet (Duval & Wicklund, 1972; Fenigstein, Scheier & Buss, 1975). Buss (1980) unterscheidet zwei Aspekte der Selbstaufmerksamkeit:

- (1) Private Selbstaufmerksamkeit bezieht sich auf die Beschäftigung mit nichtöffentlich zugänglichen inneren Vorgängen und wird durch Tätigkeiten wie Tagebuchschreiben hervorgerufen. Im Zustand hoher privater Selbstaufmerksamkeit nehmen Personen ihre eigenen Gefühle, Motive und Gedanken deutlicher und differenzierter wahr.
- (2) Unter objektiver Selbstaufmerksamkeit wird verstanden, daß der Fokus der Aufmerksamkeit auf allgemein wahrnehmbare Aspekte der eigenen Person gelenkt ist (z.B. durch Spiegel oder Kameras). Nach Buss (1980) ist die objektive Selbstaufmerksamkeit nicht nur als induzierbarer Zustand zu betrachten, sondern darüber hinaus als eine interindividuell unterschiedlich stark ausgeprägte Disposition. Es kann demnach davon ausgegangen werden, daß interindividuelle Unterschiede hinsichtlich der Nutzung der Selbstwahrnehmung als Quelle selbstbezogenen Wissens bestehen.

Die Entwicklung der Nutzung verschiedener Quellen für den Erwerb selbstbezogenen Wissens ist bisher nicht in einen theoretischen Rahmen integriert worden. Suls und Mullen (1982) nehmen an, daß mit zunehmendem Alter weniger soziale Interaktionspartner zum Vergleich zur Verfügung stehen, was dazu führe, daß ältere Personen sich seltener sozial vergleichen. Diese Sichtweise vernachlässigt allerdings die Möglichkeit des Vergleichs mit sozialen Normen. Eine Untersuchung von Mueller, Wonderlich und Dugan (1986) ergab jedoch, daß mit zunehmendem Alter die dispositionale Selbstaufmerksamkeit geringer wird.

Zusammenfassung

Es lassen sich vor allem drei verschiedene Quellen von Wissen über die eigene Person unterscheiden: (1) Rückmeldungen sozialer Interaktionspartner, (2) der Vergleich mit anderen Personen und (3) die Selbstbeobachtung. Da diese Quellen selbstbezogenen Wissens nicht statisch sind, sondern sowohl von dem eigenen Verhalten in verschiedenen situationalen Kontexten als auch von den Interaktionspartnern und deren Erwartungen bestimmt werden, kann davon ausgegangen werden, daß sich selbstbezogenes Wissen in Abhängigkeit davon *verändert*. In dieser Hinsicht kann selbstbezogenes Wissen als ein Spiegel der Lebenswelt eines Individuums und der Auseinandersetzung mit der eigenen Person aufgefaßt werden.

2.2.2 Selbstbezogenes Wissen: Implikationen der kognitiven Struktur

Im Mittelpunkt der sozial-kognitiven Forschung über das Selbst stehen vor allem zwei Fragenkomplexe: (1) Welche Elemente konstituieren das Selbst und wie sind diese Elemente kognitiv organisiert und strukturiert? (2) Welche Funktion erfüllt diese kognitive Struktur? Die erste Frage bezieht sich vor allem auf Modelle zur gedächtnismäßigen

Repräsentation selbstbezogenen Wissens. Die Frage nach der Funktion zielt auf motivationale Aspekte und die Vermittlung von Kognition und Verhalten ab.

In diesem Abschnitt sollen die kognitiven Grundlagen der dieser Arbeit zugrundeliegenden Konzeptualisierung der Selbstdefinition dargestellt werden (vgl. Tab. 3). Der Begriff Facettenreichtum wirft die in der Literatur häufig thematisierte Frage danach auf, ob das Selbst als eine in sich geschlossene Einheit oder als multiple kognitive Struktur aufzufassen ist (vgl. Markus, 1977; Rogers, Kuiper & Kirker, 1977; Greenwald, 1982; Greenwald & Pratkanis, 1984; Kihlstrom & Cantor, 1984).

Dieser scheinbare Widerspruch, daß die eigene Person gleichzeitig als eine Einheit und als facettenreich wahrgenommen wird, löst sich auf, wenn man annimmt, daß verschiedene selbstdefinierende Aspekte eine integrierte Struktur im Sinne einer „unitas multiplex“ formen (Allport, 1955). Die hier vorzustellenden Modelle gehen übereinstimmend davon aus, daß es übergeordnete Strukturen gibt (z.B. Schemata), die kleinere Wissenseinheiten beinhalten (z.B. Propositionen). Die dieser Arbeit zugrundeliegende Definition von Facettenreichtum als *Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche* und *Anzahl deren unterschiedlicher Aspekte* impliziert die strukturelle Annahme, daß die Selbstdefinition aus unterscheidbaren Bereichen und Aspekten besteht.

Darüber hinaus soll in diesem Abschnitt argumentiert werden, daß davon ausgegangen werden kann, daß selbstdefinierende Bereiche einen unterschiedlichen *Zeitbezug* haben können und voneinander distinkte *Bewertungen* erlauben⁹. Es soll gezeigt werden, daß diese Bestimmungsmerkmale der Selbstdefinition von Annahmen über die kognitive Struktur selbstbezogenen Wissens ausgehen, die – trotz ihrer Unterschiede – von allen der vorzustellenden Modelle getragen werden. Die verschiedenen Modelle sollen darüber hinaus hinsichtlich ihrer Implikationen für Annahmen über Veränderung und Stabilität der Selbstdefinition referiert werden. Die diesen Abschnitt leitenden Fragen sind:

- (1) Welche Annahmen hinsichtlich der kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens liegen der Konzeptualisierung der Selbstdefinition und ihrer Merkmale Facettenreichtum, Bewertung und Zeitbezug zugrunde?
- (2) Unter welchen Bedingungen verändert sich die Selbstdefinition aus der Perspektive der sozialen Kognitionsforschung?

Grundannahmen über die kognitive Struktur der Selbstdefinition

Bevor auf Modelle zur kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens eingegangen wird, sollen an dieser Stelle die dieser Arbeit zugrundeliegenden Annahmen über die Struktur der Selbstdefinition dargestellt werden:

Annahme 1

Die Selbstdefinition besteht aus unterschiedlichen Bereichen; die Anzahl an selbstdefinierenden Bereichen ist interindividuell verschieden.

In Abbildung 1 sind beispielhaft zwei Selbstdefinitionen aufgeführt; die Kästen symbolisieren die verschiedenen selbstdefinierenden Bereiche. Während sich Person A über die vier Bereiche Beruf, Familie, Hobbies und Interessen sowie Lebensereignisse definiert,

⁹ Hiermit soll *nicht* argumentiert werden, daß es nicht auch eine verschiedene selbstdefinierende Bereiche übergreifende Bewertung der eigenen Person gibt.

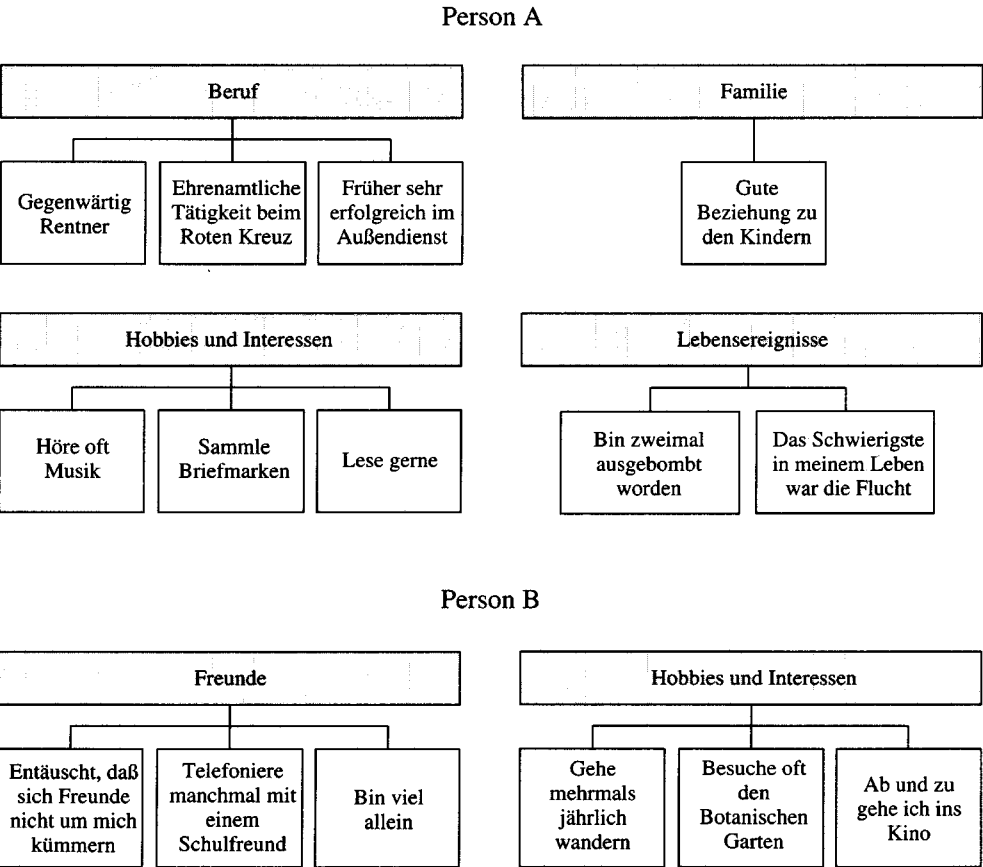
zieht Person B zwei Bereiche – Freunde sowie Hobbies und Interessen – zur Selbstdefinition heran.

Annahme 2

Selbstdefinierende Bereiche setzen sich aus verschiedenen Aspekten zusammen. Dieses Merkmal der Selbstdefinition wird in dieser Arbeit als Reichhaltigkeit bezeichnet.

In Abbildung 1 ist die Reichhaltigkeit durch die verschiedenen Aspekte eines selbstdefinierenden Bereiches innerhalb der Kästen dargestellt. Der Bereich Beruf setzt sich bei der Beispielperson A aus den drei Aspekten ‚gegenwärtig Rentner‘, ‚früher sehr erfolgreich im Außendienst‘ und ‚ehrenamtliche Tätigkeiten beim Roten Kreuz‘ zusammen, der Bereich Familie aus dem einen Aspekt ‚gute Beziehung zu den Kindern‘. Beispielperson B verfügt mit insgesamt neun Aspekten über eine weniger reichhaltige Selbstdefinition als Beispielperson A mit insgesamt sechs verschiedenen Aspekten.

Abbildung 1: Grafische Veranschaulichung der Annahmen über die kognitive Struktur der Selbstdefinition



Annahme 3

Selbstdefinierende Aspekte können sich auf die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft beziehen.

Die verschiedenen Aspekte des selbstdefinierenden Bereiches Beruf bei der Beispielperson A in Abbildung 1 beziehen sich teilweise auf die Gegenwart (*gegenwärtig* Rentner, ehrenamtliche Tätigkeiten beim Roten Kreuz), teilweise auf die Vergangenheit (*früher* sehr erfolgreich im Außendienst). Beispielperson B definiert sich primär in der Gegenwart.

Annahme 4

Selbstdefinierende Aspekte können entweder reine Beschreibungen darstellen oder positive oder negative Bewertungen beinhalten.

Eine reine Deskription stellt beispielsweise die Aussage „ich bin *gegenwärtig* Rentner“ dar, während die Aussagen „ich war *früher sehr erfolgreich* im Außendienst tätig“ oder „ich habe eine *gute* Beziehung zu meinen Kindern“ positive Bewertungen beinhalten. Ein Beispiel für eine negative Bewertung stellt die Aussage „ich bin *enttäuscht*, daß meine Freunde sich nicht um mich kümmern“ von Beispielperson B in Abbildung 1 dar.

Im folgenden werden zur Untermauerung dieser Grundannahmen drei verschiedene Modelle zur Struktur selbstbezogenen Wissens erläutert, die von allgemeinen Modellen zur gedächtnismäßigen Repräsentation von Wissen abgeleitet sind: (1) das Schemamodell von Markus (1977, 1983), (2) ein Assoziatives Netzwerkmodell (Bower & Gilligan, 1979) und (3) das „Bin“-Modell von Wyer und Srull (1986, 1989).

(1) Schemamodell

Nach Markus (1977, 1983; Markus & Smith, 1981; Markus & Sentis, 1982; Markus & Kunda, 1986; Markus & Wurf, 1987) stellt das Selbst eine separate Gedächtnisstruktur dar, dessen umfassendste Struktur, das Selbstkonzept, als das Universum aller Selbstkonzeptionen („self-conceptions“) miteinander verbundene Selbstrepräsentationen enthält. Die Selbstkonzeptionen, die zentral, die eigene Person definierend, gut ausgearbeitet und konstant verfügbar sind, werden – je nach Grad der Spezifität – als allgemeine oder bereichsspezifische Selbstschemata bezeichnet. ‚Schematisch‘ ist nach Markus und Sentis (1982) eine Person in Hinblick auf eine bestimmte Eigenschaft dann, wenn sie diese als auf die eigene Person zutreffend *und* als bedeutsam für die Selbstdefinition charakterisiert. Das Selbstkonzept ist in diesem Ansatz nicht als monolithische Einheit, sondern als aus einer Vielzahl an hierarchisch angeordneten Selbstschemata zusammengesetzt aufzufassen. Der Teil der gesamten Repräsentation des Wissens um die eigene Person, der zu einem gegebenen Zeitpunkt aktiviert ist, wird – in Analogie zum Konzept des Arbeitsspeichers des Gedächtnisses („working memory“) – als „working self-concept“ bezeichnet.

Unter einem Schema ist sowohl eine stabile, organisierte Wissensstruktur im Sinne einer allgemeinen Gedächtnisrepräsentation zu verstehen als auch ein aktiver, die Informationsaufnahme und -verarbeitung organisierender *Prozeß* (Neisser, 1976; Markus & Sentis, 1982; Markus & Wurf, 1987). Selbstschemata werden als kognitive Generalisationen über die eigene Person definiert, die selbstbezogene Information organisieren und deren Verarbeitung steuern.

Stabilität herrscht diesem Modell zufolge für die hierarchisch höher stehenden kognitiven Strukturen vor. Das „working self-concept“ ist als äußerst variabel konzipiert, da die jeweils aktivierte Information stark von situativen Merkmalen abhängig ist: Welche

selbstbezogene Information gerade aktiviert ist, hängt davon ab, welche Information in einer gegebenen Situation salient ist oder benötigt wird. So wird beispielsweise in einer Leistungssituation vor allem Wissen über die eigenen geforderten Fähigkeiten aktiviert sein, auf einem Familienfest dagegen eher das Wissen über die eigene Person als Familienmitglied. Der Inhalt des „working self-concept“ ist zwar einerseits stark von dem Anforderungscharakter der Situation bestimmt, basiert auf der anderen Seite aber auf konstanten Selbstkonzeptionen, die sich nicht mit jeder Situation verändern.

Nach Markus sind Selbstkonzeptionen um so stabiler, auf je mehr Informationen sie beruhen und je bedeutsamer sie für eine Person sind. Dies bedeutet, daß die Verarbeitung von neuer Information nach Markus (1977) um so konservativer, das heißt auf Aufrechterhaltung ausgerichtet ist, je ‚schematischer‘ eine Person hinsichtlich eines bestimmten Bereiches ist. Mehrere Studien unterstützen die aus dieser Annahme abgeleitete Hypothese, daß Information, die mit dem jeweiligen Selbstschema übereinstimmt, schneller und mit größerer Sicherheit hinsichtlich des Zutreffens auf die eigene Person eingeschätzt wird als nicht mit dem Selbstschema übereinstimmende Information. Selbstkongruente Information führt im Vergleich zu selbstinkongruenter oder selbstirrelevanter Information zu besseren Erinnerungsleistungen und sicheren Vorhersagen über zukünftiges Verhalten (z.B. Markus & Smith, 1981; Markus, Crane, Bernstein & Silade, 1982; Markus & Sentis, 1982; Williams & Broadbent, 1986). Als Erklärung dieses Selbstkongruenzeffektes nimmt Markus (1977) an, daß ‚Schematiker‘, das heißt Personen, die über ein bestimmtes bereichsspezifisches, persönlich bedeutsames Selbstschema verfügen, damit übereinstimmende Information schemageleitet verarbeiten und abrufen. ‚Aschematiker‘ weisen dagegen ein indifferentes und daher ineffizienteres Informationsverarbeitungsmuster für den entsprechenden inhaltlichen Bereich auf¹⁰.

Bereits bestehende Selbstschemata sind damit hinsichtlich der Informationsverarbeitung mächtige Strukturen, die gegenüber inkongruenter Information resistent sind:

„Knowledge structures about the self become elaborated and differentiated with each new set of self-relevant experiences and events. Very importantly, self-schemas provide for a point of view, an anchor, or a frame of reference. As mechanisms of selectivity, they guide the individual in choosing those aspects of social behavior to be regarded as self-relevant, and they function as interpretive frameworks for understanding this behavior. It is in this sense that self-knowledge is constructed creatively and selectively, because each new item of information is chosen, interpreted, and absorbed within the context of the preexisting self-schema.“ (Markus, 1983, S. 548)

Das Schemamodell macht keine Aussagen darüber, unter welchen Bedingungen neue oder inkongruente Informationen den Inhalt von bereits bestehenden Selbstkonzeptionen und Selbstschemata verändern. Aus den Strukturannahmen dieses Modells läßt sich jedoch ableiten, daß sich gut elaborierte, zentrale, hierarchisch hoch stehende Elemente des Selbstkonzeptes (bereichsübergreifende Selbstschemata) weniger leicht verändern als Selbstrepräsentationen, die nur auf einer kleinen Menge selbstbezogenen Wissens basie-

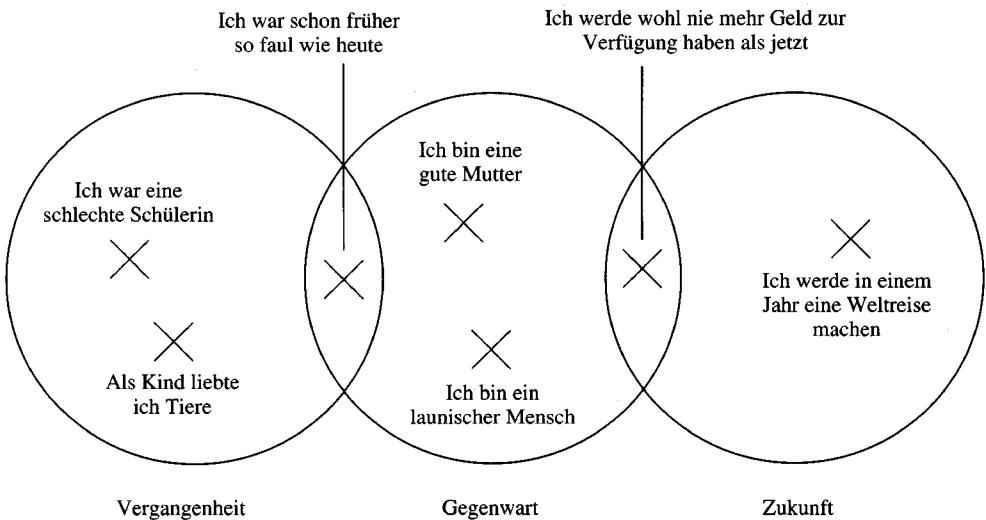
¹⁰ Die empirischen Belege für den Selbstreferenzeffekt sind jedoch nicht einzigartig für selbstbezogene Information im Vergleich zu Information, die vertraute andere Menschen betrifft (Kihlstrom & Cantor, 1984) und nicht eindeutig auf eine schematische Struktur von selbstbezogenem Wissen zurückführbar. Zur Erklärung solcher Befunde kann ebenso die chronische, leichte Verfügbarkeit von selbstbezogenem Wissen, das nicht notwendigerweise in Form von Selbstschemata miteinander zusammenhängend repräsentiert sein muß, herangezogen werden: „The ‚self‘-part of the label need only signify that the information production and the goal is associated with oneself rather than someone else – not that self-knowledge or a self-system is involved.“ (Higgins & Bargh, 1987, S. 395)

ren und für die Person nicht wichtig sind. Am ehesten sollte sich das Selbstkonzept verändern, wenn vormals irrelevante Bereiche an Wichtigkeit zunehmen und sich die Menge an Information zu diesem Bereich vergrößert. Nach Markus (1983) beginnt eine Person im Hinblick auf einen bestimmten Bereich dann schematisch zu werden, wenn sie ein Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit für diesen Bereich empfindet. Umgekehrt kann angenommen werden, daß ein Selbstschema in der Hierarchie absteigt, wenn es an Wichtigkeit für eine Person verliert. Veränderungen der Person-Umwelt-Interaktion könnten sich damit sowohl in Veränderungen der Hierarchie von Selbstschemata und Selbstkonzeptionen ausdrücken als auch in der Veränderung der Bereiche, hinsichtlich derer eine Person ‚schematisch‘ ist.

Eine Grundannahme des Schemamodells besteht darin, daß selbstbezogenes Wissen in kognitiven Einheiten organisiert ist. Diese Einheiten (Selbstkonzeptionen oder Selbstschemata) können unterschiedliche Mengen an Informationen beinhalten: Sie können bereichsspezifisch oder -übergreifend sein. Dies bedeutet, daß eine Person über selbstbezogenes Wissen in voneinander unterscheidbaren Bereichen verfügt. Diese Bereiche sind in unterschiedlichem Maße elaboriert, das heißt, sie umfassen eine unterschiedliche Menge an Information oder Aspekten. Die Selbstdefinition, also die Aussagen, mit denen sich eine Person selbst bestimmt, stellt einen Teil des Selbstkonzeptes im Sinne des Schemamodells dar. Es kann angenommen werden, daß zur Selbstdefinition selbstbeschreibendes und wichtiges selbstbezogenes Wissen herangezogen wird. Selbstdefinierende Bereiche können als Selbstrepräsentationen aufgefaßt werden, die in der Terminologie des Schemamodells als Selbstschemata bezeichnet würden. Die Reichhaltigkeit, also die Anzahl unterschiedlicher Aspekte selbstdefinierender Bereiche, läßt sich in diesem Modell als die Menge an Wissensselementen konzipieren, die ein Selbstschema konstituieren.

Nach Markus und Nurius (1986) kann sich selbstbezogenes Wissen sowohl auf vergangene Erfahrungen, also auch auf die Gegenwart und die Zukunft („possible selves“), be-

Abbildung 2: Darstellung der zeitlichen Dimension im Schemamodell



ziehen. „Possible selves“ sind als Repräsentationen der eigenen Person in der Zukunft definiert, als selbstbezogene Ziele, die Verhalten motivieren, um bestimmte Zustände zu erreichen oder zu vermeiden (Cross & Markus, 1991). Wie aus Abbildung 2 ersichtlich, geht das Schemamodell explizit davon aus, daß Selbstkonzeptionen unterschiedlichen Zeitbezug besitzen können.

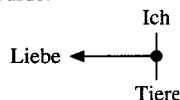
(2) Assoziatives Netzwerkmodell

Das Schemamodell von Markus stellt ein eher allgemeines Modell der kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens dar. Im Zentrum anderer Modelle steht eine detailliertere Darstellung der kognitiven Struktur. Ein Beispiel hierfür ist das Assoziative Netzwerkmodell, auf das sich eine Vielzahl von Autoren beziehen (z.B. Bower & Gilligan, 1979; Kihlstrom & Cantor, 1984; Klein & Kihlstrom, 1986). Assoziative Netzwerkmodelle (z.B. HAM, Anderson & Bower, 1973; ACT*, Anderson, 1976, 1983) wurden als allgemeine Modelle des Gedächtnisses – der Wissensrepräsentation und Informationsverarbeitung – entwickelt und von Bower und Gilligan (1979) auf das Gebiet des selbstbezogenen Wissens angewendet.

Selbstbezogenes Wissen ist nach Kihlstrom und Cantor (1984) dem deklarativen Wissen, also dem Wissen über die physikalische und soziale Welt, zuzurechnen, das in assoziativen Netzwerkmodellen dem prozeduralen Wissen gegenübergestellt wird, das die Regeln für Operationen mit deklarativem Wissen enthält. Nach Greenwald und Pratkanis (1984) läßt sich das prozedurale Wissen in den Begriffen von James (1890) dem „I“ („self as subject“), das deklarative Wissen dagegen dem „Me“ („self as object“) zuordnen. Deklaratives Wissen wird als ein Netz von Knoten dargestellt; diese Knoten repräsentieren Konzepte, die durch direkte, die (logische) Beziehung zueinander spezifizierende, Pfade miteinander verbunden sind. Nach dem auf der ACT*-Theorie von Anderson (1976, 1983) aufbauenden Modell von Bower und Gilligan (1979) ist selbstbezogene Information, wie anderes deklaratives Wissen auch, in Form von Propositionen, die Subjekt und Prädikat miteinander verbinden, organisiert¹¹. Der Selbstbezug einer Proposition drückt sich in der assoziativen Verknüpfung mit dem ‚Selbstknoten‘ aus; in dieser Weise ist selbstbezogenes Wissen als ein Netzwerk miteinander über den ‚Selbstknoten‘ verbundener Konzepte, die jedoch auch eine Vielzahl an mehr oder weniger starken Verknüpfungen zu anderen Knoten oder Propositionen aufweisen, strukturiert. Die Stärke einer Verknüpfung hängt von der Häufigkeit ab, mit der sie aktiviert wurde.

Propositionen können jedoch nur kleine Mengen von Information über ein Objekt organisieren. Liegen zu einem Objekt eine Vielzahl von Propositionen vor, so muß deren Beziehung zueinander organisiert werden. Der Unterscheidung von Inhalt (d.h. Bedeutung) und Format (d.h. struktureller Aufbau) einer kognitiven Repräsentation (Kosslyn, 1981)

¹¹ Eine Proposition umfaßt eine Relation und ein oder mehrere Argumente. Die Aussage „Ich liebe Tiere“ enthält die Relation ‚lieben‘ und die Argumente ‚ich‘ (Subjekt) und ‚Tiere‘ (Objekt): LIEBEN, ICH, TIERE. Die Bezeichnung ‚Knoten‘ für Propositionen stammt aus der Art der Darstellung von Netzwerkmodellen, die für das Beispiel folgendermaßen aussehen würde:



folgend, können Schemata als ein Format aufgefaßt werden, mit dessen Hilfe Information verarbeitet und gespeichert werden kann, indem eine bestimmte Struktur von Leerstellen mit das zu repräsentierende Objekt spezifizierenden Attributen gefüllt wird (Anderson, 1980). Selbstbezogenes Wissen stellt – dieser Unterscheidung folgend – den Inhalt dar, der das Objekt Selbst spezifiziert und in dem Format ‚Schema‘ repräsentiert ist.

Es ist notwendig, zwischen dem von Markus und Kolleginnen verwendeten Schema-Begriff und dessen Gebrauch in Netzwerkmodellen zu unterscheiden. Ein Schema ist eine Wissensstruktur höherer Ordnung, das ein Teilsystem eines Netzwerks bezeichnet, in dem typische Zusammenhänge eines (Themen-)Bereiches repräsentiert sind (Rumelhart & Norman, 1978). Ein Schema bezeichnet hier im Unterschied zu Markus' und Sentsis' (1982) Begriff nicht eine Eigenschaft, die selbstbeschreibend und bedeutsam ist, sondern die Abstraktion eines Erfahrungsbereiches. Nach Anderson (1980) weisen Schemata vor allem zwei Hierarchiedimensionen auf: eine Generalisierungshierarchie, die einem Oberbegriff speziellere Unterbegriffe zuordnet, und eine Hierarchie der Teile, nach der Merkmale des Oberbegriffs automatisch für einen untergeordneten Teilbegriff zutreffen, ohne wiederholt repräsentiert werden zu müssen. Um dennoch Abweichungen oder Besonderheiten angemessen Rechnung tragen zu können, wird angenommen, daß die Regeln zum Ausfüllen von verschiedenen Leerstellen (Variablen) eines Schemas eine Abstufung nach dem Kriterium der Typikalität vorsehen. Nach Rumelhart (1984) werden solche Leerstellen per Voreinstellung mit besonders typischen Werten gefüllt; welche Merkmalsausprägungen solche Variablen überhaupt annehmen können, ist – determiniert durch die Erfahrung des Individuums mit spezifischen Objekten des jeweiligen Schemas – als eine Art Wertebereich festgelegt. Je typischer ein Merkmal für ein Schema ist, desto häufiger wird es abgerufen. Je häufiger wiederum die Verbindungen zu einem Knoten benutzt werden, desto stärker werden dessen Verbindungen, und desto leichter ist er aktivierbar und damit abrufbar (Collins & Quillian, 1972). Überträgt man diese Annahme auf den Bereich des Konzepts der eigenen Person, dann läßt sich vorhersagen, daß die als besonders typisch eingestuft Mitglieder einer Kategorie des Selbst schneller als selbstbeschreibend generiert werden als weniger typische, da sie leichter aktivierbar sind¹². Eine besonders leichte Abrufbarkeit läßt sich auch für zentrale Merkmale des Selbst annehmen:

„The more central the feature is to the self-concept, the stronger will be the link between self and attribute.“ (Kihlstrom & Cantor, 1984, S. 16)

Ein weiterer die Wahrscheinlichkeit des Abrufs von Information beeinflussender Faktor ist als „recency effect“ bekannt: Kürzlich aktivierte Information wird mit größerer Wahrscheinlichkeit generiert als Information, deren Aktivierung länger zurückliegt (Anderson, 1983). Dies bedeutet, daß wahrscheinlich bevorzugt Information, die Relevanz für die gegenwärtige Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Umgebung besitzt, als selbstdefinierend generiert wird.

Das Netzwerkmodell ist in bezug auf die Struktur selbstbezogenen Wissens präziser als das Schemamodell von Markus (1977); es ist jedoch nicht leicht, daraus Annahmen über Stabilität bzw. Veränderung von Inhalt und Struktur selbstbezogenen Wissens abzuleiten. Genau genommen verändert sich ein Netzwerk von Propositionen mit jeder neu eingehen-

¹² Besonders typische Beispiele einer Kategorie werden schneller als dieser Kategorie angehörend beurteilt als weniger typische Beispiele (Rips, Shoben & Smith, 1973; Smith, Shoben & Rips, 1974).

den Information, weil dadurch bestimmte Knoten aktiviert werden und sich die Assoziationen zwischen Propositionen verstärken. Auf der anderen Seite ist jede Informationsverarbeitung von bereits bestehenden Assoziationen und deren Stärke bestimmt. Wie auch das Schemamodell von Markus (1977; Markus & Sentis, 1982) sagt das Netzwerkmodell vorher, daß gut elaborierte, das heißt mit vielen anderen Knoten verknüpfte, Information resistenter gegenüber Veränderungen ist als weniger eingebundene Information. Stabilität sollte demnach insbesondere für selbstdefinierende Bereiche bestehen, die aus vielen Aspekten bestehen. Anders ausgedrückt sollten reichhaltige selbstdefinierende Bereiche weniger leicht veränderbar sein, da sie mit einer Vielzahl an Informationen verknüpft sind, als selbstdefinierende Bereiche, die nur wenige Aspekte umfassen.

Die Selbstdefinition kann in den Begrifflichkeiten des Netzwerkmodells als der Teil des deklarativen Wissens konzeptualisiert werden, der Propositionen umfaßt, die eng mit dem „Selbstknoten“ assoziiert sind (vgl. Bower & Gilligan, 1979). Als die eigene Person definierende selbstbezogene Information dienen wahrscheinlich besonders typische (Rosch, 1978) und zentrale (Kihlstrom & Cantor, 1984) Merkmale. Selbstdefinierende Bereiche können ebenfalls als eine Vielzahl von eng miteinander verknüpften Propositionen aufgefaßt werden. Es ist anzunehmen, daß selbstdefinierende Bereiche, zu denen eine große Zahl von Propositionen vorliegt, in Form von Schemata organisiert sind (Anderson, 1980).

Die Reichhaltigkeit selbstdefinierender Bereiche kommt dem netzwerktheoretischen Begriff der Elaboriertheit nahe; unter Elaboriertheit ist die Anzahl der Verknüpfungen einer Proposition mit anderen Knoten des Netzwerks zu verstehen. Darüber hinaus läßt das Netzwerkmodell auch die Annahme zu, daß sich verschiedene selbstdefinierende Bereiche und deren Aspekte auf eine unterschiedliche Zeit beziehen können und unterschiedlich bewertet werden. Nach Anderson und Bower (1972) setzt sich eine Proposition aus insgesamt fünf Assoziationen zusammen, die Subjekt und Prädikat miteinander verbinden. Eine dieser Assoziationen stellt die Relation dar, die die Beziehung zu einem Objekt spezifiziert. Eine Relation kann eine Bewertung beinhalten (z.B. etwas gut können). Eine weitere Assoziation, aus der eine Proposition besteht, ist der Zeitbezug. Innerhalb des Netzwerkmodells kann demnach davon ausgegangen werden, daß jeder Aspekt eines selbstdefinierenden Bereiches eine spezifische Bewertung und einen bestimmten Zeitbezug beinhalten kann.

(3) „Bin“-Modell

Das „Bin“-Modell von Wyer und Srull (1986, 1989) ähnelt insofern dem Schemamodell, als „Bins“ (deutsch: Kasten) ebenso wie bereichsspezifische Schemata Wissen über ein bestimmtes Konzept zusammenfassen und ein unterschiedliches Spezifitätsniveau aufweisen können. Die verschiedenen „Bins“ selbst sind jedoch nicht weiter strukturiert, während Schemata als Netzwerke von ineinander gebetteten Subschemata aufzufassen sind (Rumelhart, 1984), die eine hierarchische Binnenstruktur aufweisen (Markus & Wurf, 1987). Ein „Bin“ ist eine mehr oder weniger unstrukturierte Gedächtniseinheit, in der Wissen über bestimmte Bereiche zusammengefaßt ist, und die hinsichtlich ihres Generalitätsgrades variiert. Jeder „Bin“ ist mit einer spezifizierenden Überschrift versehen, die den Inhalt grob widerspiegelt und Assoziationen (Querverweise) zu anderen „Bins“ enthält. Wyer und Srull (1989) unterscheiden drei Arten von „Bins“: „Referent Bins“ (bereichs-

personen- oder situationsspezifisches Wissen), „Semantic Bins“ (allgemeine prototypische Bedeutungskonzepte von Begriffen, Handlungen oder Attributen) und „Goal Bins“. Das Modell sieht zwei Möglichkeiten zur Repräsentation selbstbezogener Information vor: (1) in „Self Bins“, das heißt „Bins“, deren Überschrift den Selbstbezug explizit enthält, und (2) in anderen „Referent Bins“, das heißt „Bins“, die keinen direkten Selbstbezug aufweisen, sondern primär Wissen um andere Personen oder Bereiche enthalten. Information wird dann in „Self Bins“ repräsentiert, wenn sie als explizit selbstbezogen erworben wurde. Dies bedeutet, daß in „Self Bins“ organisiertes Wissen einen stärkeren Selbstbezug besitzt als in anderen „Referent Bins“ organisiertes Wissen.

Es existieren mehrere „Self Bins“, die in ihrer Art nicht von anderen „Referent Bins“ verschieden sind – die eigene Person stellt einen der möglichen Bezugspunkte („referent“) dar. Ein „Self Bin“ umfaßt einen (Erfahrungs-)Bereich, der anhand der Überschrift identifizierbar ist (z.B. „Ich als Ehemann“) und aus konkreteren Einheiten besteht (z.B. „Ich schenke meiner Frau gerne Blumen“); spezifischere „Self Bins“ können die eigene Person in einer bestimmten Situation beschreiben (z.B. „Ich auf einer Party“ als Überschrift und Verhaltensweisen wie „Ich bin beim Tanzen ungeschickt“ als Inhalt). Die Wissenseinheiten, aus denen „Self Bins“ bestehen, können abstrakte Charakterisierungen der eigenen Person (Eigenschaftsbegriffe), konkrete Verhaltensweisen in bestimmten Situationen oder Abläufe von Ereignissen repräsentieren. Solche Ereignissequenzen können idiosynkratische Verhaltensweisen spezifizieren, die typischerweise zur Erreichung eines Ziels eingesetzt werden. „Self Bins“ können demnach sowohl der Reduktion einer Datenmenge durch Abstraktion dienen als auch der Handlungsleitung durch Vorgabe von Verhaltensweisen.

Wissen, das in „Self Bins“ repräsentiert ist, kann leicht als selbstbezogen abgerufen werden. Das in anderen „Referent Bins“ repräsentierte selbstbezogene Wissen wird dagegen kaum als solches spontan generiert, da der Zugang aufgrund der nichtselbstreferentiellen Überschrift erschwert ist. Wissen, das zur Selbstdefinition herangezogen wird, hat definitionsgemäß einen starken Selbstbezug, so daß angenommen werden kann, daß es in „Self Bins“ und nicht in anderen „Referent Bins“ repräsentiert ist. Ein selbstdefinierender Bereich entspricht in diesem Modell einem „Self Bin“, der mehr oder weniger spezifische Informationen enthält. Die Anzahl der Aspekte innerhalb eines selbstdefinierenden Bereiches kann als die Menge an Information, die ein „Self Bin“ enthält, aufgefaßt werden. Zwei Personen, die über dieselbe Menge an selbstbezogenem Wissen verfügen, können sich nach diesem Modell hinsichtlich des Facettenreichtums der Selbstdefinition unterscheiden, wenn das selbstbezogene Wissen einer Person vor allem in „Self Bins“ repräsentiert ist, das der anderen Person dagegen in anderen „Referent Bins“. Eine facettenreiche Selbstdefinition könnte damit die Tendenz widerspiegeln, selbstbezogenes Wissen bevorzugt in „Self Bins“ zu repräsentieren. Drückt die Repräsentation von Wissen in „Self Bins“ die Stärke des Selbstbezugs aus, so bedeutet dies, daß die beiden Personen sich tatsächlich hinsichtlich des Facettenreichtums ihrer *Selbstdefinition*, wenn auch nicht hinsichtlich der Menge an selbstbezogener Information, unterscheiden.

Verschiedene „Self Bins“ sind als voneinander distinkte kognitive Einheiten konzipiert, die sich sowohl hinsichtlich ihres Inhalts als auch der Menge an Information, die in diesem Format repräsentiert ist, unterscheiden. Informationen, die innerhalb eines „Bin“ repräsentiert sind, sind in diesem Modell als unabhängige Einheiten („units“) konzipiert, die unabhängig voneinander abgerufen werden können:

„The units of information that are contained in a self bin, like those in other referent bins, are typically stored and retrieved independently of one another.“ (Wyer & Srull, 1989, S. 411)

und:

„A unit of information contained in a referent bin may consist of several different features, organized in a way that is dictated by the processing objectives that existed at the time the unit was formed. However, this configuration of features is stored and subsequently retrieved as a whole, independently of other information units that may also be contained in the same bin.“ (Wyer & Srull, 1986, S. 344)

Die Annahme, daß sich selbstdefinierende Bereiche und ihre Aspekte hinsichtlich ihres Zeitbezugs und ihrer Bewertung voneinander unterscheiden, ist demnach mit dem „Bin“-Modell kompatibel.

Das Modell von Wyer und Srull (1986, 1989) macht keine direkten Aussagen dazu, wie sich der *Inhalt* von einmal erworbenem, in „Bins“ repräsentiertem Wissen verändert. Da ein Attribut jedoch auf verschiedene Art und Weise in mehreren „Bins“, die sich auf unterschiedliche Kontexte beziehen, repräsentiert sein kann¹³, sieht das Modell die Möglichkeit vor, daß der Inhalt von Kontext zu Kontext ein anderer ist. Die *Stellung* einer Wissenseinheit innerhalb eines „Bin“ verändert sich in Abhängigkeit der Häufigkeit und der Kürzlichkeit, mit der sie abgerufen wurde. Die Wahrscheinlichkeit des Abrufes einer Wissenseinheit hängt davon ab, wie gut die Überschrift des „Bin“ mit der gesuchten Information übereinstimmt, und wie weit ‚oben‘ sie ist (Informationssuche nach dem „top-down“-Prinzip). Eine „Kopie“ der gerade aktivierten Wissenseinheit wird „ganz oben in den Kasten“ gelegt und hat daher bei der nächsten Suche nach Information in diesem „Bin“ eine höhere Wahrscheinlichkeit, aktiviert zu werden. Je häufiger dieselbe Wissenseinheit aktiviert wurde, desto mehr Kopien liegen in dem jeweiligen „Bin“ vor, wodurch sich ebenfalls die Wahrscheinlichkeit ihres Abrufes erhöht.

Bestehendes Wissen beeinflusst, welche *neue* Information verarbeitet wird. Das „Bin“-Modell sagt – ebenso wie das Schemamodell und das Netzwerkmodell – eine konservative Informationsverarbeitung vorher, insofern Information, für die bereits leicht verfügbare Konzepte bestehen, mit größerer Wahrscheinlichkeit verarbeitet und erinnert wird als Information, für die keine oder weniger leicht verfügbare Konzepte bestehen:

„... information is more likely to be encoded into memory if it can be interpreted in terms of concepts that are easily accessible at the time it is received than if its interpretation requires concepts that come less easily to mind. Consequently, the former information is more likely to be recalled than the latter.“ (Wyer & Srull, 1989, S. 140)

Das „Bin“-Modell ist gut mit dem Schemamodell von Markus (Markus, 1977; Markus & Smith, 1981) kompatibel: ‚schematisch‘ ist eine Person in der Terminologie des Modells von Wyer und Srull (1989) hinsichtlich der Attribute, die die Überschrift eines „Self Bin“ konstituieren, ‚aschematisch‘ ist eine Person hinsichtlich des in anderen „Referent Bins“ repräsentierten selbstbezogenen Wissens. Unterschiede des „Bin“-Modells zum Schemamodell bestehen nach Wyer und Srull (1989) darin, daß Attribute, aus denen die Überschrift eines „Self Bin“ besteht, nicht beide Kriterien zur Bestimmung eines Schemas (selbstbeschreibend *und* wichtig) erfüllen müssen; der Selbstbezug allein entscheidet darüber, ob und welche Attribute in eine Überschrift aufgenommen werden. Das „Bin“-Modell sieht darüber hinaus vor, daß eine Person hinsichtlich ein und desselben Attributes ‚schematisch‘ und ‚aschematisch‘ sein kann, je nachdem, auf welchen Kontext (d.h.

¹³ Zum Beispiel: „Ich kann nicht zu einer Unterhaltung beitragen“ in einem „Bin“ der Überschrift „Ich auf einer Party“ und „Ich bin ein interessanter Gesprächspartner“ in einem „Bin“ mit der Überschrift „Ich im Arbeitskontext“.

welchen der verschiedenen „Self Bins“) sich die Person bezieht. Als Beispiel führen Wyer und Srull (1989, S. 415) eine Person an, die ‚schematisch‘ hinsichtlich des Attributes ‚intelligent‘ ist, wenn sie über sich selbst als Professor nachdenkt (aktiviertes „Self Bin“: „Ich als Professor“), und ‚aschematisch‘ hinsichtlich desselben Attributes, wenn sie über sich selbst in sozialen Situationen nachdenkt¹⁴.

An dieser Stelle soll ergänzend ein Modell von Shavelson und Kollegen (Shavelson, Hubner & Stanton, 1976; Shavelson & Marsh, 1986; Marsh, Byrne & Shavelson, 1992) dargestellt werden, das sich zwar nicht unmittelbar mit der gedächtnismäßigen Repräsentation von selbstbezogenem Wissen beschäftigt, jedoch weitere Evidenz für die Annahme einer bereichsspezifischen Bewertung der Selbstdefinition bietet. Nach diesem Modell ist selbstbezogene Information in verschiedenen, miteinander verbundenen Kategorien strukturiert, die sowohl beschreibende als auch evaluative Aspekte enthalten können. Die Kategorien sind hierarchisch organisiert: Situationsspezifische, konkrete Verhaltensweisen bilden die Basis für bereichsspezifische Kategorien, die wiederum in bereichsübergreifenden Kategorien zusammengefaßt sind. An der Spitze der Hierarchie steht – in Anlehnung an den „g“-Faktor in der Intelligenzforschung – als Faktor höherer Ordnung das allgemeine Selbstkonzept. Dieses repräsentiert das Selbstwertgefühl einer Person und kann nach Marsh (1987) als der (ungewichtete) Mittelwert aus den spezifischeren Facetten des Selbstkonzepts aufgefaßt werden.

Einen zentralen Stellenwert in diesem Modell nimmt die facettenreiche Natur des Selbstkonzepts im Sinn von Shavelson und Kollegen ein. In mehreren faktorenanalytischen Studien konnte gezeigt werden, daß sich verschiedene Facetten oder Bereiche reliabel voneinander unterscheiden lassen und eine hohe zeitliche Stabilität besitzen (Marsh, Byrne & Shavelson, 1992). Die Konzeptualisierung des Selbstkonzepts als aus verschiedenen Facetten bestehend wird nach Marsh et al. (1992) auch dadurch gerechtfertigt, als beispielsweise Leistungen besser mit Hilfe spezifischer, sich auf diesen Leistungsbereich beziehender Facetten des Selbstkonzepts vorhergesagt werden können als mit Hilfe des allgemeinen Selbstwertgefühls.

Die kognitive Struktur selbstbezogenen Wissens im hohen Alter

Der Frage, welchen Einfluß das Alter auf die Struktur selbstbezogenen Wissens hat, wurde bisher vornehmlich für die frühen Altersabschnitte, insbesondere der Kindheit, nachgegangen. Die zentrale Frage besteht hier darin, wann ein Kind zwischen Selbst- und Fremdbezug trennen kann und wie sich Wissenssysteme und deren Struktur (z.B. Schemata) entwickeln (z.B. Piaget, 1954). Aus den vorgestellten Modellen zur kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens ergeben sich jedoch auch Implikationen für das hohe Erwachsenenalter. So sollte wie auch in anderen Wissensbereichen die Häufigkeit und Dauer der Beschäftigung mit selbstbezogenem Wissen mit erhöhter Elaboration einhergehen.

¹⁴ Die Möglichkeit der Mehrfachrepräsentation eines Attributes unterscheidet das „Bin“-Modell auch von der einmaligen Repräsentation eines Attributes, die das assoziative Netzwerkmodell vorsieht. Wyer und Srull (1986, 1989) gehen genauer auf diesen und andere Unterschiede zwischen den beiden Modellen ein, deren Erörterung für die vorliegende Arbeit zu weit führen würde.

Nach Salthouse (1985) sind, als Implikation der „Disuse“-These, ältere Erwachsene als Experten für jene Bereiche aufzufassen, mit denen sie über die Lebensspanne hinweg kontinuierlich beschäftigt waren. Mit zunehmendem Alter sollte daher auch eine Art von Expertise für den Bereich selbstbezogenen Wissens zunehmen (vgl. Markus, 1983), da jede Person gewissermaßen zwangsläufig selbstbezogener Information ausgesetzt ist und die Erfahrung mit der eigenen Person ansteigt, solange sie lebt, und demnach selbstbezogenes Wissen über die längstmögliche Zeitspanne hin akkumuliert wird.

„Expertise may be manifested in the degree to which particular concepts are elaborated within the declarative knowledge system, greater elaboration permitting the person to make finer distinctions; in the number of levels available in the hierarchy within various domains, more levels permitting more flexibility in construal; and in the number of links across conceptual domains, a greater density of connections permitting the person to see the implications of various social entities of his or her current life tasks.“ (Cantor & Kihlstrom, 1989, S. 20 f.)

Unter Expertise¹⁵ ist hier zu verstehen, daß selbstbezogenes Wissen sehr gut elaboriert ist, daß es leicht verfügbar ist (vgl. Chase & Ericsson, 1982), und daß es automatisiert als solches verarbeitet wird (Higgins & King 1981; Markus & Sentsis, 1982; Markus, 1991). Dieses Wissensgebiet sollte sehr reichhaltig sein, die einzelnen Konzepte gut vernetzt, das heißt untereinander und mit anderen Konzepten verknüpft sein (vgl. Anderson, 1980, 1983). Das erhöhte Ausmaß an Elaboration mit zunehmender ‚Praxis‘ in diesem Wissensbereich sollte selbstbezogenes Wissen im hohen Alter besonders leicht abrufbar machen. Diese Annahmen sind bisher empirisch nicht überprüft worden.

Zusammenfassung

Selbstbezogenes Wissen ist nicht in Form einer einzigen Einheit repräsentiert, sondern besteht – ebenso wie andere Wissensgebiete auch – aus mehr oder weniger eng verknüpften, distinkten Bereichen. Diese Bereiche können sich hinsichtlich ihres Inhaltes, ihrer Reichhaltigkeit, ihres Zeitbezugs und ihrer Bewertung voneinander unterscheiden. Der vorliegenden Arbeit liegt ein Modell der Selbstdefinition zugrunde, das auf Strukturannahmen beruht, die allen vorgestellten Modellen gemeinsam sind. Nach diesem Modell besteht die Selbstdefinition aus verschiedenen Bereichen, die sich ihrerseits aus einer unterschiedlichen Anzahl verschiedener Aspekte zusammensetzen können. Die Bereiche und ihre Aspekte unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich des Inhalts, auf den sie sich beziehen, sondern sie können sich darüber hinaus auf verschiedene Zeiten beziehen und unterschiedliche Bewertungen beinhalten.

Die drei erläuterten Modelle über die kognitive Struktur selbstbezogenen Wissens können als ein Rahmen für die Bestimmung des Konstruktes Facettenreichtum dienen. Tabelle 5 gibt einen Überblick über die Konzeptualisierung des Facettenreichtums der Selbstdefinition in den Begrifflichkeiten der referierten Modelle. Damit soll gezeigt werden, daß die Bestimmung der beiden Aspekte von Facettenreichtum – (1) Anzahl unterschiedlicher selbstdefinierender Bereiche und (2) Reichhaltigkeit – von Annahmen über die kognitive Struktur selbstbezogenen Wissens ausgeht, die von allen der referierten Modelle getragen werden.

¹⁵ Der Begriff Expertise wird hier lediglich in *Analogie* an das Konzept der Expertise im Bereich von Fertigkeiten verwendet (vgl. Ericsson, Krampe & Tesch-Römer, 1993). Der Aspekt der Übung in Abgrenzung von reiner Exposition ist in dieser Analogie nicht enthalten.

Tabelle 5: Konzeptualisierung von Facettenreichtum innerhalb verschiedener Modelle der kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens

	Facettenreichtum	
	Anzahl an Bereichen	Reichhaltigkeit
Markus (1983)	Anzahl an zentralen, die Person definierenden Selbstkonzeptionen	Anzahl der Wissens Elemente, die ein „Selbstschema“ konstituieren (= Selbstschemata)
Bower & Gilligan (1979)	Anzahl an mit dem „Selbstknoten“ eng verbundenen Schemata	Anzahl an Propositionen, die ein Schema formen
Wyer & Srull (1989)	Anzahl an „Self Bins“	Anzahl der spezifischen Einheiten eines „Self Bin“

Zusammenfassend lässt sich aus diesen Modellen der Repräsentation selbstbezogenen Wissens schließen, daß das für Selbstdefinitionen relevante Wissen nicht als eine unveränderbare, monolithische Einheit aufzufassen ist. Selbstbezogenes Wissen ist den vorgestellten Modellen zufolge sowohl hinsichtlich seines Inhalts als auch seiner Organisation, das heißt der Stellung der verschiedenen Wissens Elemente zueinander innerhalb der kognitiven Struktur, veränderbar. Eine Anpassung des zur Selbstdefinition herangezogenen Wissens an sich verändernde Lebensbedingungen ist demnach prinzipiell möglich.

2.2.3 Aufrechterhaltung der Selbstdefinition und Funktion ihrer Stabilität

Kognitive Modelle zur Struktur selbstbezogenen Wissens haben starken Einfluß auf Modelle über die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition genommen. In diesem Abschnitt sollen sozial-kognitive Ansätze dargestellt werden, die sich mit dem Prozeß der Aufrechterhaltung der Selbstdefinition und der Funktion ihrer Kontinuität beschäftigen. Die vorzustellenden Modelle dienen als theoretischer Rahmen für eine der zentralen Annahmen der vorliegenden Arbeit, daß der Kontinuität der Selbstdefinition eine wesentliche Funktion hinsichtlich des Wohlbefindens eines Individuums zukommt. Es wird weiterhin angenommen, daß diese Funktion im hohen Alter ein besonderes Gewicht erhält, da dieser Lebensabschnitt stärker als andere von Einschränkungen betroffen ist.

Zu Beginn dieses Abschnitts werden allgemeine Modelle über die Kontinuität der Selbstdefinition erläutert: Die Kognitive Adaptationstheorie (Taylor & Brown, 1988) untersucht positive Illusionen über die eigene Person, die durch kognitive Verzerrungen in der Verarbeitung selbstbezogenen Wissens entstehen. Kognitive Verzerrungen sind nach dieser Theorie selbstwertdienlich und verhindern die Wahrnehmung einer Diskrepanz zwischen positiver Selbstdefinition und der (meist weniger positiven) Realität (Greenwald & Pyszczynski, 1985; Baumeister, 1989). Da die meisten Menschen ein positives Bild von sich selbst haben, können kognitive Verzerrungen nicht nur unter dem Aspekt ihrer Selbstwertdienlichkeit betrachtet werden, sondern auch hinsichtlich ihrer Funktion, bestehende Selbstdefinitionen aufrechtzuerhalten. Nach Epstein (1980) sind sowohl die Aufrecht-

erhaltung und Erhöhung des Selbstwertgefühls als auch die Kontinuität der „subjektiven Selbsttheorie“ als grundlegende Motive aufzufassen.

Der Frage nach der Funktion der Kontinuität der Selbstdefinition geht die Selbstverifikationstheorie (Swann, 1990) nach. Beide Ansätze postulieren allgemeine Prozesse und vernachlässigen den entwicklungspsychologischen Aspekt, nach dem Veränderung in einer sich über den Lebenslauf verändernden Umwelt durchaus adaptiv sein kann. Bevor dieses Thema in dem Abschnitt „Adaptation an Lebensveränderungen“ erläutert wird, wird der Frage nachgegangen, wie die Begriffe Kontinuität und Diskontinuität konzeptualisiert werden können.

Aufrechterhaltung eines positiven Bildes von der eigenen Person

Lange Zeit wurde angenommen, daß die korrekte Wahrnehmung der eigenen Person und der Realität wesentlich für die psychische Gesundheit sei, daß eine realistische Wahrnehmung die Adaptivität in der Auseinandersetzung mit der Umwelt erhöhe (z.B. Allport, 1943; Maslow, 1950; Jahoda, 1958). Taylor und Brown (1988) postulieren dagegen, daß Illusionen oder Verzerrungen in der Wahrnehmung der eigenen Person eine positive Wirkung für das Wohlbefinden haben können:

„... certain illusions may be adaptive for mental health and well-being. (...) namely unrealistic positive self-evaluations, exaggerated perceptions of control or mastery, and unrealistic optimism – can serve a wide variety of cognitive, affective, and social functions.“ (Taylor & Brown, 1988, S. 193)

Die Kognitive Adaptationstheorie („cognitive adaptation theory“) geht davon aus, daß Menschen ihre Welt und insbesondere bedrohliche Ereignisse durch ein Set von Illusionen oder Verzerrungen wahrnehmen, die die Welt und die eigene Person in (unrealistisch) positiver Weise repräsentieren. Information, die die bestehende Welt- und Selbstsicht bedroht, wird in einer Weise selektiv wahrgenommen, die das Ereignis so unbedrohlich wie möglich erscheinen läßt oder die negativen Implikationen für die Person und ihre Weltsicht minimiert. Als selbstwertdienliche Verzerrungen („self-serving biases“) werden Tendenzen bezeichnet, die *eigene Person* (und vertraute andere Personen) *unrealistisch positiv zu beurteilen*. Taylor und Brown (1988) zählen dazu:

- positive Eigenschaften als charakteristisch für die eigene Person einzuschätzen als negative;
- die eigene Person als besser einzuschätzen als die meisten anderen Personen;
- die eigenen Defizite für weitverbreitet und ‚normal‘ zu halten, die eigenen Vorzüge und Fähigkeiten als äußerst selten einzuschätzen;
- positive Information über die eigene Person als besser zu erinnern als negative Information;
- die eigene Leistung als besser zu erinnern als sie tatsächlich (objektiv gemessen) war;
- die eigene Person positiver einzuschätzen als (objektive) Beobachter dies tun;
- positive Ergebnisse mit höherer Wahrscheinlichkeit der eigenen Person zuzuschreiben als negative;
- andere Personen für Versagen stärker verantwortlich zu machen als die eigene Person.

Weitere Formen der positiven Illusion sind die Überschätzung der persönlichen Kontrolle über Situationen und Ereignisse sowie unrealistischer Optimismus. Auch in objektiv unkontrollierbaren Situationen glauben sehr viele Personen, daß sie Kontrolle besitzen. Die meisten Menschen schätzen ihre Zukunft positiver ein als ihre Gegenwart und Vergangenheit. Negative Ereignisse werden für die eigene Person für unwahrscheinlicher gehalten als für andere Personen. Die Vorhersagen scheinen eher auf Erwünschtheit als auf Wahrscheinlichkeit zu basieren. Beispielsweise schätzten als HIV-positiv diagnostizierte Männer die Wahrscheinlichkeit, an AIDS zu erkranken, geringer ein als eine Vergleichsgruppe, deren HIV-Testergebnis negativ war (Taylor et al., 1991).

Wenn Ereignisse negative Konsequenzen haben, die so stark sind, daß selektive Wahrnehmung nicht mehr ausreicht, um das Ereignis zu „neutralisieren“, so wird eine Person nach Taylor versuchen, die positiven Konsequenzen („gains“) des Ereignisses überwiegen zu lassen. Solche paradoxen positiven Effekte bedrohlicher Ereignisse konnten bei dem weitaus größten Teil einer Stichprobe von Krebspatienten gefunden werden: Mehr als 90 Prozent berichteten positive Veränderungen in ihrem Leben als Resultat der Krebserkrankung (z.B. die Fähigkeit, jeden Tag wertzuschätzen) (Taylor, 1983; Taylor, Lichtman & Wood, 1984; Collins, Taylor & Skokan, 1990). In einer Untersuchung von Reed (1989) gaben 91 Prozent der an AIDS erkrankten Männer positive Veränderungen in Hinblick auf ihr Selbstwertgefühl an; auf der anderen Seite berichteten 74 Prozent ebenfalls negative Veränderungen, wie beispielsweise das Gefühl, sehr vulnerabel und zerbrechlich zu sein.

Taylor und Brown (1988) sowie Brown (1991) belegen anhand einer Vielzahl an empirischen Untersuchungen, daß positive Illusionen und Verzerrungen eine protektive Funktion besitzen; umgekehrt sind Personen, die sich selbst, ihre Kontrollmöglichkeiten und ihre Zukunft realistisch einschätzen, eher in Gefahr, ein niedriges Selbstwertgefühl zu haben und depressiv zu sein. Daß ein positiver Zusammenhang zwischen der Einschätzung der eigenen Kontrollmöglichkeiten und der Anpassung an negative Ereignisse besteht, konnte konsistent in Untersuchungen über die Adaptation an verschiedene schwere Erkrankungen gezeigt werden (Michela, 1982; Taylor, Lichtman & Wood, 1984; Affleck et al., 1987).

Selbstverifikation

Nach Kelly (1955) bauen Individuen analog zu Wissenschaftlern ein System von Konzeptualisierungen über die eigene Person (und die Welt) auf, das die Funktion hat, die Vielzahl der ansonsten chaotischen Erfahrungen zu organisieren und Ordnung zu stiften und damit ein sinnvolles Handeln zu ermöglichen (vgl. Lecky, 1969). Der Verlust dieses kognitiven Systems würde das Individuum handlungsunfähig machen. Eine effektive Auseinandersetzung mit der Umwelt wäre unmöglich, wenn man täglich von neuem anfangen müßte, die eigene Person und deren Umgebung sinnhaft zu strukturieren (dieser Zustand wäre vielleicht vergleichbar mit manchen Konsequenzen der Gedächtnisstörungen in der Demenz). Aus diesem Grund versuchen Individuen nach Kelly, die Integrität ihres konzeptuellen Systems aufrechtzuerhalten (vgl. Baars, 1988).

Ähnlich konzipiert Epstein (1979, 1980, 1990) das Bedürfnis nach Bestätigung und Kontinuität der Theorie über die eigene Person. Wie das Schemamodell (Markus, 1977; Markus & Sentis, 1982) sieht auch das Modell von Epstein (1979, 1990) eine hierarchische Struktur des Selbstkonzepts vor. Nach Epstein ist das Selbstkonzept analog zu einer wissenschaftlichen Theorie aufgebaut, die aus empirisch überprüfbaren Postulaten besteht, die die Funktion besitzen, die Komplexität der Umwelt zu reduzieren. Die subjektive Theorie über die eigene Person setzt sich gemäß diesem Modell aus Postulaten zusammen, die hierarchisch organisiert sind. Je höher ein Postulat in der Hierarchie steht, desto umfassender, allgemeiner und schwerer widerlegbar ist es. Mit absteigender Hierarchie werden Aussagen über die eigene Person konkreter und in ihrem Anwendungsbereich begrenzter. Werden solche Aussagen durch neue Erfahrungen widerlegt, so hat dies keine tiefgreifenden Konsequenzen, da die Postulate höherer Ordnung auf einer Vielzahl von

einzelnen Beobachtungen beruhen. Die Bedrohung übergeordneter Postulate bewirkt dagegen die Instabilität der gesamten subjektiven Theorie über die eigene Person (vgl. Janoff-Bulman & Schwartzberg, 1991). Da diese subjektive Theorie nach Epstein eine notwendige Bedingung für die Interpretation der Realität („making sense of the world“) darstellt und deren handlungsleitende Sätze (Postulate) einen Orientierungsrahmen für effektives Handeln bieten, hat die Bedrohung ihrer Stabilität äußerst negative Folgen:

„As threat to the stability of their conceptual system mounts, people experience increasing anxiety and a tendency for their conceptual system to become disorganized. When disorganization is imminent, the anxiety becomes overwhelming, and people will do whatever they can to reduce its intensity and prevent disorganization.“ (Epstein, 1990, S. 172)

Nach Epstein (1973, 1980) gewährleistet die Kontinuität der „Selbsttheorie“ gleichzeitig die Erhaltung des Selbstwertgefühls (self-esteem), die als ein Grundbedürfnis aufgefaßt wird. Die „Selbsttheorie“ erfüllt vor allem drei Funktionen: (1) das Erreichen und Aufrechterhalten einer günstigen emotionalen Balance („pleasure/pain balance“), (2) das Anbieten einer Struktur, die die Assimilation neuer Daten (Erfahrungen) ermöglicht, und (3) die Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls. Als eine notwendige Voraussetzung für die Erfüllung dieser drei Funktionen gilt die Stabilität der subjektiven „Selbsttheorie“:

„In general, any theory is better than none; without a theory for organizing experience, there can be nothing but chaos. A personal theory of reality must therefore be organized not only to assimilate the data of experience, to maintain a favorable pleasure/pain balance, and to optimize self-esteem, but maintain itself. Obviously, if the theory does not maintain itself, it cannot fulfill its other functions.“ (Epstein, 1980, S. 107)

Wohl am explizitesten formuliert die Selbstverifikationstheorie die Funktion der Kontinuität der Selbstdefinition (Swann, 1983, 1985, 1990). Ihre zentrale These besteht darin, daß Personen eine starke Tendenz haben, ihre selbstbezogenen Überzeugungen zu bestätigen (vgl. Lekky, 1945; 1969). Die Bestätigung von bestehendem selbstbezogenem Wissen dient dessen Kontinuität und damit dem Bedürfnis nach Vorhersagbarkeit und Kontrollierbarkeit:

„... self-verification theory assumes that people want to confirm their self-views *not* as an end in itself, but as a means of bolstering their perception that the world is predictable and controllable.“ (Swann, 1990, S. 409)

und

„... in their efforts to exert control over their current situation, people rely heavily on their chronic views of self.“ (Swann, 1990, S. 414)

Die Bedrohung von bestehendem selbstbezogenem Wissen löst nach Swann (1990) eine erkenntnistheoretische Krise aus („Wenn ich nicht einmal über mich selbst Bescheid weiß, was weiß ich dann überhaupt?“).

Bereits von Jones und Gerard (1967) wurde darauf hingewiesen, daß die Kontinuität von Konzepten über die eigene Person dazu dient, konfligierende Handlungsimplicationen zu vermeiden. Nach Heider (1958) dient die Tendenz, Informationen zu bevorzugen, die konsistent mit den bestehenden Konzepten sind und daher deren Kontinuität sichern, vor allem der Ökonomie deren kognitiver Organisation. Eine weitere Funktion dieser Tendenz besteht nach Festinger (1957) in der Reduktion kognitiver Dissonanz. Immer wieder wird die Wichtigkeit von Kontinuität für die Vorhersagbarkeit in sozialen Interaktionen betont (Newcomb, 1961; Secord & Backman, 1965; Abelson et al., 1968; Swann, 1983; Fiske, 1993).

Swann (1985) beschreibt den *Prozeß* der Selbstwahrnehmung als kontinuierlich und zyklisch:

„In this cycle, the relationship between people's self-perceptions and behavior is a symbiotic one; just as their behavior allows them to determine the validity of their perceptions, their perceptions provide them with guides to behavior. (...) From this perspective, the self-perception process constitutes a feedback loop, in which people's self-conceptions influence their actions, which channel the reactions of others, which in turn serve as a basis for people's subsequent inferences about themselves, and so on.“ (Swann, 1985, S. 103)

Die beschriebene Rückkopplungsschleife ist nach Swann insofern negativ, als ihre *Funktion* darin besteht, Abweichungen von bestehenden Konzepten so gering wie möglich zu halten.

Die Selbstverifikationstheorie postuliert drei verschiedene Strategien zur Bestätigung der Selbstdefinition (Swann, 1985): (1) die Entsendung von Zeichen und Symbolen der Selbstdefinition, (2) die Selektion von Interaktionspartnern, die die Selbstdefinition konfirmieren, und (3) ein Interaktionsverhalten, das konfirmierende Reaktionen hervorruft.

Die Entsendung von Zeichen und Symbolen zur Aufrechterhaltung der Selbstdefinition wurde insbesondere im Rahmen der *Theorie der symbolischen Selbstergänzung* untersucht (Wicklund & Gollwitzer, 1982; Gollwitzer, 1987). Die zentrale These dieser Theorie besagt, daß Personen, die sich über einen bestimmten Bereich definieren, nach Vollständigkeit („completeness“) in diesem Bereich streben. Vollständigkeit bedeutet in diesem Zusammenhang die Anerkennung der postulierten Selbstdefinition durch Sozialpartner. Vollständigkeit wird mit Hilfe von Zeichen und Symbolen verbaler oder materieller Art erreicht, die den Besitz der für die Selbstdefinition relevanten Attribute signalisiert. Experimentelle Untersuchungen (z.B. Gollwitzer & Wicklund, 1985a, 1985b; Wagner, Wicklund & Shaigan, 1990) konnten zeigen, daß Personen, deren Vollständigkeit in bezug auf einen selbstdefinierenden Bereich bedroht ist, versuchen, durch folgende symbolische Selbstergänzungsstrategien ihre Vollständigkeit wiederherzustellen: Zuschreibung bestimmter Attribute, Mitgliedschaft in einer für die Selbstdefinition relevanten Gruppe oder Organisation, Kleidung, Nähe zu Personen, die die jeweilige Selbstdefinition anerkanntermaßen besitzen.

Es liegt eine beachtliche Menge an empirischer Evidenz für die Bevorzugung bestätigender Information im allgemeinen und selbstbezogener Information im besondern vor. Zajonc (1968) konnte zeigen, daß es eine (nicht bewußte) Präferenz für bekannte und vorhersagbare Phänomene gibt. Von negativer (falsifizierender) Information wird für Entscheidungsprozesse (z.B. in der Diagnostik) weniger Gebrauch gemacht als von positiver (bestätigender) Information (Hovland & Weiss, 1953; Wason, 1961; Slobin, 1966). Auch in der Personenwahrnehmung wird falsifizierende Information kaum zur Eindrucksbildung und Beurteilung herangezogen (Higgins, Rholes & Jones, 1977; Fiedler, Fladung & Hemmeter, 1987). Die Erinnerungsleistungen für verifizierende Informationen sind besser als die für falsifizierende (Crary, 1966; Swann & Read, 1981). Beurteiler, die mit der Selbstwahrnehmung einer Person übereinstimmen, werden als vertrauenswürdiger Informationsquellen angesehen als Beurteiler, die falsifizierende Information geben (Shrauger & Lund, 1975).

Selbstwerterhöhung oder Selbstverifikation?

Die Kognitive Adaptationstheorie sagt vorher, daß Information auf eine Weise verarbeitet wird, die die positive Sicht der eigenen Person bestätigt oder zu einer Erhöhung des Selbstwertgefühls führt (Taylor & Brown, 1988). Auch nach Epstein (1990) haben Menschen das Bestreben, sich selbst positiv zu sehen; darüber hinaus postuliert er ein Motiv, die bestehende Theorie über die eigene Person zu bestätigen (vgl. Snyder et al., 1992). Nach Shrauger (1975) kann das Motiv der Selbstwerterhöhung als bestimmend für affek-

tive Reaktionen auf selbstbezogene Information angesehen werden, das Motiv der Selbstverifikation ist bestimmend, wenn der kognitive Wert selbstbezogener Information im Mittelpunkt steht.

Da die meisten Personen sich selbst positiv einschätzen (vgl. Brown, 1991), fallen die beiden Motive – sich selbst in einem möglichst guten Licht zu sehen und die bestehende Sichtweise zu bestätigen – zusammen. Der kritische Test der Selbstverifikation besteht also darin, ob verifizierende Information über die eigene Person auch dann bevorzugt wird, wenn sie keine selbstwertdienlichen Implikationen besitzt. In mehreren experimentellen Untersuchungen konnten Swann und Kollegen die Vorhersagen der Selbstverifikationstheorie bestätigen: Personen wählen Interaktionspartner aus, die ihre Selbsteinschätzung teilen, auch wenn es sich um eine negative Beurteilung der eigenen Person handelt (Swann & Read, 1981; Swann & Pelham, 1988; Swann, Stein-Seroussi & Giesler, 1992). Stimmt ein Interaktionspartner nicht mit der Selbsteinschätzung überein, so versuchen Personen ihn von ihrer ‚wahren Natur‘ zu überzeugen, indem sie sich verstärkt gemäß ihrer Selbsteinschätzung verhalten (Swann & Hill, 1982). In Einklang mit der Konzeptualisierung von Shrauger (1975), gaben in einem Experiment von Swann et al. (1987) Personen mit negativen Selbstdefinitionen an, daß entsprechend negative Rückmeldung sie besser beschrieb. Die bestätigende negative Rückmeldung hatte jedoch, entsprechend der „self-enhancement“-Vorhersage, negative affektive Konsequenzen. Ebenfalls in Übereinstimmung mit Shrauger (1975) wird die Interaktion mit einer Person, die hinsichtlich der positiven Aspekte der Selbsteinschätzung übereinstimmt, gegenüber einer Person bevorzugt, die negative Aspekte verifiziert (Swann, Pelham & Krull, 1989).

Prozesse der Veränderung der Selbstdefinition

Wie kann sich die Selbstdefinition einer Person überhaupt verändern, wenn das Bedürfnis nach Selbstverifikation so mächtig ist, wie es die empirische Befundlage nahelegt? Nach Swann (1983) entstehen Selbstdefinitionen durch Selbstbeobachtung und Rückmeldung sozialer Interaktionspartner (vgl. Cooley, 1902; Bem, 1972; Gergen, 1977). Personen sind jedoch nicht nur passive Empfänger der Rückmeldung ihrer Interaktionspartner, sondern gestalten ihre Umwelt und verhalten sich auf eine Weise, die die Wahrscheinlichkeit einer Bestätigung ihrer Selbstdefinition maximiert („opportunity structure“). Die Veränderung der Selbstdefinition folgt nach Swann (1983) denselben Prinzipien wie deren Aufbau und Aufrechterhaltung. Die Handlungsmöglichkeiten können sich auf zwei Arten verändern:

- (1) Die sozialen Interaktionspartner verhalten sich auf eine Weise, die eine Aufrechterhaltung bestehender Verhaltensmuster, auf denen die Selbstdefinition aufbaut, unmöglich macht. Als Beispiel führt Swann (1983) normative Erwartungen altersangemessener Verhaltensweisen und deren Sanktionierungsmöglichkeit gegen Verstöße an. Die Veränderung in der Selbstdefinition wird in diesem Fall durch neue Verstärkungsmuster, also eine veränderte Umwelt, bedingt.

„One chain of events is for the community to recognize a change in the individual and adjust the way it treats him or her.“ (Swann, 1983, S. 52)

- (2) Im zweiten Fall verändern Personen aktiv ihre Umgebung, wenn diese keine angemessene Gelegenheit zur Selbstverifikation gibt:

„Alternatively, people may themselves bring about change in their opportunity structures when they notice that a discrepancy has developed between their self-view and their existing opportunity structure.“ (Swann, 1983, S. 52)

Es bleibt jedoch unklar, wie eine Person ihre Selbstdefinition innerhalb einer gegebenen, unveränderten Umwelt ‚innerlich‘ so verändert, daß eine Diskrepanz zwischen Selbstdefinition und Rückmeldungsstruktur entstehen kann, wenn – wie von Swann angenommen – die Selbstdefinition in Abhängigkeit von dieser Umwelt entsteht.

Unter entwicklungspsychologischem Gesichtspunkt ist insbesondere die erste der beiden genannten Möglichkeiten interessant, da sich im Laufe des Lebens die Umgebung einer Person verändert, nämlich Anforderungen, (normative) Erwartungen und damit auch die für die Selbstdefinition als entscheidend aufgefaßte Rückmeldung der Interaktionspartner.

Was bedeutet Stabilität?

Obwohl die referierten Modelle die Wichtigkeit von Stabilität und Aufrechterhaltung der Selbstdefinition betonen, werden diese nicht explizit bestimmt. Im folgenden Abschnitt soll versucht werden, diese für die vorliegende Arbeit zentralen Begriffe genauer zu fassen. Zunächst sollen die verschiedenen Ebenen, auf denen die Stabilität der Selbstdefinition betrachtet werden kann, dargestellt werden. Anschließend werden verschiedene Arten der Operationalisierung von Stabilität und Kontinuität vorgestellt. Als eine Annäherung an die Frage nach der psychologischen Entsprechung solcher empirischer Kriterien wird ein Modell der persönlichen Veränderung von Janoff-Bulman und Schwartzberg (1991) erläutert.

Die Stabilität der Selbstdefinition kann von verschiedenen Perspektiven betrachtet werden (als Zusammenfassung siehe Tab. 6):

- (1) Auf einer *theoretischen Ebene* geht es um die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition angesichts von Veränderungen der Lebenswelt eines Individuums. Veränderungen der Lebenswelt können in Abhängigkeit von der theoretischen Perspektive oder spezifischen Fragestellung unterschiedlich definiert werden: So bestimmte die Selbstverifikationstheorie Veränderungen allgemein als zu den bestehenden Konzepten über die eigene Person diskrepante Information. Unter einer entwicklungspsychologischen Perspektive ist es von besonderem Interesse, systematische altersbezogene Veränderungen in der Person-Umwelt-Interaktion zu untersuchen. Aus dieser Perspektive ergeben sich zwei zentrale Fragen: (a) Wie entwickelt sich die Selbstdefinition über die Lebensspanne – welche Aspekte der Selbstdefinition bleiben über verschiedene Altersabschnitte stabil, welche verändern sich? (b) Wie kann die Selbstdefinition auch bei einschneidenden altersbezogenen Veränderungen aufrechterhalten werden? In der

Tabelle 6: Ebenen der Betrachtung der Stabilität der Selbstdefinition

Ebene	Analyse-Einheiten	Thema
Theorie	Inhalt und Struktur des Wissens über die eigene Person	Entwicklung über die Lebensspanne Aufrechterhaltung der Selbstdefinition
Methode	Selbstdefinierende Aussagen	Retest-Reliabilität
Empirie	Altersbezogene Veränderungen Altersunterschiede	Längsschnittuntersuchung Querschnittuntersuchung

vorliegenden Arbeit werden beide Fragen auf den Bereich des hohen und sehr hohen Alters bezogen.

- (2) Auf einer *methodischen Ebene* ist die vorherrschende Frage, die nach der Unterscheidung der ‚wahren‘ Veränderung der Selbstdefinition über die Zeit von der auf die Reliabilität des Erhebungsverfahrens zurückzuführenden Instabilität (Baltes, Reese & Nesselroade, 1988). Das Dilemma besteht darin, daß zum einen eine möglichst reliable Messung vorgenommen werden soll, die sich in einer hohen zeitlichen Stabilität ausdrückt, das Erhebungsverfahren auf der anderen Seite jedoch auch änderungs-sensitiv sein sollte, um intraindividuelle Veränderungen und Entwicklungsverläufe abbilden zu können (z.B. Epstein, 1979; Mischel, 1990). Eine Möglichkeit, die Reliabilität des Meßverfahrens und die zeitliche Stabilität voneinander zu trennen, besteht darin, den Begriff der Reliabilität für die *Präzision* der Zuweisung von Werten zu Beobachtungseinheiten (z.B. Übereinstimmung unabhängiger Codierer) vorzubehalten (Baltes, Reese & Nesselroade, 1988).
- (3) Auf einer *empirischen Ebene* ist der Untersuchung der Stabilität und altersbezogener Veränderungen der Selbstdefinition ein längsschnittliches Design besonders angemessen, das mehrere Kohorten umfaßt (Baltes, Reese & Nesselroade, 1988). Mit Hilfe eines Kohorten-Sequenz-Designs können altersbezogene und kohortenspezifische Einflüsse voneinander getrennt werden (Schaie, 1965; Schaie & Baltes, 1975; Baltes, Cornelius & Nesselroade, 1976). Eine vergleichsweise weniger aussagekräftige, jedoch praktisch leichter umzusetzende Weise, die Entwicklung der Selbstdefinition zu untersuchen, wird durch einen querschnittlichen Vergleich von verschiedenen Altersgruppen ermöglicht. Dieser Vergleich erlaubt *keine direkten* Aussagen über *Veränderungen* auf einer intraindividuellen Ebene. *Unterschiede* zwischen Altersgruppen können in einem strengen Sinn zwar nicht als Überprüfung, wohl aber als Hinweis auf zugrundeliegende ‚durchschnittliche‘ Veränderungen angesehen werden. Aus interindividuellen Unterschieden wird in diesem Fall auf mögliche intraindividuelle Entwicklungsprozesse geschlossen.

Wo liegen die Grenzen zwischen Stabilität und Veränderung? Empirisch kann die Grenzlinie über die Zeit mit Hilfe der statistischen *Signifikanz* von (1) Mittelwertunterschieden (quantitative [Baltes & Nesselroade, 1970] oder „level“ Stabilität [Nesselroade, Schaie & Baltes, 1972]) oder von (2) Korrelationen derselben Variable zu zwei oder mehreren Zeitpunkten (normative Stabilität [Kagan, 1980]), der (3) Invarianz struktureller Merkmale über die Zeit (z.B. der Faktorenstruktur) oder (4) der intraindividuellen Übereinstimmung der relativen Rangordnung verschiedener psychologischer Konstrukte über die Zeit (ipsative Stabilität) bestimmt werden. Ein Problem des Kriteriums der statistischen Signifikanz besteht darin, daß bei hinreichend großen Stichproben auch eine relativ geringe Effektstärke als bedeutsam ausgewiesen wird (vgl. Cohen, 1988). Es wäre daher wünschenswert, über die statistische Signifikanz hinaus ein Kriterium zu finden, ab welcher Effektstärke Unterschieds- bzw. Zusammenhangsmaße als Hinweis für Stabilität zu werten sind.

Emmerich (1964, 1968) unterscheidet die von vielen Autoren austauschbar verwendeten Begriffe Stabilität (bzw. Instabilität) und Kontinuität (bzw. Diskontinuität). *Stabilität* bezieht sich nach Emmerich auf das Ausmaß, in dem eine Person dieselbe relative Position hinsichtlich eines Merkmals über die Zeit beibehält; *Instabilität* bezeichnet das komplementäre Phänomen, also die Veränderung der relativen Position. Der Begriff von Stabi-

lität bzw. Instabilität entspricht damit dem der normativen Stabilität nach Kagan (1980). *Kontinuität* bedeutet nach Emmerich dagegen, ob ein Verhalten über die Zeit dieselbe Bedeutung oder Qualität behält, also beispielsweise, ob ein bestimmtes Verhalten bei Kindern als Indikator für dasselbe zugrundeliegende Persönlichkeitsmerkmal aufgefaßt werden kann wie bei Erwachsenen; Kagan (1971) bezeichnet dies als *homotypische* Kontinuität. *Heterotypische* Kontinuität liegt dagegen vor, wenn ein bestimmtes Merkmal zu einem gegebenen Alter von einem phänotypisch zwar verschiedenen, theoretisch jedoch äquivalentem Verhalten vorhergesagt werden kann¹⁶.

Das Konzept der Kontinuität ist in der Entwicklungspsychologie vor allem in Hinblick auf dessen Implikationen für den Entwicklungsbegriff diskutiert worden. Stufenmodelle der Entwicklung gehen beispielsweise davon aus, daß zwischen Entwicklungsstufen insofern Diskontinuität besteht, als qualitative Veränderungen stattfinden, die sich nicht auf einer rein quantitativen Dimension darstellen lassen. Kontinuität zwischen Stufen drückt sich auf der anderen Seite darin aus, daß jede Stufe die vorhergehende umfaßt. Entwicklung wird in diesen Modellen als eine universelle, regelhaft verlaufende, positiv zu bewertende, unidirektionale Veränderungsreihe aufgefaßt (z.B. Wohlwill, 1977). Eine diesem Entwicklungsbegriff widersprechende Bestimmung von Kontinuität stammt von Flavell (1972), nach der unter Kontinuität nicht nur Addition, Integration und Differenzierung, sondern auch – vergleichbar dem Begriff der heterotypischen Kontinuität – Modifikation und Substitution zu verstehen sind. Diesem Begriff von Entwicklung trägt die Entwicklungspsychologie der Lebensspanne Rechnung. Entwicklung verläuft dieser Konzeption nach multidirektional und multidimensional (Thomae, 1979; Baltes, 1987, 1990; Nesselroade, 1989). Es wird angenommen, daß Entwicklung gleichzeitig Gewinne und Verluste – auch innerhalb eines Bereiches – impliziert, daß Entwicklung Kontinuität und Diskontinuität bedeutet (Baltes, 1987; Uttall & Perlmutter, 1989). Kontinuität kann in Hinblick auf ein bestimmtes Ziel Veränderung implizieren: Veränderung in der Wahl der Mittel, mit Hilfe derer das Ziel erreicht werden soll, oder Veränderung im Anspruchsniveau des Zieles (Baltes & Baltes, 1990).

Bezogen auf die *Selbstdefinition* können Stabilität und Kontinuität auf verschiedenen Ebenen betrachtet werden. In vielen Untersuchungen handelt es sich um den querschnittlichen Vergleich von Gruppenwerten (z.B. die Häufigkeit, mit der ein bestimmtes Merkmal von jüngeren im Vergleich zu älteren Kindern zur Selbstdefinition herangezogen wird). Die oben dargestellten Modelle beziehen sich jedoch nicht auf Gruppenwerte, sondern auf die *intraindividuelle* oder ipsative, inhaltliche Stabilität der Selbstdefinition einer Person über die Zeit (Caspi & Bem, 1990) bzw. vor und nach einer experimentellen Manipulation. Abgesehen von dem Fall der absoluten Übereinstimmung des Inhalts der Selbstdefinition über die Zeit ist es schwer zu bestimmen, wo die Grenzen zwischen Kontinuität und Diskontinuität liegen. Die entscheidende Frage ist, welches (Detail-)Niveau für die jeweilige Fragestellung theoretisch relevant ist (vgl. Moss & Susman, 1980). So

¹⁶ Eine mit dieser Konzeptualisierung von Kontinuität verwandte Frage ist, ob dasselbe Ankreuzverhalten auf ein gegebenes Set von Fragen eines Persönlichkeitsfragebogens zu zwei verschiedenen Meßzeitpunkten (z.B. Adoleszenz und hohes Erwachsenenalter) als Stabilität einer zugrundeliegenden Persönlichkeitseigenschaft interpretiert werden darf, da die Bedeutung der Fragen für verschiedene Altersgruppen eine unterschiedliche sein könnte. Ein Versuch, diesem Problem zu begegnen, besteht darin zu überprüfen, ob die Faktorenstruktur eines Fragebogens in den verschiedenen Altersgruppen dieselbe ist.

kann es sinnvoll sein, für die Untersuchung der Frage nach der Stabilität des Selbstwertgefühls die Stabilität des Inhalts der bewerteten selbstdefinierenden Bereiche zu vernachlässigen. Die verschiedenen inhaltlichen Bereiche würden in diesem Fall als – im Sinne der heterotypischen Kontinuität – austauschbare Indikatoren für das abstraktere Konstrukt Selbstwertgefühl angesehen werden.

„However, in certain instances, shifting from a somewhat specific to a more general or inclusive conceptual label could make it reasonable to reconstrue a relationship as homotypic and reflecting stability rather than heterotypic and reflecting change.“ (Moss & Susman, 1980, S. 538)

In dieser Weise ist auch der Begriff der Stabilität in dem Kognitiven Adaptationsmodell von Taylor und Brown (1988) zu verstehen, in dem es primär um die Prozesse der Aufrechterhaltung von Kontrollüberzeugungen und des Selbstwertgefühls geht. Das Selbstverifikationsmodell von Swann (1990) bezieht sich dagegen auf die Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition.

In der vorliegenden Arbeit soll Stabilität der Selbstdefinition als die Übereinstimmung von selbstdefinierenden Bereichen über die Zeit bestimmt werden. Als Kontinuität wird dieser Arbeit eine Art Minimaldefinition zugrundegelegt, nach der unter der Kontinuität der Selbstdefinition die Aufrechterhaltung einer bestimmten Anzahl selbstdefinierender Bereiche aufgefaßt wird. Dies bedeutet, daß sowohl die ipsative Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition (Kagan, 1980) als auch die Substitution verschiedener Aspekte innerhalb eines selbstdefinierenden Bereiches oder die Ersetzung eines Bereiches durch einen anderen als Kontinuität aufgefaßt werden (Flavell, 1972).

Einen Versuch, den Begriff der persönlichen Veränderung („personal change“) zu explizieren, stellt das heuristische Modell von Janoff-Bulman und Schwartzberg (1991) dar. Janoff-Bulman und Schwartzberg schlagen zwei Dimensionen zur Beschreibung von persönlicher Veränderung vor: (1) Tiefe und Breite der von einer Veränderung betroffenen Konzepte und (2) graduelle gegenüber dramatischer Veränderung.

ad (1) *Tiefe und Breite der Veränderung*: Ausgehend von der Annahme einer hierarchischen Organisation von Konzepten über die eigene Person (z.B. Epstein, 1980), ist eine Veränderung des konzeptuellen Systems um so gravierender, je tiefer, das heißt in diesem Zusammenhang: je grundlegender, das sich verändernde Konzept ist, da eine Vielzahl anderer Konzepte darauf aufbauen. Dasselbe gilt für die Veränderung von sehr breiten Konzepten: Je breiter ein Konzept ist, desto mehr verschiedene Bereiche umfaßt es und desto größer ist die Veränderung im Gesamtsystem. Die Dimensionen Tiefe und Breite werden theoretisch nicht klar unterschieden und scheinen stark miteinander verknüpft zu sein.

ad (2) *Graduelle gegenüber dramatischer Veränderung*: Graduelle Veränderungen werden meist nicht als solche wahrgenommen, da sie kontinuierlich und kumulativ (additiv) verlaufen, während dramatische („catastrophic“) Veränderungen (große Menge an widersprechender Information, starker Widerspruch zu bisherigen Konzepten) zu entsprechend starken, wahrnehmbaren Veränderungen führen¹⁷.

¹⁷ Ob eine Veränderung als graduell oder dramatisch verlaufend aufzufassen ist, dürfte über die Qualität der Veränderung hinaus auch eine Funktion der Zeit sein, wie sich anhand eines Beispiels leicht verdeutlichen läßt: Eltern nehmen das körperliche Wachstum ihres Kindes aufgrund der täglichen Interaktion meist als eine graduelle Veränderung wahr, während die entferntere Verwandtschaft bei dem jährlichen Wiedersehen ihrer Überraschung über das dramatische Wachstum des Kindes üblicherweise mit dem Ausruf „Kind, wie Du gewachsen bist!“ Ausdruck verleiht.

Veränderung besteht dem Modell von Janoff-Bulman und Schwartzberg zufolge aus vier Schritten. Der erste Schritt besteht in der *Konfrontation* mit Information, die nicht mit den bereits bestehenden kognitiven Schemata oder Überzeugungen übereinstimmt. Solche Information wird häufig in Form sehr mächtiger persönlicher Erfahrungen wie zum Beispiel einer ernsthaften Erkrankung oder eines Verlusts wahrgenommen. Der zweite Schritt, *Resistenz* gegen Veränderung, kommt durch das Streben nach Stabilität bestehender kognitiver Strukturen zustande (Nisbett & Ross, 1980; Fiske & Taylor, 1984; Epstein, 1990). Strategien der Resistenz sind Ignorieren der neuen Information, deren Verleugnung oder deren Abwertung (vgl. Festinger, 1957). Ausschlaggebend für Resistenz ist nach diesem Modell nicht die Valenz (wie positiv oder negativ die zu verändernde Überzeugung bewertet wird), sondern wie grundlegend oder allgemein das kognitive Postulat sei (vgl. Swann, 1990). Resistenz gegen konfrontierende Information ist nur dann möglich, wenn sie nicht stark von bestehenden Überzeugungen abweicht. Ist sie jedoch sehr diskrepant, so wird das Individuum vor einer Veränderung der Überzeugungen versuchen, diese Information zu validieren. Ein Kriterium der *Überprüfung* besteht im Konsens mit anderen, als kompetent eingeschätzten Personen. Ein anderes Kriterium ist nach Janoff-Bulman und Schwartzberg (1991) die direkte, emotionale Erfahrung. Wird die konfrontierende Information als valide angesehen, so wird das Individuum nach diesem Modell versuchen, sie in die bereits bestehenden kognitiven Strukturen zu integrieren. Unter *Integration* wird – im Gegensatz zu einer völligen Aufgabe alter Strukturen – die Veränderung der bestehenden Überzeugungen verstanden.

Zusammenfassung

Die in diesem Abschnitt vorgestellten Modelle konvergieren in der zentralen These, daß ein Individuum ein Bedürfnis nach Kontrolle über seine Umwelt und nach Aufrechterhaltung seiner Kontrollüberzeugungen besitzt. Sowohl gemäß dem Modell von Epstein (1990) über die „subjektive Selbsttheorie“ als auch nach der Selbstverifikationstheorie (Swann, 1990) dient die Bestätigung der Selbstdefinition dem Bedürfnis nach Vorhersagbarkeit und Kontrollierbarkeit (vgl. auch Filipp, 1978). Entwicklungspsychologisch orientierte Modelle postulieren, daß sekundäre Kontrollstrategien bzw. akkommodative Prozesse im höheren Alter vermehrt auftreten, um das subjektive Wohlbefinden in einer immer weniger primär kontrollierbaren Umwelt aufrechtzuerhalten. Sekundäre Kontrolle und akkommodative Prozesse bezeichnen eine Veränderung der Selbstdefinition in Anpassung an eine veränderte Umwelt. Dies bedeutet, daß es notwendig sein kann, den Inhalt der Selbstdefinition zu verändern, um subjektives Wohlbefinden und Kontrollüberzeugungen aufrechtzuerhalten. Es werden vor allem zwei Kriterien für die Funktionalität der Stabilität der Selbstdefinition in diesen Modellen herangezogen: subjektives Wohlbefinden und Kontrollüberzeugungen.

Stabilität, Veränderung und Kontinuität können zum einen auf einer empirischen Basis als die statistische Signifikanz von Zusammenhangs- bzw. Unterschiedsmaßen eines oder mehrerer Merkmale über die Zeit bestimmt werden. Diese Maße sind jedoch nicht unmittelbar auf die psychologische Ebene übertragbar, da theoretische Kriterien für die Höhe der Effektstärke zur Bestimmung von Stabilität oder Veränderungen bisher noch nicht ausgearbeitet wurden. Bezogen auf persönliche Veränderung schlagen Janoff-Bulman und Schwartzberg (1991) ein Modell vor, nach dem Veränderungen um so stärker als solche

erlebt werden, je breiter und tiefer die Konzepte innerhalb der kognitiven Repräsentation sind, die von Veränderung betroffen werden, und je dramatischer die Veränderung ist.

In der vorliegenden Arbeit wird unter Stabilität der Selbstdefinition die Übereinstimmung des Inhalts selbstdefinierender Bereiche über die Zeit verstanden (intraindividuelle oder ipsative Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition). Mit Kontinuität wird die Aufrechterhaltung einer bestimmten Anzahl an selbstdefinierenden Bereichen bezeichnet. Diese Bestimmung von Kontinuität umfaßt, in Anlehnung an die Definition von Flavell (1972), sowohl die Substitution verschiedener Aspekte innerhalb eines selbstdefinierenden Bereiches als auch die Ersetzung eines selbstdefinierenden Bereiches durch einen anderen. Der Begriff der Kontinuität der Selbstdefinition wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit zwar empirisch nicht direkt untersucht, ist jedoch von theoretischer Bedeutung, da – aufbauend auf den in diesem Abschnitt dargestellten Modellen zur Funktion der Kontinuität der Selbstdefinition – angenommen wird, daß die zeitliche Stabilität der Selbstdefinition wesentlich für ihre orientierungsstiftende, handlungsleitende Funktion ist. Dieser Funktion kommt eine zentrale Rolle für die Ableitung von Merkmalen der Selbstdefinition zu, die möglicherweise die negative Wirkung von Einschränkungen abschwächen können.

Dieser Begriff von Kontinuität bzw. Stabilität ist von dem der Altersinvarianz abzugrenzen, der in dieser Arbeit auf den Vergleich von Altersgruppen angewandt wird. Es wird angenommen, daß Unterschiede in der Selbstdefinition zwischen bestimmten Altersgruppen auf systematische Veränderungen in der Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Lebenswelt zurückführbar sind (vgl. Abschnitt 2.2.1).

2.2.4 Adaptation an Lebensveränderungen

In diesem Abschnitt soll die Aufmerksamkeit nun auf Modelle der Adaptation an Lebensveränderungen gerichtet werden. Die Betonung der Funktion der Stabilität von Selbstdefinitionen in sozial-kognitiven Ansätzen vernachlässigt die für die Entwicklungspsychologie so wesentliche Frage nach regelhaften, altersbezogenen Veränderungen. Eine absolut unveränderliche, stabile Selbstdefinition einer sich verändernden Person in einer sich verändernden Lebenswelt führt zu einer Diskrepanz zwischen Selbstdefinition und Realität. Wie im vorigen Abschnitt dargestellt, kann angenommen werden, daß eine solche Diskrepanz als Bedrohung der Identität wahrgenommen wird und zu vermindertem subjektivem Wohlbefinden führt. Müßten dann nicht die Veränderungen einer Person und ihrer Lebenswelt, die im Laufe eines Lebens zwangsläufig auftreten, zu einem sich stets vermindern dem subjektiven Wohlbefinden führen? Als positiv eingeschätzte Veränderungen besitzen sicherlich das Potential zur Erhöhung des subjektiven Wohlbefindens und des Selbstwertgefühls und können damit den negativen Effekt der Infragestellung der bestehenden Selbstdefinition aufwiegen (Swann et al., 1987). Im hohen Alter aber, in dem die Balance zwischen positiv und negativ eingeschätzten Veränderungen – Gewinnen und Verlusten – sich stärker auf die negative Seite neigt (Heckhausen, Dixon & Baltes, 1989), ist eine selbstwerterhöhende Veränderung unwahrscheinlich (Brandtstädter & Greve, 1994). Im hohen Alter steigt die Morbidität stark an (Manton, 1990), verwitwen Ehepartner mit größerer Wahrscheinlichkeit und verkleinert sich das periphere soziale Netzwerk (Antonucci & Akiyama, 1987; Schütze & Lang, 1991).

Es gibt eine Vielzahl psychologischer Theorien und Modelle, die sich mit den Strategien und Mechanismen der Bewältigung von Lebensveränderungen befassen (einen Überblick gibt z.B. Jerusalem, 1990). In diesem Abschnitt wird zunächst der vor allem in der klinischen Psychologie zur Erklärung von psychischen und physischen Fehlfunktionen herangezogene „Life-Event“-Ansatz vorgestellt. Anschließend wird die Adaptation an Lebensveränderungen aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive erläutert.

Der „Life-Event“-Ansatz

Im Mittelpunkt dieser Forschung steht die durch Lebensveränderung hervorgerufene Belastung; kritische Lebensereignisse werden von Filipp (1981, S. 7) „als Eingriff in das zu einem gegebenen Zeitpunkt aufgebaute Passungsgefüge zwischen Person und Umwelt“ definiert. Der Life-Event-Ansatz geht wie das generelle Adaptationssyndrom (Selye, 1946) von der Unspezifität von Stressoren aus, das heißt, unterschiedliche Stressoren haben dieselben physiologischen und psychischen Folgen. Ein Stressor wird post-hoc aufgrund des Erschöpfungszustandes des Individuums (als letztes Stadium des allgemeinen Adaptationssyndroms) als solcher definiert. Sich auf dieses Streßkonzept stützend, versteht sich der „globale“ Ansatz (Katschnig, 1980) der Life-Event-Forschung als demselben Postulat verpflichtet: Es werden die verschiedensten kritischen Lebensereignisse aufgrund der Annahme, daß diese Ereignisse dieselbe Art von Belastung darstellen und dieselbe Art von Wiederanpassungsleistung erfordern, gleichgesetzt. Die Grundhypothese der Life-Event-Forschung besteht in der Annahme, daß unmittelbar vorangegangene überdurchschnittliche Belastung durch ein kritisches Lebensereignis die Ursache für physische oder psychische Fehlfunktion oder Krankheit darstellt. Diese Belastung wird meist durch ein globales Maß abgebildet, das die Anzahl der in einer bestimmten Zeitspanne erlebten kritischen Lebensereignisse zusammenfaßt¹⁸. Das Rationale einer solchen Zusammenfassung unterschiedlicher Lebensereignisse zu einem Gesamtmaß liegt in der Annahme der unspezifischen Wirkung von kritischen Lebensereignissen (vgl. Filipp, 1981). Die Gleichbehandlung von wünschenswerten, positiven und nicht wünschenswerten, negativen Ereignissen impliziert,

„... daß allein die Notwendigkeit, sich an eine Veränderung anzupassen (...), eine Belastung darstelle, die negative gesundheitliche Folgen haben könne. Die Wiederanpassungsleistung als solche wird als entscheidend angesehen.“ (Katschnig, 1980, S. 26)

Belastung besteht demnach in der situativen Anforderung einer Anpassung des Individuums (vgl. Holmes & Masuda, 1974). Auch nach Lazarus (1981) entsteht Belastung oder Streß, wenn die situativen Anforderungen und die Fähigkeiten der Person, mit diesen Anforderungen zurechtzukommen, nicht im Gleichgewicht sind. Das transaktionale Streßmodell stellt Einschätzungsprozesse durch die Person in den Vordergrund. Eine Situation wird hinsichtlich ihrer Anforderungen, Beschränkungen und Ressourcen entweder als Herausforderung, Bedrohung oder Verlust eingeschätzt. Diese Einschätzung ist jedoch

¹⁸ Für die Zusammenfassung kritischer Lebensereignisse zu einem globalen Belastungsmaß herrschen zwei Vorgehensweisen vor: (1) Der *Additivität* der Belastungen liegt die Annahme zugrunde, daß die vorhandenen Anpassungsressourcen eines Individuums durch immer neue lebensverändernde Ereignisse erschöpft werden. (2) Das *Schwellenmodell* geht davon aus, daß nach dem „Alles-oder-Nichts“-Prinzip ein bestimmter Schwellengrad durch ein oder mehrere Ereignisse erreicht sein muß, um Belastung zu erzeugen. Selbst wenn der Schwellenwert stark überschritten wird, erhöht sich damit die Belastung nicht.

abhängig von der Bewertung der Fähigkeiten und Ressourcen der eigenen Person, die situativen Anforderungen zu bewältigen. Streß stellt nach Lazarus die Einschätzung der adaptiven Beziehung zwischen Person und Situation dar.

Entwicklungspsychologischer Ansatz

Unter einer entwicklungspsychologischen Perspektive wird die Konfrontation mit Lebensereignissen nicht vornehmlich hinsichtlich ihrer pathogenen Wirkung betrachtet, sondern als eine Voraussetzung für die (Persönlichkeits-)Entwicklung, insbesondere im Erwachsenenalter, aufgefaßt:

„Um mit dem Leben fertig werden und um sich weiterentwickeln zu können, müssen endlos viele solcher Konfrontationen [zwischen Anforderungen der Umwelt und Anpassung durch das Individuum – von AF eingefügt] über die Lebensspanne hinweg von einer Person bewältigt werden.“ (Lazarus, 1981, S. 204)

Baltes, Reese und Lipsitt (1980, S. 80) skizzieren Entwicklung im Rahmen einer Psychologie der Lebensspanne als einen lebenslangen Prozeß der „mastery of successive tasks in a series of contexts“. Der Begriff der Aufgabe („task“) wurde von Havighurst (1956) im Kontext der Entwicklungspsychologie als „Entwicklungsaufgabe“ („developmental task“) eingeführt:

„A ‚developmental task‘ is a task, which arises at or about a certain period in the life of the individual, successful achievement of which leads to his happiness and to success with later tasks, while failure leads to unhappiness in the individual, disapproval by society, and difficulty with later tasks.“ (Havighurst, 1956, S. 215)

Es wurden verschiedene Taxonomien von Entwicklungsaufgaben vorgeschlagen (vgl. Oerter, 1987). Havighurst (1956) weist fünf Altersgruppen (frühe Kindheit, mittlere Kindheit, Adoleszenz, frühes Erwachsenenalter, hohes Alter) jeweils bis zu zehn (normative) Entwicklungsaufgaben zu, die teilweise universell und teilweise kulturspezifisch sind. Erikson (1959) beschreibt in seiner Theorie der Persönlichkeitsentwicklung acht psychosoziale Stufen, die acht normativen, psychosozialen Krisen entsprechen. Das Konzept der psychosozialen Krise entspricht weitgehend dem der Entwicklungsaufgabe. Eine erfolgreiche Persönlichkeitsentwicklung wird von Erikson (1959, 1982) und Havighurst (1963) als die Bewältigung dieser Entwicklungsaufgaben beschrieben. Erfolgreiches Altern¹⁹ besteht nach Havighurst (1963; Havighurst & Albrecht, 1953) in der Adaptation an die Lebensbedingungen dieser Altersstufe.

Auch in dem ökologischen Modell des Alterns von Lawton und Nahemow (1973) nimmt das Konzept der Adaptation einen zentralen Platz ein:

„Adaptation is both a key concept in ecology and a key concept in the aging process (...) the aging process itself can be seen as one of continual adaptation: adaptation both to the external environment and to the changes in internal capabilities and functioning which take place during the life cycle.“ (Lawton & Nahemow, 1973, S. 621)

Nach Lawton und Nahemow (1973) ist subjektives Wohlbefinden als das Ergebnis einer dynamischen Balance zwischen den Anforderungen der Umwelt („press“) und der Adaptivität der Person („competence“) aufzufassen. Ähnlich konzeptualisiert Thomae (1974) subjektives Wohlbefinden als Ausdruck der Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen den Anforderungen der jeweiligen Lebenssituation und den Bedürfnissen des Individuums. Demnach kann subjektives Wohlbefinden als ein Indikator für Adaptation aufgefaßt werden (siehe auch Havighurst & Albrecht, 1953; Havighurst, 1963; Palmore, 1979;

¹⁹ Das Konzept des ‚erfolgreichen Alterns‘ wird im gleichnamigen Abschnitt 2.3.3 eingehender dargestellt.

Caspi & Elder, 1986). Nach Reichard, Livson und Peterson (1962) stellt subjektives Wohlbefinden deshalb einen besseren Indikator für Adaptation dar als die tatsächliche Rollenerfüllung, weil das einzig valide Kriterium für eine gelungene Auseinandersetzung einer Person mit ihrer Umwelt die Wertung der Person selbst, die subjektive Zufriedenheit mit dieser Auseinandersetzung gilt. Nach Baltes und Baltes (1990) kann subjektives Wohlbefinden als ein Indikator für ‚erfolgreiches Altern‘ angesehen werden, zu dessen Bestimmung nach Ansicht der Autoren jedoch sowohl subjektive als auch objektive Kriterien herangezogen werden sollten (siehe Abschnitt ‚Erfolgreiches Altern‘).

Brandtstädter und Greve (1994) schlagen ein Modell vor, das den scheinbar paradoxen Befund erklären soll, daß sich die Lebensumstände im hohen Alter verschlechtern, das subjektive Wohlbefinden jedoch stabil bleibt. Sie schlagen hierzu drei Prozesse vor: *Assimilation, Akkommodation und Immunisierung*. Die Autoren argumentieren, daß mit Hilfe dieser Prozesse keine Diskrepanz zwischen Selbstdefinition und Realität auftritt und damit das Wohlbefinden einer Person trotz einschränkender Lebensbedingungen erhalten bleibt.

Wie aus Tabelle 7 ersichtlich, bezeichnen Assimilation und Immunisierung Prozesse, die der Aufrechterhaltung des Inhalts der Selbstdefinition dienen. Akkommodative Prozesse bedeuten dagegen eine Anpassung des Inhalts der Selbstdefinition, die Veränderung von Zielen und Standards zur Selbstbewertung, an gegebene Umstände.

Assimilative Prozesse treten diesem Modell zufolge insbesondere dann auf, wenn eine Person die Situation als kontrollierbar wahrnimmt und über Ressourcen zu deren Veränderung verfügt. Der Prozeß der Akkommodation ist dagegen von der Wichtigkeit und Ersetzbarkeit von Zielen und der Flexibilität hinsichtlich selbstbewertender Standards abhängig (Brandtstädter & Renner, 1990). Ob immunisierende Mechanismen einsetzen, ist nach Brandtstädter und Greve (1994) von der Stärke selbstbezogener Überzeugungen und der Verfügbarkeit protektiver Interpretationen bestimmt. Assimilation, Akkommodation und Immunisierung werden als einander inhibierend (Brandtstädter & Greve, 1994), nicht jedoch als einander ausschließend aufgefaßt (Brandtstädter & Renner, 1992).

Tabelle 7: Prozesse, die nach Brandtstädter und Greve (1994) zur Aufrechterhaltung der Selbstdefinition beitragen

Prozeß	Definition	Strategien
Assimilation	Anpassung der Umstände an die Selbstdefinition; problemorientiertes Handeln	Instrumentelle und kompensatorische Aktivitäten; Selbstverifikation
Akkommodation	Anpassung der Selbstdefinition an gegebene Umstände	Aufgeben blockierter Ziele; Anpassung von Standards; selbstwertdienliche Vergleiche; palliative Interpretationen
Immunisierung	Kognitive Verzerrungen, die die Wahrnehmung einer Diskrepanz zwischen bestehender Selbstdefinition und Realität verhindern	(a) Datenorientiert, z.B. selektive Wahrnehmung (b) Konzeptorientiert, z.B. Veränderung der subjektiven Indikatoren für ein Konzept

Assimilation und Akkommodation entsprechen diesem Modell zufolge verschiedenen Stufen eines Bewältigungsprozesses. Mit Bewältigung („coping“) ist in diesem Zusammenhang die Auseinandersetzung mit Selbstwertbedrohung zu verstehen. Das Selbstwertgefühl oder die Identität einer Person kann nach Brandtstädter und Greve (1994) bedroht werden durch (1) zu selbstbezogenen Überzeugungen diskrepante Information, (2) Verlust von positiv bewerteten Haltungen, Eigenschaften oder Dispositionen oder (3) die *Unterbrechung* von Strukturen und Orientierungen, die einen stabilen Handlungsrahmen bereitstellen. Bedrohungen dieser Art nehmen nach Brandtstädter und Kollegen (z.B. Brandtstädter & Renner, 1990, 1992; Brandtstädter & Greve, 1994) mit steigendem Alter zu.

Demnach müßte erwartet werden, daß sich das subjektive Wohlbefinden im höheren Alter drastisch vermindert. Empirische Befunde sprechen jedoch gegen diese Erwartung: Subjektives Wohlbefinden bleibt im höheren Alter stabil. Diese erwartungswidrige Stabilität erklären Brandtstädter und Kollegen mit dem verstärkten Einsatz akkommodativer Bewältigungsstrategien. Ein Problem dieser Argumentation besteht darin, daß das Modell auf einem Null-Ergebnis aufbaut, nämlich dem Fehlen eines Zusammenhangs zwischen Alter und subjektivem Wohlbefinden (Carstensen & Freund, 1994).

Brandtstädter und Renner (1990) konnten in einer Querschnittstudie jedoch zeigen, daß zwischen dem 34. und dem 63. Lebensjahr akkommodative Prozesse, operationalisiert als die Flexibilität hinsichtlich der Anpassung von Zielen („flexible goal adjustment“), zunimmt, während die beharrliche Zielverfolgung („tenacious goal pursuit“) abnimmt. Darüber hinaus konnte gezeigt werden, daß flexible Zielanpassung den negativen Zusammenhang zwischen wahrgenommenen Entwicklungsdefiziten und Lebenszufriedenheit abschwächt.

Zu vergleichbaren altersbezogenen Vorhersagen kommt das Modell der primären und sekundären Kontrolle von Heckhausen und Schulz (in Druck). Unter primärer Kontrolle verstehen sie die (perzipierte) Kontrollierbarkeit der Umwelt durch das Individuum; sekundäre Kontrolle bezeichnet dagegen die Kontrollierbarkeit der Anpassung von Zielen und Standards. Das Modell postuliert einen Vorrang von primärer über sekundäre Kontrolle, das heißt, sekundäre Kontrolle wird erst dann ausgeübt, wenn keine primären Kontrollmöglichkeiten mehr bestehen. Mit Hilfe von sekundären Kontrollmechanismen kann eine Person nach Heckhausen und Schulz (in Druck) auch dann noch eine hohe Kontrollüberzeugung aufrechterhalten, wenn die Umwelt von ihr nicht mehr verändert werden kann. Da mit zunehmendem Alter die Kontrollierbarkeit der Umwelt durch das Individuum abnimmt, ist diesem Modell zufolge im höheren Alter eine Zunahme an sekundären Kontrollmechanismen zu erwarten.

Zusammenfassung

Die Frage nach den Bedingungen der Adaptation an Lebensveränderungen wurde ursprünglich primär im klinischen Bereich entwickelt. Inzwischen existiert eine Vielzahl an „Coping“-Modellen, die sich nicht nur mit der Bewältigung kritischer Lebensereignisse, sondern auch mit alltäglichen Ereignissen beschäftigen (z.B. Lazarus, 1981). In der Entwicklungspsychologie ist das Konzept der Auseinandersetzung mit Anforderungen der Umwelt insofern von zentraler Bedeutung, als die gelungene Bewältigung alters- und individuumsspezifischer Aufgaben als eine der Voraussetzungen der (Persönlichkeits-)Entwicklung angesehen werden kann. Das Konzept des ‚erfolgreichen Alterns‘, auf das im

Abschnitt „Hohes Erwachsenenalter“ noch einmal ausführlicher eingegangen wird, ist eng mit der gelungenen Auseinandersetzung und Bewältigung der Entwicklungsaufgaben des hohen Alters verknüpft. Die Modelle von Brandstädter und Greve (1994) und Heckhausen und Schulz (in Druck) setzen die zu Beginn dieses Kapitels vorgestellten Modelle zu Prozessen und Funktion der Stabilität der Selbstdefinition in einen entwicklungspsychologischen Kontext, der das höhere Alter umfaßt.

2.3 Die Entwicklung der Selbstdefinition über die Lebensspanne

In diesem Kapitel soll die Entwicklung der Selbstdefinition über die Lebensspanne dargestellt werden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter. Zunächst werden zwei Modelle vorgestellt, die die Entwicklung der Selbstdefinition (L'Écuyer, 1990) und der Identität (Erikson, 1968) über die gesamte Lebensspanne charakterisieren. Die darauf folgenden Abschnitte stellen jeweils die Entwicklung der Selbstdefinition in einem Altersabschnitt dar.

Der erste Abschnitt über Kindheit und Jugend befaßt sich zum einen mit der Entwicklung des Inhalts und der Struktur der Selbstdefinition und zum anderen mit dem Aufbau der Identität²⁰. Die Jugendzeit, insbesondere die Pubertät, wird immer wieder als eine Zeit der Identitätsfindung thematisiert (z.B. Erikson, 1968; Marcia, 1980; Damon & Hart, 1982; Peevers, 1987). Auf die Forschung zu diesem Gebiet soll deshalb eingegangen werden, weil sie sowohl verdeutlicht, welche Rolle die intraindividuelle, zeitliche Kontinuität der Selbstdefinition für die Identität spielt als auch die Wichtigkeit der Identität für eine gelungene Auseinandersetzung eines Individuums mit sich selbst und seiner Umwelt aufzeigt.

Die vorherrschende Forschungsfrage für das mittlere und hohe Erwachsenenalter ist die nach Stabilität gegenüber Veränderung der Persönlichkeit (z.B. McCrae & Costa, 1990). Dieser Frage kann zum einen von der subjektiven Wahrnehmung und zum anderen von normativen Erwartungen von Entwicklungsverläufen nachgegangen werden (z.B. Heckhausen, Dixon & Baltes, 1989). Wie im vorhergehenden Abschnitt dargestellt wurde, kann angenommen werden, daß allgemein geteilte (normative) Erwartungen über die Entwicklung der Persönlichkeit die Selbstwahrnehmung in zweierlei Hinsicht beeinflussen, nämlich als Vergleichsstandard für die Beurteilung der eigenen Person und als Rückmeldung sozialer Interaktionspartner über altersangemessene Verhaltensmuster.

Der traditionellere Ansatz zur Untersuchung der Persönlichkeitsentwicklung besteht in dem Vergleich der Ausprägung von Persönlichkeitsvariablen in verschiedenen Altersgruppen bzw. über die Zeit. Der gegenwärtige Forschungsstand zur Frage nach der Altersinvarianz gegenüber altersbezogenen Unterschieden (bzw. der Stabilität gegenüber Veränderung) der Persönlichkeit weist eine recht heterogene Befundlage auf (Bengtson, Reedy & Gordon, 1985; Kogan, 1990). Nach Thomae (1968) ist dies nicht verwunderlich, da es wenig sinnvoll sei, Stabilität und Veränderung als einander ausschließende Konzepte gegenüberzustellen, vielmehr sei innerhalb einer integrativen Theorie das Ausmaß Kon-

²⁰ Da die Entwicklung der sprachlich gebundenen Selbstdefinition im Vordergrund des Interesses dieser Arbeit steht, wurde auf eine Darstellung der Literatur zur Entwicklung der Wahrnehmung der eigenen Person als von der Umwelt distinkte Entität in der frühen Kindheit verzichtet.

stanz und Veränderung und deren Bedingungen (z.B. biographischer oder situativer Art) für verschiedene Bereiche zu bestimmen (vgl. auch Lehr, 1987). Auf die umfangreiche Literatur zur Entwicklung der Persönlichkeit wird jedoch im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen, da im Zentrum des Interesses hier nicht die ‚objektiven‘ Persönlichkeitsmerkmale („traits“), sondern die subjektive Zuschreibung von Attributen zur Definition der eigenen Person steht. Dieses Konstrukt fand bisher in der Forschung sehr viel weniger Beachtung und wurde für das hohe Alter kaum untersucht.

Am Ende dieses Kapitels werden Modelle der Entwicklung im hohen Erwachsenenalter und der Auseinandersetzung mit altersspezifischen Anforderungen dargestellt. Eine Charakterisierung dieses Lebensabschnitts soll es ermöglichen, Vorhersagen über Inhalt und Struktur der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen zu machen.

Modelle der Entwicklung der Selbstdefinition über die Lebensspanne

Eines der wenigen theoretischen Modelle, die sich mit der Entwicklung der Selbstdefinition über die Lebensspanne beschäftigen, ist das Modell der psychosozialen Krisen von Erikson (1959, 1968, 1982). Nach Erikson (1968) besteht die lebensspannenübergreifende, zentrale Aufgabe der Entwicklung in der Identitätsfindung. Sein Modell umfaßt eine Sequenz von insgesamt acht Stufen, die jeweils durch bestimmte psychosoziale Krisen charakterisiert sind (siehe Tab. 8). Jede von Eriksons Stufen beinhaltet sowohl einen systolischen als auch einen diastolischen Aspekt; die Auseinandersetzung mit diesen beiden Aspekten des Konflikts stellt eine „psychosoziale Krise“ dar. Die Lösung einer Krise

Tabelle 8: Stufen der psychosozialen Entwicklung nach Erikson

Stufe	Psychosozialer Konflikt	Lebensphase
I	Urvertrauen vs. Mißtrauen („trust vs. mistrust“)	Säuglingalter
II	Autonomie vs. Scham und Zweifel („autonomy vs. shame and doubt“)	Kleinkindalter
III	Initiative vs. Schuldgefühl („initiative vs. guilt“)	Spielalter
IV	Fleiß vs. Minderwertigkeit („industry vs. inferiority“)	Schulalter
V	Identitätsfindung vs. Rollendiffusion („identity vs. identity diffusion“)	Adoleszenz
VI	Intimität vs. Isolierung („intimacy vs. isolation“)	Frühes Erwachsenenalter
VII	Generativität vs. Selbstabsorption („generativity vs. stagnation“)	Erwachsenenalter
VIII	Integrität vs. Verzweiflung/Lebensekel („ego integrity vs. despair“)	Reifes Erwachsenenalter

ermöglicht es nach diesem Modell, die nächst höhere Stufe zu erreichen und sich mit deren Anforderungen auseinanderzusetzen.

Eine besondere Rolle im Hinblick auf die Entwicklung der Identität schreibt Erikson dem Jugendalter zu (Identitätsfindung vs. Rollendiffusion). Vorherrschende Themen dieser Entwicklungsphase sind die Bildung eigener Meinungen, Einstellungen und Werte. Im Vergleich zur Kindheit, in der vor allem die Familie und die Schule den sozialen Bezugsrahmen bieten, wird in der Jugend die Peer-Gruppe wichtiger. Das Erwachsenenalter ist diesem Modell zufolge zunächst von dem Spannungsfeld Intimität versus Isolierung mit den Themen Kooperation, Kooperation und Wahl eines Ehepartners geprägt, später von dem Konflikt Generativität versus Selbst-Absorption mit den Themen Arbeit, Familiengründung und Erziehung der eigenen Kinder. Das höhere Alter ist nach Erikson als eine Phase des Lebensrückblicks und der Lebensbilanzierung aufzufassen. Eine der zentralen Aufgaben dieser Stufe ist das Akzeptieren des eigenen Lebenslaufs mit allen Höhen und Tiefen und der eigenen Endlichkeit als *conditio humana*.

Ein stärker empirisch geleitetes Modell der Entwicklung des Selbstkonzepts über die gesamte Lebensspanne stellt das Stufenmodell von L'Écuyer (1981) dar. Nach L'Écuyer lässt sich die Lebensspanne in sechs verschiedene Stufen der Entwicklung des Selbstkonzepts einteilen. Sein Modell, das in Tabelle 9 zusammenfassend dargestellt ist, basiert auf den Ergebnissen eines Forschungsprogramms, das querschnittlich die gesamte Lebensspanne umfaßt, indem Personen im Alter von 3 bis 100 Jahren mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ (Bugental & Zelen, 1950) untersucht wurden (L'Écuyer, 1975, 1978, 1981, 1990).

Tabelle 9: Stufenmodell der Entwicklung des Selbstkonzeptes nach L'Écuyer (1981, 1990)

Stufe	Alter (etwa)	Bezeichnung	Kurzbeschreibung
I	0–2	Emergenz des Selbst	Unterscheidung von Ich und Nicht-Ich; Aufbau eines Körperbildes
II	2–5	Behauptung des Selbst	Ausweitung, Konsolidierung, Behauptung des Selbst; Verwendung der Personal- und Possessivpronomina ich und mein; Konstruktion der Identität durch Differenzierung und Imitation (Rollenspiel)
III	5–12	Expansion des Selbst	Wachsende Anzahl selbstdefinierender Bereiche; Veränderung des Inhalts selbstdefinierender Bereiche zu stärker psychologischem Inhalt; Veränderung in der Wichtigkeit selbstdefinierender Bereiche
IV	Adoleszenz (10–23)	Reorganisierung des Selbst	Revisionen und Reformulierung des Selbst; zunehmende Wichtigkeit des Körperbildes, von Autonomie und Ideologien; Veränderung des Selbstwertgefühls; Herstellen von Verbindungen zwischen verschiedenen Wahrnehmungen; Differenzierung von Innen- und Außenwahrnehmung

noch Tabelle 9: Stufenmodell der Entwicklung des Selbstkonzeptes nach L'Écuyer (1981, 1990)

Stufe	Alter (etwa)	Bezeichnung	Kurzbeschreibung
IV-A	12–16	Differenzierung des Selbst	Diskrimination zwischen verschiedenen Aspekten der eigenen Person und zwischen der eigenen und anderen Person
IV-B	18–23	Adaptation des Selbst	Anpassung des Selbst an gegebene Umstände und Anforderungen der Zukunft (beispielsweise Beruf)
V	20–60	Reifung des Selbst	3 Entwicklungsmuster für verschiedene Aspekte (Multidirektionalität und Multidimensionalität): (1) Stabilität, (2) umgekehrt u-förmiger Entwicklungsverlauf: Wachstum bis zum 40. oder 50. Lebensjahr, danach Abfall, (3) multiple Veränderung in Abhängigkeit von neuen Erfahrungen und Aufgaben
V-A	25–43	Polyvalenz des Selbst	Aufgrund der neuen Anforderungen (z.B. Eigenverantwortlichkeit) und gesellschaftlichen Rollenerwartungen
V-B	44–47	Anerkennung und Verwirklichung des Selbst	Drastische Veränderungen in der Salienz selbstdefinierender Bereiche und Aufnahme neuer Bereiche in die Selbstdefinition
VI	60–100+	Permanenz des Selbst	5 Entwicklungsmuster für verschiedene Aspekte (Multidirektionalität und Multidimensionalität): (1) Wachstum, (2) Abbau, (3) Stabilität, (4) Oszillieren (häufiges Hin- und Herwechseln zwischen verschiedenen Zuständen), (5) umgekehrt u-förmiger Entwicklungsverlauf
VI-A	60–77	Erneuerung des Selbst	Reorganisation der Selbstdefinition: zentrale selbstdefinierende Bereiche verlieren an Wichtigkeit, wodurch die Möglichkeit eines Neuanfanges durch neue Konzeptionen der eigenen Person und Lebensentwürfen gegeben ist
VI-B	80–100+	Altern des Selbst	Weiterführung und Abschließen der bisher aufgebauten Selbstdefinition zu einem „Werk“ („œuvre“)

Die Stufen dieses Modells beziehen sich im Gegensatz zu Eriksons Modell der psychosozialen Krisen nicht auf Konflikte, die für ein bestimmtes Alter vorherrschend sind, sondern auf die strukturelle und inhaltliche Entwicklung der Selbstdefinition über die Lebensspanne. L'Écuyer (1990) unterscheidet sechs inhaltliche Bereiche, anhand deren die Entwicklung der Selbstdefinition beschrieben wird: (1) materielles Selbst (z.B. Körperbild, Besitz), (2) personelles Selbst (z.B. Selbstbild, Emotionen, Interessen, Vorlieben),

(3) Identität (z.B. Rollen, Status, einfache Zuschreibungen von Attributen, Ideologien), (4) adaptives Selbst (z.B. Selbstwert, Adaptationsstrategien, Autonomie), (5) soziales Selbst (z.B. soziale Einstellungen, Altruismus) und (6) Unterscheidung von Selbst und Nicht-Selbst (z.B. Bezugnahme auf andere Personen). Die Struktur der Selbstdefinition ergibt sich für L'Écuyer daraus, welche Bereiche zentral und welche peripher sind, also aus dem spezifischen Muster der salienten selbstdefinierenden Bereiche. Die Salienz selbstdefinierender Bereiche wird jedoch nicht durch eine subjektive Gewichtung auf individueller Ebene bestimmt, sondern durch die Häufigkeit, mit der über Personen hinweg, das heißt in der jeweils untersuchten Stichprobe, in einem gegebenen Altersabschnitt bestimmte Bereiche zur Selbstdefinition herangezogen werden.

Die sechs Stufen dieses Modells stellen – insbesondere für die Zeit nach dem 20. Lebensjahr – eine wenig differenzierte Einteilung des Lebenslaufs dar, die eher von heuristischem Nutzen für empirische Forschung als von theoretischem Wert sein dürfte. So umfassen die Stufen Reifung des Selbst und Permanenz des Selbst jeweils eine Zeitspanne von 40 Jahren, die als je *eine* Phase aufgefaßt werden. Diese Lebensphasen werden jedoch nicht als monolithische Einheiten konzeptualisiert, sondern durch die Multidirektionalität und die Multidimensionalität der Entwicklung charakterisiert, das heißt, es werden für unterschiedliche Bereiche des Selbstkonzepts unterschiedliche Entwicklungsverläufe postuliert. L'Écuyer (1990) unterteilt diese Stufen in jeweils zwei Unterstadien – wohl um der komplexen Entwicklung innerhalb dieser Stufen trotz dieser groben Einteilung gerecht werden zu können.

Damit stellt sich die Frage nach der Grundlage der Einteilung des Lebenslaufs in bestimmte altersbezogene Stufen. L'Écuyer (1978, 1981) entwickelte dieses Modell anhand empirischer Forschungsergebnisse, und die Einteilung in verschiedene Stufen scheint mehr der ökonomischen Darstellung dieser Ergebnisse zu dienen als theoretisch sinnvolle Abschnitte des Lebenslaufs abzubilden. L'Écuyer begründet die Einteilung des Lebenslaufs in Stufen damit, daß die Veränderung des Inhalts der Selbstdefinition zu bestimmten Lebenszeiten derart drastisch sei, daß davon ausgegangen werden müsse, daß es sich um voneinander getrennte Abschnitte der Entwicklung des Selbstkonzepts handle. Der Begriff der Stufen scheint jedoch insofern innerhalb dieses Modells nicht angemessen zu sein, als es sich nicht um aufeinanderfolgende, abgeschlossene Entwicklungsschritte handelt; so betont L'Écuyer (1978) beispielsweise, daß die Differenzierung zwischen Ich und Nicht-Ich nicht mit der ersten Stufe (Emergenz des Selbst) abgeschlossen sei, sondern sich, auf unterschiedliche Weise manifestierend, über die gesamte Lebensspanne erstrecke. Trotz dieser Einwände kann dieses Modell jedoch als eine Art Rahmen für die darzustellenden Untersuchungsergebnisse in den folgenden Abschnitten dienen.

2.3.1 Kindheit und Jugend

Selbstdefinition in der Kindheit

Im Mittelpunkt von Untersuchungen der frühen Kindheit steht der Aufbau des Bewußtseins der eigenen Person als von der Umwelt distinkte Entität (z.B. Amsterdam, 1972; Kagan, 1981; Lewis & Brooks-Gunn, 1981, 1984; Harter, 1983; Bullock & Lütkenhaus, 1988, 1990). Untersuchungen zur Entwicklung der Selbstdefinition sind erst ab einem

Alter möglich, in dem die verbalen Fertigkeiten die Beschreibung der eigenen Person ermöglichen. Zwei Aspekte der Selbstdefinition werden in diesen Untersuchungen besonders häufig thematisiert: (1) die Reichhaltigkeit und (2) der Inhalt. Mit dem Begriff der Reichhaltigkeit wird die Anzahl an verschiedenen Merkmalen und Lebensbereichen, die zur Selbstdefinition herangezogen werden, bezeichnet.

Mit steigendem Alter beschreiben sich Kinder und Jugendliche mit Hilfe von mehr Worten (Fullerton, 1971; Livesley & Bromley, 1973; Flavell, 1977), wie auch von der Entwicklung der verbalen Fähigkeiten her zu erwarten ist. Mullener und Laird (1971) fanden für einen Altersbereich von 13 bis 21 Jahren einen Anstieg der Differenziertheit der Selbstdefinition; zu ähnlichen Ergebnissen führte eine Untersuchung von Fry (1974) für den Altersbereich von 12 bis 27 Jahren.

In einer Untersuchung von McGuire und Padawer-Singer (1976) beschrieben sich Schüler im Alter von zwölf Jahren auf die Frage „Wer bin ich?“ mit durchschnittlich zehn Aussagen, deren größter Teil eigene Aktivitäten (vor allem Hobbies) thematisiert. Die Häufigkeit, mit der andere Personen zur Selbstdefinition herangezogen wurden, nimmt mit zunehmender Autonomie im Übergang von Kindheit zu Jugend (zwischen 7. und 17. Lebensjahr) ab (McGuire & McGuire, 1982).

In einer Untersuchung von Ries, Schlossarczyk und Fischer (1988) beschrieben sich Kinder und Jugendliche im Alter von 11 bis 14 Jahren am häufigsten anhand des sozialen Umfeldes von Schule, Familie und sozialen Beziehungen. Der Entwicklung des Inhalts der Selbstdefinition fassen Ries, Schlossarczyk und Fischer (1988) als eine zunehmende „Verinnerlichung“ zusammen: Aussagen über Besitz und konkrete episodische Schilderungen werden mit zunehmendem Alter eher seltener, Aussagen über Gefühle und Selbstreflexion (z.B. Selbstkritik) dagegen häufiger. Ein deskriptiver Vergleich von drei Kohorten (1923, 1956, 1983) zeigte die folgenden Tendenzen: Die Kohorte von 1983 nahm stärker auf das eigene Aussehen, materiellen Besitz, Konsumverhalten und auf Natur und Technik Bezug als die früheren Kohorten. Auf der anderen Seite zeigte sich auch eine stärkere Thematisierung psychologischer Kategorien, wie Gefühle oder Selbstreflexion.

Zu ähnlichen Ergebnissen führte eine in den USA durchgeführte Untersuchung der Selbstdefinition von Kindern und Jugendlichen zwischen zehn und acht Jahren von Montemayor und Eisen (1977). Mit steigendem Alter definierten sich die Kinder und Jugendlichen signifikant häufiger mit Hilfe der Kategorien Beruf, existentielle Aussagen, allgemeine (ideologische) Überzeugungen, Selbstbestimmtheit, eigene Person als Einheit, interpersoneller Stil und psychischer Stil, signifikant seltener mit Hilfe der Kategorien Staatsangehörigkeit, Wohnort, Besitz und Körperbild. Montemayor und Eisen (1977) interpretieren diese Veränderungen als eine mit steigendem Alter einhergehende Zunahme an Abstraktheit der Selbstdefinition.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kamen auch Livesley und Bromley (1973), in deren Untersuchung Kinder sich selbst (und andere Personen) mit steigendem Alter mit immer mehr zentralen Aussagen (z.B. Persönlichkeitsmerkmale, allgemeine Verhaltenstendenzen, Motive, Werte) und weniger peripheren Aussagen (z.B. Aussehen, Gewohnheiten, Routinetätigkeiten, Besitz, Verwandtschaftsverhältnisse) definierten. Die stärkste Veränderung trat zwischen dem siebten und achten Lebensjahr auf, später veränderte sich das Verhältnis peripherer im Vergleich zu zentralen Aussagen kaum noch. Ein weiteres Ergebnis dieser Untersuchung war, daß Kinder, die jünger als sieben Jahre waren, in der freien Beschreibung der eigenen oder anderer Personen kaum Dispositionsbegriffe verwenden, obwohl

aus anderen Untersuchungen bekannt ist, daß sie durchaus dazu in der Lage sind, wenn sie dazu aufgefordert werden (Rholes & Ruble, 1984)²¹.

Die genannten Untersuchungen lassen sich folgendermaßen *zusammenfassen*: Die Entwicklung der Selbstdefinition in der Kindheit und Jugend scheint stark von der Entwicklung der kognitiven, insbesondere der verbalen Fähigkeiten abhängig zu sein. Die Abstraktheit und Differenziertheit der Definition der eigenen Person steigt mit dem Alter an.

Jugend als Zeit der Identitätsfindung

Während als eine zentrale Aufgabe des hohen Alters häufig die *Aufrechterhaltung* der Identität postuliert wird (z.B. Whitbourne & Weinstock, 1986; Tobin, 1988; Brandtstädter & Greve, 1994), wird die Jugend als ein Altersabschnitt charakterisiert, in der die *Identitätsbildung* im Vordergrund steht (z.B. Erikson, 1968; Damon & Hart, 1982; Peevers, 1987). Die Forschung zur Identitätsbildung ist insofern für die vorliegende Arbeit von Interesse, als sie zeigt, daß dem erfolgreichen Aufbau einer Identität eine wichtige Rolle für eine gelingende Auseinandersetzung eines Individuums mit seiner Umwelt zukommt; umgekehrt kann die Bedrohung der persönlichen Kontinuität und Identität zu massiven Problemen in der Person-Umwelt-Interaktion führen (z.B. Ball & Chandler, 1989).

Auf dem Modell von Erikson (1968) aufbauend, in dem die Jugend als eine Zeit im Spannungsfeld zwischen Identitätsfindung und Rollendiffusion charakterisiert wird, unterscheidet Marcia (1966, 1980) anhand der zwei Dimensionen Exploration und Verpflichtetheit vier verschiedene Identitätszustände („identity status“) (siehe Tab. 10). Die erfolgreiche Identitätsbildung besteht nach Marcia (1966) zunächst in einer Krise, in der alternative Wert- und Zielvorstellungen exploriert und getestet werden, und einer anschließenden Festlegung und Verpflichtung auf eine dieser Alternativen. Die Phase der Exploration verschiedener Alternativen mit der Absicht, sich in naher Zukunft an eine der Möglichkeiten zu binden, wird als Moratorium bezeichnet. Legt sich ein Individuum vorzeitig fest, das heißt ohne die Phase des Alternativentestens durchlaufen zu haben, so besteht nach diesem Modell die Gefahr einer Fehlentscheidung. Als Identitätsdiffusion wird ein Zustand bezeichnet, in dem keine Verpflichtung gegenüber einer Wert- oder Zielhaltung besteht²².

Diese Identitätszustände können als eine entwicklungspsychologische Sequenz der Identitätsbildung aufgefaßt werden. Nach Waterman und Archer (1989) befinden sich kleine Kinder aufgrund der mangelnden Klarheit von Werten und Zielen zwangsläufig in

²¹ Aus diesem Befundmuster ergibt sich die Frage, ob jüngere Kinder denselben Dispositionsbegriff haben wie ältere Kinder, für die Dispositionen situationsübergreifende Konsistenz und zeitliche Stabilität impliziert, und daher als ökonomische Einheiten zur Beschreibung von Personen angesehen werden (Rholes, Newman & Ruble, 1990). Dieser Frage ging Rotenberg (1984) in einer Untersuchung der Überzeugungen hinsichtlich der Stabilität und Konstanz der eigenen Person bei Kindern nach: Jüngere Kinder waren von der Konsistenz und Stabilität der von ihnen selbst zugeschriebenen Eigenschaften und Merkmale wenig überzeugt, wenn Veränderungen in ihrer Kleidung oder ihrem Gesichtsausdruck vorgegeben wurden. Die Überzeugung der eigenen Stabilität war positiv mit dem Gebrauch von Persönlichkeitsmerkmalen in einer freien Selbstbeschreibung korreliert.

²² Anhand ähnlicher Dimensionen unterscheiden Baumeister, Shapiro und Tice (1985) zwei Arten von Identitätskrisen: (1) Als *Identitäts-Defizit* wird eine motivationale Krise bezeichnet, bei der sich eine Person keiner der gegebenen Alternativen verpflichtet und daher keine klaren handlungsleitenden Ziele aufbauen kann. (2) Ein *Identitäts-Konflikt* besteht dann, wenn eine Person sich mehreren, miteinander konfligierenden Alternativen verpflichtet fühlt und damit handlungsunfähig wird.

Tabelle 10: Identitätszustände nach Marcia (1966)

Exploration	Verpflichtetheit	
	niedrig	hoch
Noch keine Alternativen getestet	Identitätsdiffusion	Vorzeitige Identitätsbindung
Gegenwärtiges Testen von Alternativen	Moratorium	
Alternativen bereits getestet	Identitätsdiffusion	Erlangte Identität

dem Zustand der Identitätsdiffusion, während in der mittleren Kindheit eine Tendenz zur vorzeitigen Festlegung auf durch die Sozialisation angebotene Normen besteht, die vor allem von den Eltern vermittelt werden. Eine Prüfung der vorzeitig angenommenen Werte erfolgt in der Adoleszenz, in der verschiedene Alternativen exploriert werden (Moratorium). Die Ausbildung von Verpflichtung gegenüber einer der zuvor getesteten Alternativen erfolgt nach Waterman und Archer (1989) im frühen Erwachsenenalter. Untersuchungen zu dieser postulierten Entwicklungssequenz ergaben jedoch uneinheitliche Ergebnisse (Marcia, 1976; Adams & Fitch, 1982; Waterman & Archer, 1989). Berzonsky (1990) schlägt daher vor, die von Marcia postulierten Identitätszustände weniger als entwicklungspsychologisches Sequenzmodell aufzufassen, sondern vielmehr im Rahmen eines Prozeßmodells zu reformulieren, nach dem interindividuelle Unterschiede in der Art der Informationsverarbeitung und dem Treffen von Entscheidungen zu den verschiedenen Identitätszuständen führen (vgl. Whitbourne & Weinstock, 1986).

Eine Vielzahl an Untersuchungen widmete sich der Frage nach einem Zusammenhang zwischen dem Identitätsstatus einer Person und Indikatoren der gelungenen Auseinandersetzung mit der Umwelt. In einem Überblicksartikel faßt Marcia (1980) Untersuchungen in dem Schluß zusammen, daß der Status der erlangten Identität mit wünschenswerten Variablen wie größerer Autonomie, internaler Kontrollüberzeugung und höherem Selbstwertgefühl einhergeht, während Identitätsdiffusion und vorzeitige Identitätsbindung mit weniger erwünschten Variablen wie externaler Kontrollüberzeugung und Impulsivität zusammenhängen. Archer (1989) führt darüber hinaus Untersuchungsergebnisse auf, nach denen Identitätsdiffusion mit abweichendem Verhalten (z.B. Drogenkonsum) und einer starken Anfälligkeit gegenüber sozialem Druck verknüpft ist; vorzeitige Identitätsbindung scheint dagegen mit einem sehr angepaßten Verhaltensmuster einherzugehen. Insgesamt scheint eine gelungene Identitätsentwicklung mit positiven Indikatoren der Auseinandersetzung einer Person mit ihrer Umwelt zusammenzuhängen.

Ball und Chandler (1989) konnten zeigen, daß die Art und Weise, wie Personen ihre Identität konzeptualisieren, einen entscheidenden Einfluß auf deren Vulnerabilität nimmt. Als eines der zentralen Bestimmungsmerkmale der Identität gilt die zeitliche und situative Kontinuität, das heißt, daß eine Person über wechselnde Situationen und über die Zeit als ein und dieselbe Person wahrgenommen wird (z.B. Goffman, 1963). Die persönliche Identität erwies sich als besonders anfällig gegenüber Bedrohung, wenn sich die subjektive Konzeptualisierung von Kontinuität auf die Stabilität des Phänotyps persönlicher Attri-

bute über die Zeit bezog. Suizidale Jugendliche konzipierten persönliche Kontinuität vornehmlich auf der Grundlage der Stabilität konkreter oder übergreifender persönlicher Attribute, während eine Kontrollgruppe nichtselbstmordgefährdeter Jugendlicher ihre Kontinuität über die Annahme eines grundlegenden, Zeit und phänotypische Veränderungen überdauernden, unveränderlichen Genotyps konzeptualisierte.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß der Identitätsstatus einen wesentlichen Einfluß auf die Auseinandersetzung einer Person mit ihrer Umwelt einnimmt (Marcia, 1980). Eines der wesentlichen Bestimmungsmerkmale der Identität scheint die Kontinuität der eigenen Person über die Zeit zu sein. Nach Ball und Chandler (1989) kann die subjektive Konzeptualisierung von Kontinuität als ein Faktor aufgefaßt werden, der die Vulnerabilität der Identität beeinflusst.

2.3.2 Mittleres Erwachsenenalter

In diesem Abschnitt wird das mittlere Erwachsenenalter zunächst mit Hilfe der ihm zugeschriebenen Themen dargestellt. Anschließend werden einige Untersuchungen zur Entwicklung der Identität und Persönlichkeit referiert, die in Übereinstimmung mit dem Modell der Entwicklung der Selbstdefinition von L'Écuyer (1978) zeigen, daß dieser Altersabschnitt sowohl von Stabilität als auch von Veränderung gekennzeichnet ist.

Das mittlere Erwachsenenalter wird von Havighurst (1972) durch die folgenden Entwicklungsaufgaben charakterisiert:

- die physiologischen Veränderungen des mittleren Erwachsenenalters akzeptieren und sich daran anpassen;
- eine befriedigende Leistung im Beruf erreichen und aufrechterhalten;
- eine dem hohen Alter der Eltern angemessene Beziehung zu diesen aufbauen;
- den heranwachsenden Kindern helfen, verantwortungsbewußte und glückliche Erwachsene zu werden;
- eine Beziehung zum Ehepartner als eigenständigem Menschen aufbauen und aufrechterhalten;
- eine erwachsene Verantwortlichkeit im sozialen und gesellschaftlichen Bereich aufbauen;
- Freizeitinteressen und Hobbies aufbauen.

Personen im mittleren Erwachsenenalter nehmen nach Havighurst eine besondere Rolle innerhalb der Familie ein, da sie sowohl Kinder (ihrer inzwischen alten Eltern) als auch Eltern (ihrer heranwachsenden Kinder) sind. Auch Erikson (1964) stellt das Sorgetragen („caring“) als Merkmal der Generativität in den Mittelpunkt des mittleren Erwachsenenalters; das Sorgetragen bezieht sich sowohl auf familiäre Beziehungen als auch auf gesellschaftliche Belange und die Produktivität in der Ausübung des Berufes.

Eines der hervorstechendsten Merkmale des mittleren Erwachsenenalters ist nach Neugarten (1970), daß die Lebenszeit als bis zum Tod verbleibende wahrgenommen wird und nicht mehr, wie in Jugend und jungem Erwachsenenalter, als Zeit seit der Geburt. Die Bedeutung der Restrukturierung der eigenen Lebenszeit wird von Levinson (1977, 1986) im Rahmen seines Konzepts der „mid-life crisis“ thematisiert. Nach seinem Stufenmodell befinden sich Männer im Alter zwischen 38 und 43 Jahren in einem Übergang vom frühen zum reifen Erwachsenenalter („mid-life transition“), bei dem sie mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Krise durchleben. Die „mid-life crisis“ ist nach Levinson (1977, 1986) vor allem von der Neubewertung bisher verfolgter Ziele und des bisher Erreichten, dem Bewußtsein des Alterns und des beginnenden physischen Abbaus und der Vereinbarung von Polaritäten (Maskulinität vs. Feminität, Schöpfung vs. Zerstörung, Bindung vs. Separation) bestimmt.

Farrell und Rosenberg (1981) fanden jedoch in einer Untersuchung, an der 500 Männer im Alter von 25 bis 48 Jahren teilnahmen, *keine* Hinweise auf eine Krise im mittleren Erwachsenenalter. Zu denselben Ergebnissen kamen auch umfangreiche Untersuchungen von Costa und Kollegen (Costa & McCrae, 1978; Costa et al., 1986). Die Annahme, daß das Einsetzen der Menopause und das „empty nest“, das heißt, die eigenen Kinder verlassen endgültig den familiären Haushalt, für Frauen zu einer Krise führe, konnte von Neugarten (1970) in einer Untersuchung an Frauen im Alter zwischen 43 und 53 Jahren nicht bestätigt werden. Das „empty nest“ führte eher zu erhöhter als verminderter Lebenszufriedenheit. Fahrenberg (1986) kommt in einem Überblicksartikel zu diesem Thema zu dem Schluß, daß das „empty nest“ von vielen Frauen positiv erlebt wird und nur dann zu Problemen führen kann, wenn sich eine Frau primär über ihre Rolle als Mutter und Hausfrau definierte.

Whitbourne et al. (1992) überprüften das Stufenmodell von Erikson (1963) mit Hilfe eines Designs, das sowohl quer- als auch längsschnittliche Vergleiche erlaubte (Altersrange: 20–42 Jahre). In der longitudinalen Analyse zeigte sich mit steigendem Alter ein Zuwachs auf allen Stufen außer auf Stufe 7 (Generativität vs. Selbstabsorption), für die es keine signifikanten Veränderungen gab, und Stufe 8 (Integrität vs. Verzweiflung), deren Werte mit steigendem Alter sogar sanken. Insgesamt unterschieden sich die verschiedenen Kohorten kaum voneinander: Die Kohorte, die 1966 20 Jahre alt war, hatte signifikant geringere Werte auf Stufe 4 (Fleiß vs. Minderwertigkeitsgefühl) als die Kohorten, die 1977 und 1988 in diesem Alter waren. Ein signifikanter Einfluß des Erhebungsjahres fand sich für Stufe 8 (Integrität vs. Verzweiflung): 1977 wiesen sowohl die Gruppe der 20jährigen als auch die der 31jährigen höhere Werte auf als 1988. Whitbourne et al. (1992) interpretieren die Befunde dieser Studie als einen Beleg für eine im Erwachsenenalter andauernde Identitätsentwicklung.

Mortimer, Finch und Kumka (1982) untersuchten anhand eines längsschnittlichen Designs verschiedene Maße der Stabilität der mit Hilfe einer semantischen Differenzialskala erfaßten Selbstkonzeption über einen Zeitraum von insgesamt 14 Jahren. Die Stichprobe bestand aus männlichen Studenten, die zu Beginn ihres Studiums, nach vier Jahren (kurz vor Abschluß des Studiums) und zehn Jahre später an der Untersuchung teilnahmen. Das Ausmaß der Stabilität der faktoriellen Struktur (d.h. der Äquivalenz der Faktoren über verschiedene Altersgruppen hinweg) läßt sich am besten durch konfirmatorische Verfahren bestimmen. Mit Hilfe der konfirmatorischen Faktorenanalyse konnten Mortimer et al. (1982) substantielle faktorielle Stabilität von vier Dimensionen der Selbstkonzeption (Wohlbefinden, Kompetenz, Unkonventionalität und Geselligkeit) zeigen. Als Evidenz für eine hohe Stabilität der interindividuellen Unterschiede werten die Autoren die Korrelationen der verschiedenen Dimensionen der Selbstkonzeption zwischen den Meßzeitpunkten in einer Höhe zwischen $r = .5$ und $r = .6$. Auf der anderen Seite zeigten sich signifikante Altersunterschiede in den Mittelwerten: Während die Mittelwerte für die Dimensionen Wohlbefinden, Kompetenz und Geselligkeit zwischen den ersten beiden Meßzeitpunkten abnahmen, stiegen sie für Wohlbefinden und Kompetenz zum dritten Meßzeitpunkt zehn Jahre später etwa auf dieselbe Höhe des ersten Meßzeitpunktes an; die Mittelwerte der Faktoren Geselligkeit und Unkonventionalität nahmen in diesem Zeitraum dagegen signifikant ab. Die Stabilität der intraindividuellen Rangordnung der Werte erwies sich wiederum über die verschiedenen Meßzeitpunkte hinweg als relativ hoch (mittlere Spearman-Rho-Korrelation = .57). Wenngleich Mortimer et al. (1982) anerkennen, daß die korre-

tiven Werte einen beträchtlichen Anteil der Varianz nicht aufklären konnten, interpretieren sie das Befundmuster als Evidenz für strukturelle sowie inter- und intraindividuelle Stabilität der Selbstkonzeptionen im mittleren Erwachsenenalter, die sich jedoch systematisch hinsichtlich ihrer Höhe verändern.

Zusammenfassend kann L'Écuyers (1992) allgemeine Charakterisierung der Entwicklung der Selbstkonzeption im mittleren Erwachsenenalter als multidimensional und multidirektional zugestimmt werden. Die referierten Untersuchungen lassen nicht nur erkennen, daß Stabilität und Veränderung, bzw. Altersinvarianz und altersbezogene Unterschiede, einander nicht ausschließen, sondern darüber hinaus, daß verschiedene Bereiche der Persönlichkeit unterschiedliche Entwicklungsverläufe nehmen. Die Entwicklung der Identität und der Konzeption der eigenen Person kann demnach mit dem Erreichen des Erwachsenenalters keineswegs als abgeschlossen angesehen werden.

2.3.3 Hohes Erwachsenenalter

Einleitend soll das hohe Erwachsenenalter mit Hilfe des von Erikson (1982) für diesen Lebensabschnitt beschriebenen Konfliktes Integrität gegenüber Verzweiflung und der deskriptiven Befunde von L'Écuyer (1992) charakterisiert werden. Anschließend wird an die im vorigen Abschnitt behandelte Frage nach Stabilität gegenüber Veränderung (bzw. Altersinvarianz gegenüber altersbezogenen Unterschieden) der Selbstdefinition für das hohe Alter – sowohl aus subjektiver Sicht als auch aus der Perspektive der Forschung – angeknüpft. Der größte Teil der Forschung über die Entwicklung im hohen Alter bezieht sich auf die Gruppenmittelwerte von Persönlichkeitsvariablen und deren faktorieller Struktur. Von größerem Interesse für die vorliegende Arbeit sind Untersuchungen, die sich auf Selbstdefinitionen beziehen, die mit Hilfe von offenen Verfahren erfaßt wurden. Untersuchungen dieser Art sind vergleichsweise selten; noch seltener umfassen sie das sehr hohe Alter (über 75 Jahre).

Das hohe Alter wird häufig als eine Zeit der Verluste und Einschränkungen charakterisiert (z.B. Kuypers & Bengtson, 1973; Rosow, 1973). Eines der zentralen Themen, das sich aus dieser Charakterisierung ergibt, ist die – bereits im Abschnitt „Adaptation an Lebensveränderungen“ kurz erläuterte – Frage nach den Bedingungen „erfolgreichen Alterns“ (z.B. Havighurst, 1963; Lawton & Nahemow, 1973; Thomae, 1974; Baltes & Baltes, 1990). Die „Disengagement“-Theorie (z.B. Cumming & Henry, 1961) beantwortete diese Frage mit der Hypothese, daß der Rückzug von der aktiven Teilhabe am Leben eine Bedingung für die erfolgreiche Anpassung an die Lebensumstände des hohen Alters darstelle. Die Aktivitätstheorie (z.B. Lemon, Bengtson & Peterson, 1972) postulierte das Gegenteil: Subjektives Wohlbefinden im hohen Alter sei durch die Aufrechterhaltung eines hohen Aktivitätsniveaus gewährleistet. Diese beiden Positionen sowie neuere Modelle des erfolgreichen Alterns sollen am Ende dieses Abschnitts dargestellt werden.

Das hohe Alter als höchste Stufe der Identitätsentwicklung

Nach Eriksons Modell der psychosozialen Krisen bezeichnet die letzte Stufe des Modells den Konflikt zwischen dem systolischen Aspekt der Integrität und dem diastolischen

Aspekt von Lebenskel und Verzweiflung. Nach Erikson (1980) ist diese letzte Stufe als eine Synthese aller vorangegangenen Krisen aufzufassen:

„Only he who in some way has taken care of things and people and has adapted himself to the triumphs and disappointments of being by necessity, the originator of others and the generator of things and ideas – only he may gradually grow the fruit of the seven stages. I know no better word for it than *integrity*.“ (Erikson, 1980, S. 104)

Der Aspekt der *Integrität* bezieht sich auf das Akzeptieren des eigenen Lebenslaufs, die Anerkennung, daß man in seinem Leben das realisiert hat, was einem selbst möglich war, und der Rolle anderer Menschen für das eigene Leben (insbesondere der Eltern und des Lebenspartners). Eine der Aufgaben dieser Stufe besteht darin, die eigene Person in einem über den individuellen Lebenslauf hinausreichenden Kontext zu definieren (Familie, Gesellschaft) und ein Gefühl der Verbundenheit mit anderen Menschen aufzubauen. Das Akzeptieren der eigenen Begrenztheit und Endlichkeit schließlich resultiert in geringer Todesangst.

Die Seite der *Verzweiflung* ist dagegen von der Aufmerksamkeit auf die Aspekte, die sich im Leben einer Person nicht gemäß den eigenen Erwartungen und Wünschen entwickelt haben (z.B. verpaßte Gelegenheiten, Ungerechtigkeiten), geprägt und resultiert in einem Gefühl der Unzufriedenheit mit dem eigenen Lebenslauf und der Verbitterung gegenüber der Welt, der Auffassung, daß die Menschheit allgemein ‚schlecht‘ sei.

Die *Lösung* dieses Konflikts besteht nach Erikson nicht darin, ausschließlich den systolischen Aspekt der Krise zu repräsentieren, da dies zu Überschätzung und einer Unfähigkeit führt, mit den negativen Aspekten des eigenen Lebens und des Lebens überhaupt umzugehen. Personen, die diesen Aspekt überbetonen, ignorieren nach Erikson physische Limitationen oder Gesundheitsprobleme und sind häufig nicht dazu in der Lage, die Probleme der jüngeren Generation zu akzeptieren. Die übermäßig positive Erwartung an die verbleibende Lebenszeit wird mit großer Wahrscheinlichkeit enttäuscht und führt dann zu Verzweiflung. Vielmehr gehe es um die Integration beider Pole zur Lösung des Konflikts.

Auf dem Modell der psychosozialen Krisen von Erikson (1968) aufbauend, charakterisiert Peck (1959) die Entwicklungsaufgaben des hohen Alters vor allem in drei Bereichen:

(1) Körper-Transzendenz versus Körper-Präokkupation

Aufgrund des hohen Erkrankungsrisikos und einer verminderten physischen Kapazität ist es im hohen Alter notwendig, die physischen Probleme zu transzendieren und interpersonelle Beziehungen und kreative geistige Arbeiten zur Quelle der Befriedigung heranzuziehen.

(2) Ego-Differenzierung versus Berufs-Präokkupation

Da die berufliche Rolle im hohen Alter nicht aufrechterhalten werden kann, sollte der Wert der eigenen Person und des eigenen Lebens durch berufsunabhängige Aktivitäten und Persönlichkeitsmerkmale redefiniert werden.

(3) Ego-Transzendenz versus Ego-Präokkupation

Um die eigene Endlichkeit zu überwinden und sich nicht mit dem eigenen Tod ausgelöscht zu sehen, können Personen entweder zur Kultur beitragen, die sie selbst überleben wird, oder durch ihre Kinder und nachfolgende Generationen weiterleben.

Die Identitätsentwicklung ist nach Waterman und Archer (1990) im höheren Erwachsenenalter aufgrund der abnehmenden Verpflichtungen im beruflichen und familiären Bereich (z.B. Kindererziehung) durch einen Wechsel von Ausführung zu Reflexion gekennzeichnet. In Einklang mit Eriksons Modell tritt nach Waterman und Archer (1990) an die Stelle der Verwirklichung von neuen Zielen und Werten das Nachdenken über frühere Lebensentscheidungen und Aktivitäten. Reminiszenz habe den Sinn, das eigene Leben gestalthaft in seiner Ganzheit wahrnehmen zu können. Auf der anderen Seite erkennen Waterman und Archer an, daß das hohe Alter aufgrund der Abnahme an Verpflichtun-

gen einen größeren Freiraum als frühere Lebensabschnitte bieten kann, in dem neue selbstdefinierende Bereiche aufgebaut werden können. Aufgrund der lebenslangen Erfahrung mit der eigenen Person ist eine zunehmende Elaboriertheit und Spezifizierung des Inhalts der Selbstdefinition und eine stärkere Verknüpfung der einzelnen selbstdefinierenden Bereiche zu erwarten. Die Hypothese, daß die Anzahl an selbstdefinierenden Bereichen mit dem Alter zunehme, wird für das hohe Alter insofern eingeschränkt, als hier ein Rückzug von früher für die Selbstdefinition salienten Bereichen angenommen wird.

L'Écuyer (1990) teilt in seinem Modell der Entwicklung der Selbstdefinition (vgl. Tab. 9) die Stufe des hohen Alters (Permanenz des Selbst) in zwei Unterstadien: (1) Die Erneuerung des Selbst (zwischen dem 60. und 77. Lebensjahr) ist – ähnlich den Annahmen von Waterman und Archer (1990) – dadurch gekennzeichnet, daß vormals zentrale selbstdefinierende Bereiche an Salienz verlieren; hierdurch ergibt sich die Chance, die Selbstdefinition zu reorganisieren. (2) Das Altern des Selbst (ab dem 80. Lebensjahr) wird als eine Zeit der Weiterführung der bis zu diesem Zeitpunkt aufgebauten Selbstdefinition und der Integration der lebenslangen Entwicklung verschiedener Aspekte der Selbstdefinition zu einem Ganzen aufgefaßt. Auch in dieser Hinsicht konvergiert das Modell von L'Écuyer mit den Annahmen von Erikson (1968) und Waterman und Archer (1990).

Die Untersuchungsergebnisse von L'Écuyer deuten auf Multidimensionalität und Multidirektionalität der Entwicklung der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen hin. Dieses Ergebnis ist insofern besonders erstaunlich, als es an einer positiv selektierten, hinsichtlich des Gesundheitszustandes und der Intelligenz homogenen Stichprobe gewon-

Tabelle 11: Rangordnung des Inhalts der Selbstdefinition 60jähriger Männer und Frauen (nach L'Écuyer, 1992)

Niveau	Männer (N = 15)	Prozent (Rang)	Frauen (N = 16)	Prozent (Rang)
Zentral			Soziale Haltung	100 (1)
	Selbstbild	100 (1)	Selbstbild	100 (1)
	Identität	87 (2)	Identität	94 (2)
	Besitz	80 (3)	Besitz	87 (3)
Mittel	Selbstwertgefühl	67 (4)	Selbstwertgefühl	69 (4)
	Soziale Haltung	67 (4)	Aktivitäten	69 (4)
	Sozialpartner	67 (4)	Sozialpartner	62 (5)
	Aktivitäten	60 (5)	Körperliches Selbst	62 (5)
	Körperliches Selbst	53 (6)	Meinungen über Andere	31 (6)
Sekundär	Sexualität	27 (7)	Sexualität	12 (7)

nen wurde. Die Wahrnehmung der eigenen Gefühle nahm in der Relevanz für die Selbstdefinition von Frauen zwischen dem 60. und 100. Lebensjahr zu. Interessen nahmen dagegen sowohl für Frauen als auch für Männer an Relevanz ab. Frauen definierten sich mit zunehmendem Alter seltener über ihr soziales Selbst, Männer seltener über adaptive Strategien. Stabilität zeigte sich für Frauen in der Kategorie Rollen und Status. Oszillation, also abwechselnde Zu- und Abnahme der Relevanz für die Selbstdefinition, bestand für Männer im Bereich des Körperbildes und für Frauen in dem Bereich Kompetenz. Ein umgekehrt u-förmiger Entwicklungsverlauf zeigte sich für Männer in den Bereichen Rollenstatus (Tiefpunkt im Alter von 70 Jahren), Kompetenz (Höhepunkt im Alter von 75 Jahren) und Selbstwertgefühl (Tiefpunkt im Alter von 70 Jahren). Der Inhalt der Selbstdefinition 60jähriger Frauen und Männer ist in Tabelle 11 (nach L'Écuyer, 1992) zusammengefaßt. Basierend auf der Häufigkeit²³, mit der ein Bereich zur Selbstdefinition herangezogen wird, unterscheidet L'Écuyer (1992) zentrale Kategorien (70–100 %), Kategorien mittlerer Wichtigkeit (30–70 %) und sekundäre Kategorien (0–30 %). Da diese Daten nur auf einer kleinen Stichprobe (N = 31) basieren, werden nur die übergeordneten Bereiche aufgeführt. Wie aus Tabelle 11 hervorgeht, sind die Selbstdefinitionen der 60jährigen Männer und Frauen von L'Écuyers Stichprobe einander sehr ähnlich.

Subjektive Konzeptualisierung der Entwicklung

Bevor im nächsten Abschnitt die Forschung zur Entwicklung der Selbstdefinition im hohen Alter dargestellt wird, soll an dieser Stelle die subjektive Konzeptualisierung der Entwicklung im Erwachsenenalter dargestellt werden. Subjektive Erwartungen über die Entwicklung können als ein Teil der Lebenswelt einer Person aufgefaßt werden, die ihre Selbstdefinition beeinflusst (Neugarten, Moore & Lowe, 1965; Green, 1981).

Wie nehmen Menschen subjektiv ihre Persönlichkeitsentwicklung wahr? Dieser Frage gingen Ryff und Kollegen in einer Reihe von Studien nach (Ryff & Baltes, 1976; Ryff, 1982; Ryff & Migdal, 1984). Ryff und Migdal (1984) untersuchten den Übergang zwischen frühem und mittlerem Erwachsenenalter hinsichtlich der wahrgenommenen Veränderung auf den Variablen ‚Intimität‘, die von Erikson (1968) als entscheidendes Thema des frühen Erwachsenenalters thematisiert wird, und ‚Generativität‘, die Erikson für das mittlere Erwachsenenalter von entscheidender Bedeutung hält. Sowohl in einem querschnittlichen Vergleich junger und mittelalter Frauen als auch in retro- bzw. prospektiven Veränderungseinschätzungen ergab sich gemäß dem Modell von Erikson (1968), daß Intimität im Vergleich zum mittleren Erwachsenenalter für jüngere Frauen ein salienteres Thema darstellt. Für das Thema der Generativität ergab sich das vorhergesagte Muster nur für mittelalte Frauen, wogegen jüngere Frauen sogar eine Abnahme der Wichtigkeit von Generativität mit zunehmendem Alter erwarteten.

Ryff und Baltes (1976) fanden, daß ältere Frauen – in Übereinstimmung mit Hypothesen entwicklungspsychologischer Theorien (z.B. Bühler, 1935; Neugarten, 1973) – an sich selbst eine Entwicklung von der Orientierung an instrumentellen Werten (im Sinne von Rokeach, 1973) im mittleren Erwachsenenalter hin zu einer Orientierung an terminalen Werten im höheren Alter wahrnahmen; mit dieser Selbstwahrnehmung übereinstimmend

²³ L'Écuyer (1992) bezieht sich auf den Prozentsatz der Untersuchungsteilnehmer, die eine Kategorie mindestens einmal als selbstdefinierend genannt haben.

waren mittelalte Frauen in einem querschnittlichen Vergleich tatsächlich stärker an instrumentellen Werten orientiert als ältere Frauen und antizipierten darüber hinaus eine Veränderung in Richtung auf terminale Werte für das höhere Alter. Männer sahen sich selbst dagegen sowohl im mittleren als auch im höheren Erwachsenenalter als an terminalen Werten orientiert (Ryff, 1982). Auch hinsichtlich solcher Variablen wie Dominanz und Erfolgsorientierung nahmen sich ältere Männer als konsistent mit ihrem mittleren Erwachsenenalter wahr, obwohl sie sich in einem querschnittlichen Vergleich von einer Stichprobe mittelalter Männer unterschieden.

Woodruff und Birren (1972) fanden in einer Längsschnittstudie über 25 Jahre, daß zwar die Werte, die mit Hilfe eines Persönlichkeitsinventars erhoben wurden, zwischen dem 20. und 45. Lebensjahr relativ stabil blieben (Vergleich von Mittelwerten und Korrelation), die Personen selbst aber glaubten, sie hätten sich in positiver Weise verändert. Auf der anderen Seite zeigte sich in mehreren Untersuchungen, bei denen jeweils eine bestimmte Einstellung einer Person zu zwei verschiedenen Zeitpunkten erhoben wurde, daß Personen ihre eigene Stabilität bzw. Konsistenz überschätzen (z.B. Bem & McConell, 1970; Goethals & Reckman, 1973; McFarland & Ross, 1987). Nach Ross (1989) erinnern Personen ihre Vergangenheit nicht prinzipiell konsistent mit der Gegenwart, sondern nur dann, wenn ihre implizite Theorie bei einem bestimmten Merkmal Stabilität postuliert; legt die implizite Theorie Veränderung eines Merkmales über die Zeit (oder aufgrund bestimmter Interventionen) nahe, so wird eine Person nach Ross (1989) ihre Vergangenheit mit hoher Wahrscheinlichkeit so erinnern, daß sie mit der Gegenwart nicht übereinstimmt (z.B. Conway & Ross, 1984). In einer Untersuchung von McFarland, Giltrow und Ross (1992) zeigte sich übereinstimmend mit dieser Hypothese, daß Personen ihre eigene Persönlichkeitsentwicklung gemäß impliziter Entwicklungstheorien erinnern, oder besser gesagt: rekonstruieren. Greenwald (1980) nennt den Befund, vergangene Verhaltensweisen nach Einstellungsänderungen mit hoher Wahrscheinlichkeit in Übereinstimmung mit der gegenwärtigen, neuen Einstellung zu erinnern, in Analogie zur Revision der Geschichtsschreibung in totalitären Regimen das „totalitarian ego“.

In einer Untersuchung von Heckhausen, Dixon und Baltes (1989) zu subjektiven Erwartungen und Wahrnehmungen der Entwicklung eines breiten Bereiches von Eigenschaften über die Lebensspanne zeigte sich, daß – mit großer interindividueller Übereinstimmung auch über verschiedene Altersgruppen hinweg – für jedes Alter Gewinne und Verluste erwartet bzw. wahrgenommen werden. Das Verhältnis von Gewinnen und Verlusten verändert sich jedoch dergestalt über die Lebensspanne, daß mit zunehmendem Alter ein Überwiegen von Verlusten erwartet wird, während frühere Lebensabschnitte als von Gewinnen dominiert angesehen werden. Doch selbst für das sehr hohe Alter (90 Jahre) wurden noch 20 Prozent der erwarteten Veränderungen als wünschenswert (Gewinne) betrachtet. Zu erwünschten Eigenschaften, die für das hohe Alter erwartet wurden, gehörten ‚weise‘ und ‚würdevoll‘, als unerwünschte Eigenschaften wurden ‚vergeßlich‘, ‚verbittert‘, ‚vorsichtig‘ und ‚langsam‘ erwartet. Insgesamt wurden erwünschte Entwicklungsveränderungen als kontrollierbarer wahrgenommen als unerwünschte Veränderungen (Heckhausen, 1990). Auch Lang, Görlitz und Seiwert (1992) fanden eine hohe interindividuelle und altersübergreifende Übereinstimmung in der Einschätzung von Entwicklungsverläufen. In ihrer Untersuchung wurden jungen, mittelalten und älteren Erwachsenen insgesamt zwölf mögliche Verlaufskurven dargeboten, aus denen sie jeweils diejenige aussuchen sollten, die den Entwicklungsverlauf verschiedener Eigenschaften und Fertig-

keiten über die Lebensspanne am besten abbildete. Insgesamt wurde am häufigsten der Typ der umgekehrt u-förmigen Entwicklungskurve ausgewählt, was bedeutet, daß der Höhepunkt der Entwicklung verschiedener Merkmale im mittleren Erwachsenenalter angesiedelt wurde. Ausnahmen hiervon bilden die Erwartungen hinsichtlich der Entwicklung von Weisheit und – ausschließlich für ältere Personen – Individualität. Ältere Personen wählten den umgekehrt u-förmigen Verlaufstyp signifikant häufiger als jüngere und mittelalte Personen.

Diese Forschungsergebnisse sind für die vorliegende Arbeit von besonderem Interesse, weil in Anlehnung an den sozialen Interaktionismus angenommen werden kann, daß normative Rollenerwartungen – und gesellschaftlich allgemein geteilte, altersbezogene Erwartungen der Persönlichkeit können als normative Rollenerwartungen aufgefaßt werden – eine der Quellen selbstbezogenen Wissens darstellen. Nach Neugarten (1970; Neugarten, Moore & Lowe, 1965) kommt normativen Erwartungen als einer Art sozialer Uhr („social clock“) eine wichtige Rolle für die eigene Orientierung und Bewertung für die Altersangemessenheit von Verhaltensweisen zu. Altersbezogene Erwartungen können die Selbstdefinition in zweierlei Hinsicht beeinflussen: (1) durch die Rückmeldung sozialer Interaktionspartner, welche der gezeigten Verhaltensmuster als altersadäquat angesehen werden, und (2) als Vergleichsstandard für soziale Vergleichsprozesse (vgl. Abschnitt 2.2.1).

Die ‚objektive‘ Seite: Stabilität oder Veränderung?

Bisher ist der Zusammenhang zwischen Alter und Selbstkonzeptionen vor allem aus einer eher der Persönlichkeitspsychologie verpflichteten Sichtweise im Hinblick auf Stabilität bzw. Veränderung des Inhalts und dessen faktorieller Struktur untersucht worden. Eines der zentralen Postulate der traditionellen Persönlichkeitspsychologie besagt, daß Persönlichkeitseigenschaften („traits“) ab Erreichen des frühen Erwachsenenalters interindividuell stabil bleiben (z.B. McCrae & Costa, 1982). Die empirische Evidenz scheint die Stabilität der faktoriellen Struktur von Selbstkonzeptionen zu belegen; hinsichtlich des Inhalts ist die Befundlage bisher jedoch nicht eindeutig.

In einer Vielzahl von Studien, von denen hier nur wenige beispielhaft genannt werden können, wurde Stabilität der *Struktur* gefunden (vgl. Bengtson, Reedy & Gordon, 1985; Kogan, 1990). Costa und McCrae (1980) konnten für einen Altersbereich von 36 bis 85 Jahren strukturelle Stabilität für die Faktoren Neurotizismus, Extraversion und Offenheit für neue Erfahrungen nachweisen. In der Baltimore-Längsschnittstudie fanden McCrae, Costa und Arenberg (1980) für eine Stichprobe von Männern (Altersbereich insgesamt 17–97 Jahre) sowohl im querschnittlichen Vergleich dreier Altersgruppen als auch in einem neun Jahre umfassenden Längsschnittvergleich Stabilität der Faktorenstruktur für die mit Hilfe des „Guilford-Zimmerman-Temperament“-Fragebogens erhobenen Variablen ‚Emotionale Gesundheit‘, ‚Extraversion‘ und ‚Introversion‘. In einer clusteranalytischen Untersuchung der selbstbeschreibenden Bereiche verschiedener Altersgruppen von Bergler (1975) ergaben sich keine bedeutsamen Unterschiede hinsichtlich der inhaltlichen Struktur von Selbstkonzeptionen.

Monge (1975) zeigte in einer Querschnittsuntersuchung (Altersbereich: 9–89 Jahre), daß für einzelne Altersgruppen getrennt durchgeführte Faktorenanalysen über Selbsteinschätzungen auf 21 bipolaren Adjektivpaaren zwar eine unterschiedliche Anzahl an Fakto-

ren ergaben, ein Modell von vier Faktoren (Leistung/Führerschaft, Geselligkeit, Anpassung, Maskulinität/Femininität) jedoch für jede der zehn Altersgruppen angemessen war. Monge (1975) schließt daraus, daß die Adjektivpaare in allen Altersgruppen dieselben zugrundeliegenden Dimensionen abbilden und die Selbstdefinition für den untersuchten Altersbereich dieselbe Struktur besitzt. Die Angemessenheit des Vierfaktorenmodells wurde über die Ähnlichkeit der Interkorrelationen zwischen den einzelnen Items bestimmt. Diese Ergebnisse bieten insofern keine eindeutige Evidenz für strukturelle Stabilität verschiedener Persönlichkeitsvariablen, als die referierten Untersuchungen keine konfirmatorischen Verfahren verwenden, die eine Überprüfung der Passung eines Faktorenmodells mit gegebenen Daten ermöglichen. Die Ergebnisse einiger Studien sind darüber hinaus schwer interpretierbar, weil nicht davon ausgegangen werden kann, daß die Faktoren in den unterschiedlichen Altersbereichen auch durch dieselben Items abgebildet werden.

Hinsichtlich der *inhaltlichen* Stabilität von Selbstkonzeptionen ist die empirische Evidenz weniger deutlich (Bengtson, Reedy & Gordon, 1985). Stabilität besteht für eine Vielzahl von Persönlichkeitsvariablen, wie zum Beispiel Extraversion, Introversion und Neurotizismus, die mit Hilfe von Adjektiv-Checklisten oder mit Fragebögen erfaßt wurden (Costa & McCrae, 1980; McCrae, Costa & Arenberg, 1980; McCrae & Costa, 1982). Auch die Höhe des Selbstwertgefühls, von einigen Autoren als Persönlichkeitseigenschaft angesehen, scheint über das Alter stabil zu sein oder mit zunehmendem Alter eine steigende Tendenz zu haben (z.B. Cottrell & Atchley, 1969; Trimakas & Nicolay, 1974). In Longitudinalstudien zeigten sich Veränderungen für Variablen wie Selbstvertauen (Mortimer & Lorence, 1979) und Bedürfnis nach Autonomie (Bray & Howard, 1983). In der bereits zitierten Untersuchung von Monge (1975) zeigten sich signifikante Altersunterschiede hinsichtlich aller vier Faktoren und darüber hinaus eine bedeutsame Interaktion zwischen Alter und Geschlecht auf den Faktoren Leistung/Führerschaft und Maskulinität/Femininität.

McCrae und Costa (1988) untersuchten die mit Hilfe der *offenen Frage* „Who are you“ (Kuhn & McPartland, 1954) erhobenen Selbstkonzeptionen von 32- bis 84jährigen Personen hinsichtlich möglicher altersabhängiger Veränderungen ihres Inhalts. Alterseffekte (hier berechnet über Korrelationen der Häufigkeiten der Nennung einer bestimmten Kategorie mit dem Alter) zeigten sich bei insgesamt 11 von 39 Kategorien. Ein positiver Zusammenhang mit dem Alter bestand für die Kategorien Alter (Nennung des Alters), Gesundheit, Lebensereignisse, Lebenssituation, Hobbies/Interessen und Einstellungen, ein negativer Zusammenhang für die Kategorien Familienrolle, soziale Beziehungen, (hoher) Neurotizismus, allgemeine Persönlichkeitseigenschaften und Routineaufgaben.

George und Okun (1985) verglichen in einer Querschnittstudie drei Altersgruppen (45–54, 55–64 und 65 und mehr Jahre) hinsichtlich des Inhalts der Selbstkonzeptionen miteinander. Selbstkonzeptionen wurden hier ebenfalls mit der offenen Frage „Who are you?“ erfaßt, auf die 20 Antworten gegeben werden sollten. Die auf diese Weise generierten Antworten wurden anhand dreier Kategoriensysteme unterschiedlichen Differenzierungsgrades codiert (Kuhn & McPartland, 1954; Gordon, 1968; Epstein, 1973). Nur in 2 der insgesamt 35 Kategorien fanden sich bedeutsame altersabhängige Unterschiede hinsichtlich der Häufigkeit, mit der eine Kategorie thematisiert wurde: Die mittlere Altersgruppe (55–64 Jahre) beschrieb sich im Vergleich zu den beiden anderen Altersgruppen signifikant seltener über öffentlich definierte Rollen (z.B. Parteizugehörigkeit) und über ihr Körper selbstbild.

Filipp und Klauer (1986) verglichen in einer Längsschnittstudie, die einen Zeitraum von 26 Monaten umfaßte, sowohl inhaltliche als auch strukturelle Aspekte spontaner Selbstdefinitionen²⁴ von Männern aus fünf Geburtskohorten (Jahrgänge 1905–1945). Während strukturelle Aspekte (z.B. die Anzahl der Selbstdefinitionen [Verfügbarkeit]; die Anzahl der Bereiche, die zur Selbstdefinition herangezogen werden [Diversifikation]) im Längsschnitt über die Zeit eher stabil blieben, veränderte sich der Inhalt der Selbstdefinitionen. In 36 Prozent der Kategorien (soziale Rollen, politische oder religiöse Einstellungen, Körperbild, sozialer Stil) nahm die mittlere Antworthäufigkeit zu, in 18 Prozent (Emotionalität, Autonomie) dagegen ab. In einem Querschnittsvergleich unterschieden sich die fünf Altersgruppen nicht.

Dittmann-Kohli (1994) verwendete in einer sehr umfassenden Untersuchung des persönlichen Sinnsystems junger (15–34 Jahre) und älterer Erwachsener (60–90 Jahre) ein Satzergänzungsverfahren, dessen Antworten eine Vielzahl selbstbezogener Kognitionen beinhalten. Im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit sind insbesondere die Aussagen über das physische und psychische Selbst und die Ergebnisse zum Zeitbezug der Antworten interessant. Während für die älteren Erwachsenen die eigene Vergangenheit, frühere Lebensereignisse und -phasen, einen wesentlichen Faktor für die gegenwärtige Selbstdefinition darstellten, bezog sich die zeitliche Ausdehnung der selbstbezogenen Aussagen jüngerer Erwachsener kaum auf die Vergangenheit, sondern mehr auf die Zukunft. Zukunftsbezogene Aussagen älterer Erwachsener betrafen zu einem großen Teil den befürchteten körperlichen Abbau und dessen Folgen (z.B. Krankheit, Pflegebedürftigkeit) bzw. die Hoffnung, den status quo aufrechterhalten zu können. Jüngere Erwachsene beschäftigten sich in ihren zukunftsbezogenen Aussagen eher mit möglichen positiven Veränderungen (z.B. Anwachsen von Autonomie, Persönlichkeitwachstum) und der Realisation von Wünschen und Zielen im familiären und beruflichen Bereich. Weiterhin ergab diese Untersuchung, daß sich ältere Erwachsene häufiger über ihre physische Integrität und Funktionstüchtigkeit definierten, während jüngere Erwachsene mit größerer Wahrscheinlichkeit psychische Merkmale heranzogen. Ein Vergleich der Kategorien, mit denen das psychische Selbst beschrieben wurde, zeigte sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Hinsicht mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zwischen den beiden Altersgruppen. Der wesentlichste Unterschied bestand darin, daß sich jüngere Erwachsene insgesamt in stärker psychologisierender Weise beschrieben als ältere Erwachsene. Es scheint jedoch plausibel, daß dieser Unterschied eher auf Kohorten- als altersspezifische Prozesse zurückzuführen ist.

Eine der wenigen Untersuchungen, die das sehr hohe Alter (über 80 Jahre) einbeziehen, ist die „Georgia Centenarian Study“, die einen Altersbereich von 60 bis über 100 Jahre umfaßt. Poon et al. (1992) fanden in einem Vergleich von drei Kohorten (siebte, neunte und zehnte Lebensdekade) folgende Altersunterschiede: ‚emotionale Stabilität‘, ‚Konformität‘ und ‚aktive Bewältigungsstrategien‘ nahmen mit dem Alter ab, während ‚Dominanz‘, ‚Vorstellungsvermögen‘ und ‚Mißtrauen‘ zunahmen.

In der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA) wurde sowohl Stabilität als auch Veränderung der Mittelwerte verschiedener Rigiditätsmerkmale über einen Zeit-

²⁴ Die mit Hilfe von offenen Verfahren generierten selbstbezogenen Äußerungen werden häufig als spontane Selbstkonzeptionen („spontaneous self-conceptions“) oder Selbstdefinitionen bezeichnet.

raum von 15 Jahren gefunden: Während sich allgemeine Rigidität, Intoleranz und Einstellung zur Zukunft im Mittelwert nicht veränderten, nahm Rigidität der Persönlichkeit zu, Dogmatismus und Gegenwart/Zukunft ab (Thomae, 1987a)²⁵. Etwa die Hälfte der Untersuchungsteilnehmer zeigten über einen Zeitraum von zwölf Jahren (erste bis siebte Meßzeitpunkt) eine Abnahme hinsichtlich der Persönlichkeitseigenschaften Aktivität, Stimmung, Anregbarkeit, Angepaßtheit und Steuerung, während die andere Hälfte entweder Konstanz oder eine Zunahme aufwies (Lehr, 1987).

Der weitaus größte Teil der Studien über die Stabilität bzw. Veränderung von Selbstkonzeptionen schließt das sehr hohe Alter nicht ein; das maximale Alter der Untersuchungsteilnehmer beläuft sich meist auf etwa 75 Jahre. Dies bedeutet, daß die Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter, das heißt zwischen dem 70. und 100. Lebensjahr, einer Zeitspanne von immerhin 30 Jahren, weitgehend unerforscht ist.

Methodische Anmerkungen

Diese Darstellung von Untersuchungen zu Veränderungen der Selbstdefinitionen – bzw. Unterschieden von Altersgruppen – spiegelt die uneinheitliche Befundlage wider. Die unterschiedlichen Methoden erschweren die Vergleichbarkeit (vgl. Bengtson, Reedy & Gordon, 1985). Die Ergebnisse scheinen zumindest teilweise von den verwendeten Methoden abzuhängen: So sind beispielsweise die berichteten Veränderungen dann größer, wenn offene Fragen oder Satzergänzungen zur Erhebung der Selbstkonzeptionen herangezogen werden (z.B. Smith, 1966; Back, 1971), als wenn Fragebögen mit vorgegebenen Antwortalternativen eingesetzt werden (vgl. Kogan, 1990). Eine Erklärung für die Widersprüchlichkeit der Befunde könnte darin liegen, daß mit den unterschiedlichen Verfahren nicht dieselben Konstrukte erfaßt werden. „Traits“ werden als *zeitlich überdauernde*, konsistente (d.h. situationsunspezifische) Verhaltensdispositionen definiert (z.B. Guilford, 1964). Dieser Definition entsprechend wird das Antwortverhalten auf ein Set von Items, die einen breiten Bereich verschiedener Situationen abdecken und meist zeitlos formuliert sind, als Indikator für ein zugrundeliegendes Persönlichkeitsmerkmal aufgefaßt. Diese Art der Erfassung (hohes Aggregationsniveau) begünstigt Stabilität (Epstein, 1990; Mischel, 1990). Mit offenen Verfahren werden dagegen meist keine Vorgaben hinsichtlich des Zeitbezugs oder der Generalität gemacht, das heißt es können situationsspezifische und zeitlich eingegrenzte Aussagen über die eigene Person getroffen werden. Mit Hilfe offener Verfahren werden eher subjektive Theorien und Konzepte bezogen auf die eigene Person als „traits“ erhoben.

Eine Schwierigkeit in der Interpretation von Ergebnissen aus Querschnittuntersuchungen besteht darin, daß sie keinen Aufschluß über die intraindividuelle Stabilität von Selbstdefinitionen geben, sondern Auskunft über die Verteilung bestimmter Merkmale der Selbstdefinition (z.B. deren Inhalt) innerhalb verschiedener Altersgruppen geben (vgl. „Was bedeutet Stabilität?“ in Abschnitt 2.2.3). Auch die Stabilität bzw. Veränderung von Mittelwerten in Längsschnittuntersuchungen (z.B. der mittleren Antworthäufigkeit in der

²⁵ Es wurden die beiden Geburtskohorten 1890–1895 und 1900–1905 untersucht, die zum ersten Meßzeitpunkt 1965 zwischen 70–75 und 60–65 Jahre alt waren, zum achten Meßzeitpunkt im Jahre 1980 zwischen 75 und 80 Jahren.

Untersuchung von Filipp und Klauer [1986]) beantwortet die Frage nach der individuellen Stabilität von Selbstdefinitionen nicht (Caspi & Bem, 1990; Mischel, 1990).

Demo (1992) kritisiert an der Forschung zu Stabilität und Veränderung des Selbstkonzepts über die Zeit, daß (1) es sich meist um Querschnittuntersuchungen handelt, die auf nur einem Meßinstrument basieren, (2) der größte Teil der Untersuchungen sich ausschließlich mit dem Selbstwertgefühl befaßt und andere Dimensionen des Selbstkonzepts vernachlässigt, (3) selbst entwicklungspsychologische Untersuchungen häufig nur eine Zeitspanne von etwa einem Jahr umfassen und damit längerfristige Entwicklungsmuster außer acht lassen, und daß (4) Untersuchungen, die eine zeitliche Perspektive gewählt haben, den lebensgeschichtlichen und sozialen Kontext nicht einbeziehen, sondern sich lediglich auf das chronologische Alter beziehen.

Die heterogene Befundlage der Untersuchungen zu Stabilität bzw. Veränderung von Selbstdefinitionen wirft, über solche methodischen Einwände hinaus, die Frage nach möglichen theoretischen Erklärungen auf: Welche Aspekte der Selbstdefinition sollten sich unter welchen Umständen verändern, welche sollten stabil bleiben (Thomae, 1968; Moss & Susman, 1980)? Neugarten (1964) nimmt an, daß eine Ursache für die Stabilität bestimmter Persönlichkeitseigenschaften die Institutionalisierung der Persönlichkeit ab dem mittleren Erwachsenenalter ist. Unter Institutionalisierung versteht Neugarten die Konsistenz Erwartung hinsichtlich von Persönlichkeitseigenschaften, die sowohl von der Person selbst als auch von der (sozialen) Umwelt ausgeht, sowie eine aktive Umweltgestaltung gemäß den etablierten Verhaltensmustern.

Erfolgreiches Altern

Einen anderen Zugang zum Verständnis der Entwicklung im hohen Alter bieten Konzepte zum guten oder „erfolgreichen“ Altern an, die die Auseinandersetzung eines Individuums mit sich selbst und seiner Umwelt aus einer stärker prozeßorientierten Perspektive betrachten. Die vorherrschende Frage ist in diesen Ansätzen nicht die nach Stabilität bzw. Veränderung der Persönlichkeit, sondern vielmehr, welche (internen und externen) Faktoren zu einem Gelingen der Person-Umwelt-Interaktion beitragen.

Das hohe Alter ist eine Lebensphase, in der sowohl hinsichtlich der Entwicklung von Persönlichkeitseigenschaften und Fertigkeiten eine Zunahme an Verlusten erwartet wird (Heckhausen, Dixon & Baltes, 1989), als auch gesundheitliche Einschränkungen (Manton, 1990), der Verlust des Lebenspartners und von Freunden (Antonucci & Akijama, 1987) und von sozialen Rollen (Rosow, 1973) mit größerer Wahrscheinlichkeit als in früheren Lebensphasen auftreten. Aus einer solchen Charakterisierung des hohen Alters, die ihre Aufmerksamkeit primär auf die in dieser Lebensphase auftretenden Einschränkungen und Verluste richtet, ergibt sich die Erwartung, daß sehr alte Personen unglücklich und unzufrieden sein müßten.

Die empirische Befundlage spricht jedoch gegen diese Erwartung: Alte Menschen sind nicht unglücklicher oder unzufriedener mit ihrem Leben als jüngere (z.B. George, 1981; Herzog & Rodgers, 1981). Wie können sie trotz der Schwierigkeiten und Anforderungen des hohen Alters ein hohes Niveau von Lebenszufriedenheit und subjektivem Wohlbefinden erreichen oder aufrechterhalten? Dieser Frage geht die Forschung zu erfolgreichem Altern nach. Nach Havighurst (1963; Havighurst & Albrecht, 1953) kann erfolgreiches Altern als die Adaptation an die Lebensbedingungen dieser Altersstufe definiert werden.

Eine der Schwierigkeiten der Definition ‚erfolgreichen Alterns‘ besteht darin, Kriterien für den ‚Erfolg‘ dieser Auseinandersetzung zu bestimmen. Baltes und Baltes (1990) listen eine Reihe objektiver und subjektiver Kriterien als die in der Forschung am häufigsten verwendeten abhängigen Variablen auf: Langlebigkeit, biologische und geistige Gesundheit, kognitive Leistungsfähigkeit, soziale Kompetenz und Produktivität, eine hohe Einschätzung der persönlichen Kontrolle und Lebenszufriedenheit. Baltes und Baltes plädieren für eine Integration von objektiven und subjektiven Kriterien. Die ausschließliche Verwendung subjektiver Kriterien kann auf der einen Seite zu einer Vernachlässigung der Bestimmung optimierender Lebensbedingungen für erfolgreiches Altern führen, auf der anderen Seite basieren normative Bestimmungen objektiver Kriterien auf dem jeweiligen Wertesystem, das von der Seite der Forscher festgelegt wird und nicht notwendigerweise mit dem der untersuchten Person übereinstimmen muß (vgl. Baltes & Carstensen, in Vorbereitung). Bisher konnte noch kein allgemein anerkanntes Kriterium oder Kriterienbündel für den Erfolg des Alterns formuliert werden. Ein Lösungsvorschlag von Baltes und Carstensen besteht darin, eine Theorie des erfolgreichen Alterns zu formulieren, die weniger ergebnis- als vielmehr prozeßorientiert ist. So kann beispielsweise die Fokussierung auf die tatsächliche Erreichung langfristiger Ziele als Kriterium für Erfolg dazu führen, die Funktion solcher Ziele als Orientierungsrahmen für alltägliches Verhalten zu übersehen.

Die theoretische und empirische Forschung über die Anpassung an die spezifischen Aufgaben des hohen Alters stand lange Zeit im Spannungsfeld zweier entgegengesetzter Konzeptionen: der „Disengagement“-Theorie und der Aktivitäts-Theorie. Die „*Disengagement*“-Theorie (Cumming & Henry, 1961) geht davon aus, daß mit steigendem Alter die ‚psychische Energie‘ einer Person abnimmt. In Zusammenhang mit Rollenverlusten im hohen Alter (z.B. aufgrund von Pensionierung) und der Antizipation des eigenen Todes führt diese verminderte Energie zu einem Wechsel des Lebensstils weg von Aktivität hin zur Beschäftigung mit der eigenen Person, dem Nachdenken über das geführte Leben und die eigene Endlichkeit. Die „Disengagement“-Theorie sieht die Aufgabe des hohen Alters darin, sich nach ‚innen‘ zu wenden und von der Gesellschaft zurückzuziehen, altersbezogene Einschränkungen und eigene Endlichkeit zu akzeptieren.

„The apprehension of death as a not-so-distant goal may be a time of redefinition of the self as less bound to the surrounding network of interaction. The anticipation of being apart from those nearby may accelerate withdrawal of cathexis from them, and hasten the turning of all cathexis inward – to the self for its own sake and the past for its memories.“ (Cumming & Henry, 1961, S. 226)

Kritik an der „Disengagement“-Theorie setzte vor allem an zwei Punkten an: (1) Interindividuelle Unterschiede im Aktivitätsniveau im mittleren Erwachsenenalter setzen sich bis ins hohe Alter fort, so daß „Disengagement“ nicht als ein universeller Prozeß angesehen werden kann (z.B. Reichard, Livson & Peterson, 1962). (2) Der Verlust bestimmter sozialer Rollen (z.B. Berufstätigkeit) kann durch andere Aktivitäten (z.B. aktive Gestaltung des Familienlebens) substituiert werden (z.B. Miller & Atchley, 1979).

Die Gegenposition zur „Disengagement“-Theorie stellt die *Aktivitäts-Theorie* dar. Deren Vertreter postulieren, daß die Aufrechterhaltung von Rollen und rollenbezogenen Aktivitäten essentiell für die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition ist. Der Verlust von Rollen hat nach der Aktivitäts-Theorie negative Auswirkungen, wenn der Verlust nicht durch andere Aktivitäten kompensiert wird. Diese Theorie sieht als eine der wesentlichen Aufgaben im hohen Alter die Aufrechterhaltung selbstdefinierender Rollen an (Maddox, 1963, 1965, 1980; Lemon, Bengtson & Peterson, 1972; Blau, 1981). Wie die „Disengagement-

ment“-Theorie vernachlässigt auch die Aktivitäts-Theorie interindividuelle Unterschiede im Lebensstil.

In einer Untersuchung von Havighurst, Neugarten und Tobin (1964) zeigte sich, daß das Aktivitätsniveau nicht per se mit der Lebenszufriedenheit älterer Menschen zusammenhängt. Einer der Gründe für dieses Ergebnis könnte darin liegen, daß der Zusammenhang zwischen Aktivitätsniveau und Lebenszufriedenheit durch Persönlichkeitseigenschaften vermittelt wird (Havighurst et al., 1968). Neugarten, Havighurst und Tobin (1968) identifizierten in ihrem Datensatz von gesunden 70- bis 79jährigen vier Persönlichkeitstypen, die verschiedene Formen der Auseinandersetzung mit Themen des hohen Alters reflektieren. Diese Persönlichkeitstypen wiesen unterschiedliche Zusammenhänge zwischen Aktivitätsniveau und Lebenszufriedenheit auf. Befunde der BOLSA weisen darüber hinaus darauf hin, daß der Zusammenhang zwischen Aktivitätsniveau und Lebenszufriedenheit von den jeweiligen Rollen bzw. Lebensbereichen (z.B. die Rolle als Bürger, familiärer Bereich) abhängig ist (Thomae, 1987b). Diese Befunde sowie die Ergebnisse von Neugarten et al. (1968) vermitteln insofern zwischen den Positionen der „Disengagement“- und der Aktivitäts-Theorie, als sie zeigen, daß in Abhängigkeit von dem jeweiligen Lebensbereich und der Persönlichkeit hohes *oder* niedriges Aktivitätsniveau mit hoher Lebenszufriedenheit verknüpft sein kann. Die Ergebnisse von Neugarten et al. (1968) sind aufgrund der Selektivität der Stichprobe (gesunde Personen in der achten Lebensdekade) nur bedingt auf die Population des höheren Erwachsenenalters verallgemeinerbar.

Ein wesentlicher Einflußfaktor für den Zusammenhang zwischen Aktivitätsniveau und Wohlbefinden könnte neben dem (aktiven bzw. passiven) Lebensstil einer Person nach Brandstädter und Renner (1990) sowie Heckhausen und Schulz (in Druck) die Kontrollierbarkeit über die Ausübung einer Aktivität darstellen. Gesunde Personen verfügen über eine relativ hohe Kontrolle darüber, ob sie in bestimmten Bereichen weiterhin aktiv bleiben wollen oder nicht. Eines der Merkmale des hohen Alters ist jedoch eine erhöhte Morbidität, womit häufig eine unfreiwillige Einschränkung des Aktionsradius einhergeht (Whitbourne, 1985; Manton, 1990). Für ältere Menschen, die von solchen unkontrollierbaren Einschränkungen betroffen sind, könnte – im Sinne der sekundären Kontrolle (Heckhausen & Schulz, in Druck) oder der Akkommodation (Brandstädter & Renner, 1990) – die These der „Disengagement“-Theorie zutreffen, daß ein Zurückstehen von der aktiven Teilnahme am gesellschaftlichen Geschehen und eine stärkere Wendung nach ‚innen‘ mit höherer Lebenszufriedenheit einhergehen.

Neuere Modelle des erfolgreichen Alterns beschäftigen sich stärker mit den *Prozessen*, die zu einer gelungenen Auseinandersetzung mit den Anforderungen führen, die mit der letzten Lebensphase einhergehen. Gelungene Adaptation wird in diesen Ansätzen nicht an einem bestimmten Standard gemessen, sondern – ähnlich wie in allgemeinen Coping-modellen (z.B. Lazarus, 1981) – als eine Interaktion zwischen den Anforderungen der Umwelt und den Fertigkeiten der Person, diesen Anforderungen zu begegnen, konzeptualisiert. Nach Thomae (1974) besteht der erfolgreiche Prozeß dieser Auseinandersetzung in der Herstellung eines Gleichgewichts zwischen den Bedürfnissen des Individuums und den Anforderungen der Umwelt. Auch gemäß dem ökologischen Modell des Alterns von Lawton und Nahemow (1973) bestimmt die Balance zwischen den Anforderungen der Umwelt („press“) und der Adaptivität der Person („competence“) über das Gelingen der Person-Umwelt-Interaktion. Nach Lawton (1989) paßt sich eine Person nicht lediglich (passiv) an die Umweltbedingungen an, sondern gestaltet seine Umwelt selbst aktiv

(„proactivity“). Die gelungene Person-Umwelt-Interaktion führt nach Lawton zu subjektivem Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit.

Das Modell der selektiven Optimierung mit Kompensation von Baltes und Baltes (1980, 1990) stellt einen allgemeinen entwicklungspsychologischen Rahmen zur Konzeptualisierung von erfolgreichem Altern zur Verfügung. Die Grundlagen dieses Modells werden von Baltes und Baltes (1990) in Form von sieben Propositionen, die hier stichwortartig zusammengefaßt sind, dargestellt:

(1) Unterscheidung zwischen normalem, optimalem und pathologischem Altern

Das Konzept des optimalen Alterns bezieht sich auf die Spezifizierung von altersfreundlichen Bedingungen, die die Entwicklungsmöglichkeiten bis ins hohe Alter optimieren. Unter normalem Altern sind die Entwicklungsprozesse zu verstehen, die nicht auf biologisch-medizinische Erkrankungen (z.B. Alzheimersche Demenz) zurückzuführen sind. Mit pathologischem Altern schließlich werden solche Alternsverläufe bezeichnet, die durch Krankheiten gekennzeichnet sind (vgl. Gerok & Brandtstädter, 1992).

(2) Altern als heterogener Entwicklungsprozeß

Altern stellt keinen generellen und uniformen, sondern einen heterogenen Prozeß dar, der eine durch große interindividuelle Variabilität hinsichtlich des Ausmaßes, der Richtung und der Geschwindigkeit von Veränderungen gekennzeichnet ist.

(3) Latente Reservekapazität

Ergebnisse von Interventionsstudien (z.B. Baltes, Sowarka & Kliegl, 1989) zeigen, daß kognitive Fertigkeiten auch im Altern ein hohes Maß an Plastizität besitzen, das heißt, daß durch Training sowohl neue Fertigkeiten erlernt als auch vorhandene verbessert werden können. Diese Ergebnisse sprechen für das Vorhandensein einer latenten Reservekapazität, die unter normalen Bedingungen nicht beansprucht wird.

(4) Altersbezogener Verlust nahe den Grenzen der Reservekapazität

Studien, in denen jüngere und ältere Personen solange trainiert werden, bis sie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit (Asymptote) erreicht haben, zeigen, daß ältere Personen von dem Training zwar stark profitieren, das Niveau jüngerer trainierter Personen jedoch nicht erreichen können (z.B. Kliegl, 1989).

(5) Die Pragmatik der Intelligenz kann altersbezogene Verluste in der Mechanik der Intelligenz kompensieren

Für die Intelligenz konnten – der Unterscheidung in fluide Mechanik und kristallisierte (wissensbasierte) Pragmatik der Intelligenz (Horn, 1970; Cattell, 1971; Baltes, 1987) folgend – verschiedene Entwicklungsverläufe gezeigt werden: Während der Aspekt der Mechanik in seiner Leistungsfähigkeit mit dem Alter abnimmt, bleibt der Aspekt der Pragmatik konstant oder steigt sogar an. Wie zum Beispiel in einer Untersuchung von Salthouse (1984) gezeigt wurde, können Fähigkeiten im Bereich der Pragmatik den Abbau im Bereich der Mechanik kompensieren.

(6) Gewinn-Verlust-Balance wird mit zunehmendem Alter weniger positiv

Die Entwicklung über die Lebensspanne kann als ein Zusammenspiel aus Gewinnen und Verlusten dargestellt werden. Während für die früheren Lebensabschnitte ein Überwiegen von Gewinnen angenommen werden kann, sind mit zunehmendem Alter mehr und mehr Verluste zu erwarten (Heckhausen, Dixon & Baltes, 1989).

(7) Das Selbst behält seine Elastizität auch im hohen Alter

Die Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls, der Überzeugung persönlicher Kontrolle und des subjektiven Wohlbefindens auch im hohen Alter ist vor allem auf drei Faktoren zurückzuführen: (a) Da die Selbstdefinition sich auf verschiedene Bereiche und Inhalte bezieht, gewinnt sie eine gewisse Flexibilität im Umgang mit verschiedenen Lebenssituationen. (b) Die Anpassung von Zielen an gegebene Umstände erhöht die Wahrscheinlichkeit des Erfolges bzw. Erreichens dieser Ziele (vgl. Brandtstädter & Greve, 1994). (c) Eine Veränderung von Vergleichsstandards für den sozialen Vergleich kann selbst im Falle eines negativen Entwicklungsverlaufs zu positiven Ergebnissen führen (vgl. Wood, 1989).

Diese sieben Propositionen bilden die Grundlage des Modells über Strategien erfolgreichen Alterns von Baltes und Baltes (1980, 1990). Das Modell der selektiven Optimierung mit Kompensation beschreibt allgemeine Prozesse der Adaptation: Aufgrund verminderter Reservekapazitäten (Proposition 4) und der Zunahme an Verlusten (Proposi-

tion 6) kommt ihnen für die Entwicklung in dieser Lebensphase besondere Bedeutung zu. Die drei zentralen Konzepte dieses Modells sind (1) Selektion, (2) Kompensation und (3) Optimierung.

ad (1) *Selektion*: Die Verminderung der Reservekapazität macht die Auswahl von Bereichen notwendig, auf die die verbleibende Energie aufgewandt werden soll. Selektion kann sich dabei auf bereits bestehende Bereiche oder Fertigkeiten beziehen, auf deren Transformation oder den Erwerb neuer Fertigkeiten oder das Aufbauen neuer Ziele. Die Auswahl bestimmter Bereiche, für die Zeit und Energie aufgewandt wird, trägt zu inter- wie auch zu intraindividuellen Unterschieden des Entwicklungsverlaufs bei (vgl. Proposition 2). Die Anforderung der Selektion besteht darin, solche Bereiche, Ziele und Erwartungen auszuwählen, die von hoher Priorität sind und für die – in der Person und der Situation liegende – Möglichkeiten der Aufrechterhaltung gegeben sind.

ad (2) *Kompensation*: Wenn die Grenzen der Reservekapazität erreicht sind und die Fertigkeiten nicht für die Auseinandersetzung mit den Anforderungen der Umwelt genügen, so ist es durch kompensatorische Aktivitäten möglich, diese Diskrepanz zu nivellieren oder zu vermindern (vgl. Proposition 5 für den kognitiven Bereich). Kompensationsmöglichkeiten liegen nicht nur in der Person selbst, sondern können auch in der Umwelt liegen bzw. bereitgestellt werden (vgl. das Konzept des optimalen Alterns in Proposition 1). Im Unterschied zur Selektion, die sich auf die Auswahl von Bereichen, Zielen oder Erwartungen bezieht, bezeichnet Kompensation die Veränderung der *Mittel*, um bestimmte Ziele oder Fertigkeiten zu erreichen, aufrechtzuerhalten oder zu optimieren (vgl. Bäckman & Dixon, 1992).

ad (3) *Optimierung*: Aufgrund der Plastizität der Entwicklung ist auch im Alter durch den Gebrauch der latenten Reservekapazitäten die Verbesserung und Optimierung von Fertigkeiten in ausgewählten Bereichen möglich (vgl. Proposition 3). Strategien zur Optimierung bestimmter Fertigkeiten bestehen in der Selektion bestimmter Bereiche und der Kompensation eventuell auftretender Einschränkungen.

Je reichhaltiger und breiter die in der Person und der Umwelt liegenden Ressourcen sind, desto einfacher ist es, sich mit Anforderungen des hohen Alters erfolgreich auseinanderzusetzen. Wie auch Lawton (1989) gehen Baltes und Baltes in dem Modell der Selektiven Optimierung mit Kompensation davon aus, daß eine Person ihre Umgebung aktiv gestalten kann. Selektion kann entweder ein reaktiver Prozeß sein, bei dem sich ein Individuum den Veränderungen in der Umwelt oder der Person (z.B. Krankheit) anpaßt, oder ein aktives Auswählen von Bereichen, die eine Gestaltung der Situation ermöglichen, bevor Einschränkungen und Verluste eintreffen (z.B. Aufbau eines Hobbies *vor* der Verrentung).

Zusammenfassung und Schlußfolgerungen

Die Entwicklung der Selbstdefinition wurde bisher vor allem für die Kindheit und die Adoleszenz untersucht. Die vorherrschenden Themen dieser Forschung sind die Emergenz des Selbst (Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich), die Entwicklung und Aufrechterhaltung von Identität und inhaltlicher sowie struktureller Merkmale der Selbstdefinition. Für das mittlere und hohe Erwachsenenalter herrscht die persönlichkeitspsychologische Fragestellung nach der Stabilität interindividueller Unterschiede, der Faktorenstruktur und dem Ausprägungsgrad von Persönlichkeitsmerkmalen vor. Während Untersuchungen zur

(faktoriellen) Struktur von Persönlichkeitseigenschaften für Altersinvarianz bzw. Stabilität sprechen, ist die Befundlage hinsichtlich der quantitativen Stabilität weniger klar; die Ergebnisse scheinen sowohl von den untersuchten Eigenschaften als auch von den eingesetzten Erhebungsverfahren abzuhängen. Untersuchungen, die die subjektiven Konzepte über die eigene Person mit Hilfe offener Verfahren erfassen, finden sowohl altersbezogene Unterschiede hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition als auch Altersinvarianz bzw. Stabilität. Die weitaus interessantere Frage nach den spezifischen Bedingungen von Stabilität und Veränderung in bestimmten Bereichen der Selbstdefinition ist bisher für das höhere Alter noch nicht systematisch untersucht worden. Empirisch gut fundierte Erwartungen hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition im hohen Alter sind daher nicht formulierbar, können jedoch aus der Charakterisierung der spezifischen Themen und Anforderungen, mit denen sich alte Menschen auseinandersetzen, abgeleitet werden.

Wie lassen sich die Rahmenbedingungen des hohen Alters und deren mögliche Bedeutung für die Selbstdefinition charakterisieren? Während Erikson (1980) auch dem hohen Alter ein Wachstumspotential zuspricht und diese Lebensphase als die höchste Entwicklungsstufe ansieht, wird sie auf der anderen Seite häufig als eine Zeit des Abbaus, der Einschränkungen und Verluste gekennzeichnet. Eines der vorherrschenden Themen des hohen Alters ist nach Erikson (1982) das Nachdenken über das eigene Leben, der Lebensrückblick und die Lebensbilanzierung (vgl. Sherman, 1991). Darüber hinaus kann angenommen werden, daß das Näherrücken des eigenen Todes und die hohe Wahrscheinlichkeit des Todes gleichaltriger Sozialpartner die Auseinandersetzung mit Sterben und Tod erhöht (z.B. Cumming & Henry, 1961). Aufgrund des erhöhten Morbiditätsrisikos im hohen Alter (z.B. Manton, 1990) stellt die Gesundheit wahrscheinlich ein vorherrschendes Thema dar. Damit verbunden sollte die Kompetenz, den Alltag zu bewältigen und die Unabhängigkeit in der Verrichtung von Alltagsroutinen aufrechtzuerhalten, von großer Bedeutung sein (Baltes et al., 1993). Darüber hinaus stellt die Haushaltsführung eine Möglichkeit dar, den Tagesablauf zu strukturieren und damit die Stelle der beruflichen Tätigkeit einzunehmen. Ein anderer Bereich, der die freie Zeit, die durch die Verrentung entsteht, ausfüllen kann, sind Interessen und Hobbies. Unter Berücksichtigung der Zunahme an gesundheitlichen Einschränkungen kann jedoch angenommen werden, daß vornehmlich solche Interessen und Hobbies, denen zu Hause nachgegangen werden kann, an Wichtigkeit gewinnen, während die Relevanz von außerhäuslichen Aktivitäten eher abnimmt. Ausgehend von der Annahme, daß die Selbstdefinition die Auseinandersetzung eines Individuums mit sich selbst, den Anforderungen der Umwelt und den altersspezifischen Themen widerspiegelt, sollte sich diese Charakterisierung des hohen Alters im Inhalt der Selbstdefinition ausdrücken.

2.4 Welche Merkmale der Selbstdefinition können vor der negativen Wirkung von Einschränkungen schützen?

In diesem Abschnitt werden verschiedene Modelle dargestellt, die sich mit der Beantwortung der Frage befassen, ob sich Merkmale der Selbstdefinition identifizieren lassen, die zur Invulnerabilität gegenüber Verlusten und Einschränkungen im hohen Alter beitragen können. Die Modelle gehen übereinstimmend davon aus, daß die Anzahl selbstdefinierender Bereiche dabei einen zentralen Platz einnimmt. Die bisherige empirische Evidenz legt

jedoch nahe, daß die Anzahl *alleine* den negativen Effekt von Einschränkungen nicht aufheben kann. Diese Ergebnisse beziehen sich jedoch ausschließlich auf das junge und mittlere Erwachsenenalter; für das *hohe und sehr hohe Alter* ist dieser Zusammenhang bisher nicht untersucht worden.

Ein weiteres Merkmal, das zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen beitragen könnte, ist die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition. Unter Reichhaltigkeit wird die Anzahl unterschiedlicher *Aspekte* verstanden, aus denen sich die verschiedenen Bereiche der Selbstdefinition zusammensetzen. Die Reichhaltigkeit könnte eine Ressource darstellen, auf die im Fall von Einschränkungen zurückgegriffen werden kann.

Die strukturellen Merkmale Anzahl der Bereiche und Reichhaltigkeit beziehen sich ausschließlich auf *quantitative* Aspekte der Selbstdefinition. Darüber hinaus kann angenommen werden, daß bestimmte *qualitative* Merkmale der Selbstdefinition zu einer erfolgreichen Auseinandersetzung einer Person mit sich selbst und ihrer Lebenswelt beitragen können. So dürfte dem Gegenwartsbezug eine besondere Rolle zukommen, ebenso dem Ausmaß der positiven Bewertung der Selbstdefinition.

2.4.1 Allgemeine Modelle der Funktion der Anzahl selbstdefinierender Bereiche

Insbesondere in der soziologisch orientierten Literatur fand die Frage nach dem Einfluß mehrerer Identitäten im Sinne sozialer Rollen²⁶ auf das Wohlbefinden einer Person schon seit den 1960er Jahren viel Beachtung. Es lassen sich grob zwei einander widersprechende Thesen unterscheiden: (1) Das Innehaben einer Vielzahl sozialer Rollen führt zu Anspannung und vermindertem Wohlbefinden. (2) Mehrere soziale Rollen tragen zur Entwicklung und zum Wachstum der Persönlichkeit bei.

ad (1) Auf der einen Seite wird argumentiert, daß mit Zunahme der sozialen Rollen auch die Anforderungen an eine Person zunehmen, da jede dieser Rollen bestimmte, möglicherweise konkurrierende oder sogar inkompatible Anforderungen stellt, was die Wahrscheinlichkeit von Überlastung und Anspannung erhöht (z.B. Goode, 1960; Merton, 1968).

ad (2) Die Gegenposition (z.B. Sieber, 1974; Coser, 1975; Stryker, 1980) geht davon aus, daß das Innehaben mehrerer sozialer Rollen eine Akkumulation von Belohnungen („rewards“) bedeutet und darüber hinaus auch den Zugang zu verschiedenen Teilen der Gesellschaft und deren jeweiligen Ressourcen ermöglicht. Hierin liege die Möglichkeit zu einem Wachstum der Persönlichkeit aufgrund einer reichhaltigeren Selbstdefinition, zu Autonomie und Flexibilität. Die empirische Evidenz spricht jedoch dafür, daß nicht allein die Anzahl der sozialen Rollen über das Wohlbefinden eines Individuums entscheidet, sondern daß qualifizierende Merkmale wie zum Beispiel die Bewertung einer sozialen Rolle als positiv oder negativ diesen Zusammenhang moderieren (z.B. Hirsch & Rapkin, 1986; Showers, 1992a, 1992b).

Auf die Funktion der Anzahl sozialer Rollen im Hinblick auf deren *Verlust* geht Thoits (1983) in einer Längsschnittuntersuchung ein. Da diese Fragestellung für die vorliegende

²⁶ Für den Begriff der Identität als einer „occupied social position“ eines Individuums (Thoits, 1983) wird im folgenden der Begriff der *sozialen Rolle* verwendet werden. In der soziologisch orientierten Literatur wird dieser Begriff häufig mit dem Begriff „Identität“ gleichgesetzt und austauschbar verwendet.

Arbeit zentral ist, sollen die beiden konkurrierenden Thesen, die Thoits über die Struktur und Funktion der Anzahl sozialer Rollen aufstellt, etwas ausführlicher dargestellt werden. Die Untersuchung von Thoits (1983) wird durch eine Studie von Ogilvie (1987) in wichtigen Aspekten ergänzt, und diese soll daher, obwohl sie nicht auf Verlust oder Einschränkungen Bezug nimmt, anschließend kurz erläutert werden. Im Mittelpunkt eines für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit wichtigen Modells von Rosenberg und Gara (1985) steht die Funktion der Anzahl übergeordneter Selbstdefinitionen im Hinblick auf Bedrohung oder Verlust eines dieser Bereiche.

„Time and energy conception“ versus „network-embeddedness conception“

Thoits (1983) bezieht sich in ihrer Arbeit über „multiple identities“ auf das „soziale Selbst“, das sie folgendermaßen definiert:

„... the self is conceptualized here as a set of discrete identities – self-definitions in terms of occupied social positions“ (Thoits, 1983, S. 175).

Thoits nimmt in der Tradition des symbolischen Interaktionismus an, daß soziale Rollen mit bestimmten sozial definierten, normativen Verhaltenserwartungen einhergehen, die dem Individuum einen Orientierungsrahmen für sein Verhalten bieten. Soziale Rollen verleihen dieser Auffassung zufolge existentielle Sicherheit („existential security“). Die zentrale These ist, daß der Verlust einer sozialen Rolle zum Verlust des handlungsleitenden Orientierungsrahmens und damit zu Angst, Depression und desorganisiertem Verhalten, zu geringem subjektivem Wohlbefinden führt.

Thoits (1983) stellt zwei konkurrierende Modelle gegenüber, die die Organisation der verschiedenen sozialen Rollen unterschiedlich konzeptualisieren: (1) die „time and energy conception“ und (2) die „network-embeddedness conception“.

ad (1) Die „time and energy conception“ geht davon aus, daß sich die Ressourcen Zeit und Energie auf verschiedene soziale Rollen nach dem Grad der Verbindlichkeit („commitment“) dieser Rolle verteilt. Je stärker ein Individuum einer sozialen Rolle verpflichtet ist, desto mehr Zeit und Energie wendet es für die entsprechende Rollenerfüllung auf. Da diese Ressourcen limitiert sind, impliziert das Innehaben einer Vielzahl sozialer Rollen, daß der Grad an Verbindlichkeit zu jeder einzelnen nur gering ist. Umgekehrt steigt mit geringer werdender Zahl die Verpflichtung gegenüber jeder einzelnen dieser Rollen an. Der Verlust einer sozialen Rolle sollte dieser Konzeption gemäß für Personen mit vielen sozialen Rollen eine geringe Bedeutung besitzen, da die Verpflichtung gegenüber der einen ohnehin nur gering war und alternative Rollen zur Verfügung stehen, die einen handlungsleitenden Orientierungsrahmen konstituieren. Personen mit nur wenigen sozialen Rollen sollten dagegen stärker unter einem Verlust einer von ihnen leiden, da diese ein hohes Maß an Verbindlichkeit besaß und der Orientierungsrahmen stark eingeschränkt ist, da nur noch wenige andere Rollen zu Verfügung stehen.

ad (2) Die „network-embeddedness conception“ postuliert dagegen, daß soziale Rollen hierarchisch strukturiert sind und sich überlappen, so daß Zeit und Energie auf mehr als eine Rolle zugleich verwendet werden können. Ein hohes Maß an Vernetztheit („embeddedness“) der sozialen Rollen gewährleistet den effektiven Gebrauch dieser limitierten Ressourcen. Je mehr soziale Rollen eine Person inne hat, desto größer ist nach diesem Modell die Wahrscheinlichkeit, daß sie hierarchisch organisiert werden. Personen mit

vielen ineinander verwobenen sozialen Rollen sollten unter dem Verlust einer von ihnen stärker leiden, da dieser Verlust alle miteinander verbundenen Rollen betrifft.

Die Ergebnisse der Längsschnittuntersuchung von Thoits (1983) stützen zum einen die generelle These, daß mit steigender Anzahl sozialer Rollen der „distress“ abnimmt. Zum anderen zeigte sich, daß der Verlust sozialer Rollen für Personen mit einem hohen Ausgangsniveau, das heißt vielen sozialen Positionen, einen stärker negativen Einfluß hatte als für Personen mit einem niedrigen Ausgangsniveau. Dieses Ergebnis entspricht der Vorhersage der „network-embeddedness conception“.

Das Modell von Thoits macht keine Aussage über die Art der Beziehung der sozialen Rollen untereinander. Nach Rosenberg und Gara (1985) gibt es drei Relationen, die die Identitätsstruktur²⁷ bestimmen: Über- bzw. Unterordnung („subset-superset“), Disjunktion und Äquivalenz. Aus den konzeptuellen Annahmen kann geschlossen werden, daß die „time and energy conception“ von einer Äquivalenz- und Disjunktionsbeziehung zwischen allen sozialen Rollen ausgeht, während die „network-embeddedness conception“ vornehmlich eine „subset-superset“-Beziehung annimmt. Diese impliziten Strukturannahmen werden jedoch nicht überprüft, so daß verschiedene Kombinationen der drei Relationstypen durch die Untersuchung von Thoits (1983) nicht ausgeschlossen werden können.

Eine weitere Beschränkung dieses Ansatzes besteht darin, daß er sich ausschließlich auf soziale Rollen bezieht. Der handlungsleitende Orientierungsrahmen eines Individuums wird aber nicht allein durch seine sozialen Positionen konstituiert. Diese stellen vielmehr nur einen Teil der umfassenderen Selbstkonzeption dar (vgl. Markus, 1977, 1983; Epstein, 1980; Markus & Nurius, 1986). Es ist daher anzunehmen, daß der Verlust einer sozialen Rolle durch andere, nicht soziale Rollen betreffende Selbstdefinitionen aufgefangen werden kann.

Die Funktion übergeordneter Selbstdefinitionen

Ogilvie (1987) überprüfte in einem stärker psychologischen Rahmen ein der „network-embeddedness conception“ ähnliches Modell, das wie jenes von einer hierarchischen Organisation verschiedener selbstdefinierender Aspekte ausgeht. Er nimmt an, daß das subjektive Wohlbefinden einer Person eine Funktion der für die übergeordneten selbstdefinierenden Bereiche aufgewendeten Zeit darstellt. Wenn Zeit für einen an der Spitze der Hierarchie stehenden selbstdefinierenden Bereich aufgewendet werden kann, so bedeutet dies, wie auch in der „network-embeddedness conception“, daß alle untergeordneten Bereiche ebenfalls von dieser Zuwendung profitieren.

Die drei strukturellen Relationen nach Rosenberg und Gara (1985) werden in dieser Untersuchung folgendermaßen erfaßt: In einem ersten Schritt generierten die Versuchspersonen selbstbeschreibende Bereiche und (Persönlichkeits-)Merkmale. In einem zweiten Schritt bestimmten sie die Art der Zugehörigkeit jedes Merkmals zu jedem selbstdefinierenden Bereich. Ausgehend von dieser Matrix wurde auf der Grundlage von

²⁷ Der Identitätsbegriff wird von den Autoren folgendermaßen bestimmt: „An identity is defined (...) as an amalgam of features – person characteristics, feelings, values, intentions, and images – experienced by the individual. (...) The set of identities, their content, and their interrelationships will be called an identity structure.“ (S. 90) Da diese Definition dem in dieser Arbeit vorgestellten Begriff der Selbstdefinition weitgehend entspricht, werden die Begriffe Identität und Selbstdefinition als austauschbar angesehen.

Kontingenzen eine hierarchische Struktur der selbstdefinierenden Bereiche errechnet. Die Korrelation der Position eines selbstdefinierenden Bereiches innerhalb dieser Hierarchie und der Rangplatz der für diesen Bereich aufgewendeten Zeit wurde als Index des persönlichen Stils („personal style index“) bezeichnet. Dieser Index konnte einen signifikanten Anteil (48 %) der Varianz des subjektiven Wohlbefindens aufklären und damit die Untersuchungshypothese bestätigen.

Ein Mangel der Arbeit von Ogilvie (1987) besteht darin, daß nicht expliziert wird, auf welche Weise der Zeitaufwand für einen in der Hierarchie hoch stehenden selbstdefinierenden Bereich mit subjektivem Wohlbefinden zusammenhängt²⁸. Dieser Ansatz beschränkt sich auf den Zusammenhang zwischen der hierarchischen Position von Selbstdefinitionen, der Verteilung der Ressource Zeit auf die einzelnen selbstdefinierenden Bereiche, und subjektivem Wohlbefinden und differenziert damit zwei zentrale Thesen der „network-embeddedness conception“. Der Ansatz von Ogilvie (1987) macht allerdings keine Aussagen über die Auswirkungen des Verlustes von selbstdefinierenden Bereichen.

Die Funktion einer großen Anzahl übergeordneter selbstdefinierender Bereiche machen Rosenberg und Gara (1985) deutlich:

„... the loss or threat of loss of superordinate identities can be experienced by the individual as endangering those realities as well as threatening his or her very sense of continuity. (...) One response is to shift to another superordinate identity. If the individual has several major identities – for example, a professional identity, a family identity, and a hobby – the disruption of one still permits a shift to and emphasis of another, if only for a transitional period of time. This kind of response allows the individual to maintain some elaborated sense of self while resolving the crisis. If the person has only one major identity, the disruption of that identity can be a strong threat to the person's sense of reality.“ (Rosenberg & Gara, 1985, S. 95)

Rosenberg und Gara stellen hiermit die Anzahl übergeordneter selbstdefinierender Bereiche („subset-superset“-Relation) in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Eine andere strukturelle Relation, die Distinktheit, und die Anzahl selbstdefinierender Bereiche wird dagegen von Linville (1987) näher beleuchtet.

Die „self-complexity buffering hypothesis“

Die „self-complexity buffering hypothesis“ von Linville (1987) besagt, daß Selbstkomplexität den Einfluß negativer Ereignisse auf physische und psychische Gesundheit modelliert. Auf dem Hintergrund eines Netzwerkmodells der kognitiven Repräsentation selbstbezogenen Wissens, wird Komplexität als die Anzahl selbstdefinierender Bereiche und deren Distinktheit definiert. Distinktheit ist als das Ausmaß der Überlappung von Bereichen bestimmt²⁹. Ist die Verbindung zweier Bereiche stark bzw. die Distinktheit

²⁸ In einem Beispiel (Ogilvie, 1987, S. 221) ist der hierarchisch höchststehende selbstdefinierende Bereich „pensionierter Geschäftsreisender“, also ein Bereich, der sich durch das Nichtausüben (pensioniert) und Vergangenheitsbezug (früherer Beruf) auszeichnet. Die Versuchsperson gibt in diesem Beispiel an, daß sie keine Zeit auf diesen Bereich verwendet. Dieser Bereich geht nicht in die Berechnung des „personal style“-Indexes ein. Offensichtlich steht ein solcher vergangenheitsbezogener selbstdefinierender Bereich außerhalb der These, daß subjektives Wohlbefinden eine Funktion der für die hierarchisch hochstehenden Bereiche aufgewendeten Zeit ist. Es wird jedoch weder ein Erklärungsmodell für die zentrale Untersuchungshypothese noch für Ausnahmen der geschilderten Art angeführt.

²⁹ Selbstdefinierende Aspekte und deren Distinktheit wurden mit Hilfe einer Sortieraufgabe bestimmt. Zunächst waren aus 33 vorselektierten Persönlichkeitseigenschaften die jeweils selbstbeschreibenden auszuwählen und diese ausgewählten Eigenschaften anschließend in Gruppen anzuordnen. Eine Eigenschaft konnte mehreren Gruppen zugewiesen werden. Die Distinktheit wurde darüber bestimmt, wie groß die Überlappung von Bereichen aufgrund der Zuordnung von Eigenschaften zu mehreren Gruppen war.

niedrig, so erhöht sich nach diesem Modell die Wahrscheinlichkeit eines „spillover process“, der eine Folge der Ausbreitung von Aktivations („spread of activation“) darstellt:

„Feelings and inferences associated with the originally activated self-aspect spill over and color feelings and inferences regarding associated self-aspects.“ (Linville, 1987, S. 664)

Je größer die Selbstkomplexität ist, desto geringer ist demnach die Anzahl der einzelnen Facetten, die von einem negativen Ereignis betroffen sind, und desto größer ist die Anzahl der Facetten, die von dem Ereignis unberührt bleiben. Linville (1987) konnte diesen postulierten Zusammenhang zwischen Komplexität der Selbstdefinitionen, belastenden Lebensereignissen und Gesundheit in einer Studie belegen. Gleichzeitig konnte sie zeigen, daß die Anzahl selbstdefinierender Bereiche allein keine Vorhersagekraft besitzt. Nach diesem Modell sollte der Verlust eines selbstdefinierenden Bereiches bei einem niedrigen Grad an Komplexität besonders negative Auswirkungen haben³⁰.

Dieses Untersuchungsergebnis scheint auf den ersten Blick dem von Thoits (1983) gefundenen negativen Zusammenhang zwischen der Anzahl selbstdefinierender Bereiche, dem Verlust eines dieser Bereiche und dem Wohlbefinden zu widersprechen. In Thoits Untersuchung wird jedoch die Distinktheit zwischen den verschiedenen Bereichen nicht erfaßt, sondern sie geht im Gegenteil sogar von deren Vernetztheit („embeddedness“) aus. Im Falle des Zutreffens dieser Annahme entspräche das Ergebnis sogar den Vorhersagen, die das Modell von Linville (1987) machen würde.

Tabelle 12 faßt die Vorhersagen der verschiedenen Modelle hinsichtlich des Verlustes von selbstdefinierenden Bereichen überblicksartig zusammen.

Zusammenfassend lassen sich folgende Untersuchungsergebnisse festhalten:

- (1) Mit steigender Anzahl selbstdefinierender Bereiche (hier: soziale Rollen) nimmt der „distress“ ab (Thoits, 1983).
- (2) Der Verlust selbstdefinierender Bereiche hat für Personen, die ursprünglich über eine große Anzahl sozialer Rollen verfügten, einen besonders starken negativen Einfluß; dies wird mit der Vernetztheit der Rollen erklärt (Thoits, 1983).
- (3) Subjektives Wohlbefinden ist zu einem bedeutenden Anteil eine Funktion der Zeit, die für übergeordnete selbstdefinierende Bereiche verwendet wird (Ogilvie, 1987).

³⁰ Es ist wichtig, den Begriff der Selbstkomplexität im Sinne von Linville (1987) nicht mit der Differenzierung der Selbstdefinition gleichzusetzen: Selbstkomplexität ist bestimmt als die Anzahl selbstdefinierender Bereiche und das Ausmaß, in dem diese Bereiche einander überlappen; Selbstdifferenzierung wird von Donahue et al. (1993) dagegen als die Unterschiedlichkeit der Selbstdefinition in verschiedenen Bereichen oder Rollen bestimmt (vgl. Block, 1961). Differenziertheit bedeutet in diesem Zusammenhang also, daß eine Person sich selbst für unterschiedliche Rollen verschiedene Eigenschaften bzw. Eigenschaftsausprägungen zuschreibt (z. B. „Als Lehrer bin ich eine sehr strenge Person, als Vater bin ich überhaupt nicht streng“). Donahue et al. (1993) konnten zeigen, daß eine hohe Selbstdifferenziertheit mit niedrigem Wohlbefinden und geringer Zufriedenheit mit den eigenen Rollen einhergeht. Donahue et al. (1993) interpretieren diese Ergebnisse als Evidenz für Theorien, nach denen Kohärenz und Integration über verschiedene Rollen als ein wesentlicher Indikator für psychische Gesundheit aufgefaßt wird (z.B. Lecky, 1945; Rogers, 1959; Block, 1961); Selbstdifferenziertheit ist dieser Auffassung zufolge als Fragmentierung, als Mangel an Kohärenz und Integration anzusehen. Die Studie von Donahue et al. (1993) untersucht jedoch ausschließlich den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Selbstdifferenzierung und Wohlbefinden und kann keine Aussagen dazu machen, welche Funktion der Selbstdifferenzierung bei Einschränkungen oder Rollenverlusten zukommt. Auf der anderen Seite macht Linville (1987) keine Vorhersagen für die direkte Beziehung zwischen Selbstkomplexität und Wohlbefinden, was ein Vergleich der beiden Konstrukte und der Untersuchungsergebnisse erschwert. Einen Hinweis auf die unterschiedliche Funktion der Konstrukte gibt ein Ergebnis von Campbell, Chew und Scratchley (1991), nach dem Selbstwertgefühl mit Selbstkomplexität positiv, mit Selbstdifferenzierung jedoch negativ zusammenhängt.

Tabelle 12: Schematische Darstellung der Annahmen verschiedener Modelle hinsichtlich der Wirkung von Verlust selbstdefinierender Bereiche

Modell	Anzahl an Bereichen	Moderator	Negative Wirkung von Verlust selbstdefinierter Bereiche
<i>Time and energy conception</i>	Hoch Niedrig	<i>Commitment</i> Niedrig Hoch	Niedrig Hoch
<i>Network-embeddedness conception</i> (Thoits, 1983)	Hoch Niedrig	<i>Embeddedness</i> Stark Gering	Hoch Niedrig
<i>Self-complexity buffering hypothesis</i> (Linville, 1987)	Hoch	<i>Distinctiveness</i> Hoch Niedrig	^a Niedrig ^b Hoch
	Niedrig	Hoch Niedrig	^c Niedrig ^d Hoch [a < c < b = d]
Rosenberg & Gara (1985)	Hoch Niedrig	<i>Superset-subset-relation</i> Superset Superset	Niedrig Hoch

(4) Je größer die Komplexität von Selbstdefinitionen, also die Anzahl selbstdefinierender Bereiche und deren Distinktheit, ist, desto geringer ist der Einfluß negativer Lebensereignisse auf die Gesundheit (Linville, 1987).

Zusammengenommen lassen diese Ergebnisse darauf schließen, daß die Anzahl selbstdefinierender Bereiche eine der wesentlichen Moderatorvariablen für die Erklärung des Zusammenhangs zwischen der Bedrohung oder dem Verlust eines selbstdefinierenden Bereiches und dem Wohlbefinden darstellt, diesen Zusammenhang jedoch nicht alleine bestimmt. Aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive stellt sich die Frage, ob die Anzahl selbstdefinierender Bereiche bzw. der Verlust eines Bereiches in verschiedenen Altersabschnitten unterschiedliche Bedeutung hat.

2.4.2 Welche Merkmale der Selbstdefinition können zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen im hohen Alter beitragen?

In diesem Abschnitt werden verschiedene strukturelle und qualitative Merkmale der Selbstdefinition vorgeschlagen, die zum Ausmaß der Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen im hohen Alter beitragen können.

Aufrechterhaltung der Selbstdefinition im hohen Alter

Ursachen von Einschränkungen können die hohe Morbidität sowie die Abnahme der Mobilität und der sensorischen Funktionstüchtigkeit (Sehschärfe und Hörgenauigkeit) sein (Whitebourne, 1985; Manton, 1990). Das Ausüben von außerhäuslichen Hobbies wie zum Beispiel sportliche Aktivitäten, Reisen, kulturelle Aktivitäten wie Museums- oder Konzertbesuche oder Besuche von Freunden oder Familienangehörigen in deren Wohnungen kann durch Einschränkungen im *Mobilitätsradius* stark beeinträchtigt oder verhindert werden. In dem extremen Fall der Mobilitätseinschränkung durch Krankheiten, die zur Bettlägerigkeit führen, ist darüber hinaus die Unabhängigkeit in der Führung des eigenen Haushalts und der Bestimmung des Tagesablaufs bedroht. Einschränkungen im Bereich des *Sehens* können zur Folge haben, daß nicht nur die selbständige Bewegungsfreiheit außer Haus beeinträchtigt wird, sondern darüber hinaus Aktivitäten wie Lesen, Schreiben oder Fernsehen unmöglich werden. Starke Einbußen der *Hörgenauigkeit* können das Hören von Musik oder Radiosendungen einschränken, zum anderen die verbale Interaktion mit Sozialpartnern (Gespräch, Telefonat) erschweren.

Nach Rosow (1973) stellt das hohe Alter eine Zeit des systematischen Rollenverlustes dar, da alte Menschen von wesentlichen Formen der sozialen Partizipation ausgeschlossen sind (z.B. Ausübung des Berufes). Anders als in anderen Lebensphasen biete die Gesellschaft keine Vorbereitung auf diese Rollenverluste, so daß sich alte Menschen ohne klare Verhaltenspräskriptionen, Normen und soziale Erwartungen einer sozial unstrukturierten Lebenswelt gegenüber sehen. Nach Rosow führt dies zu einem Verlust der sozial definierten Identität:

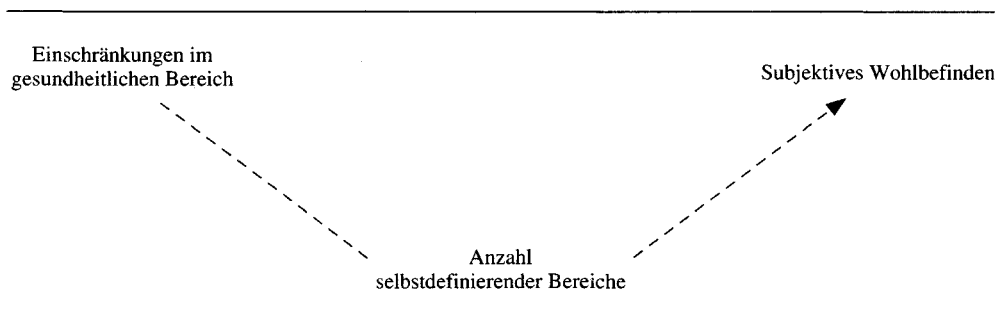
„These roles identify and describe him as a social being and are central to his very self-conceptions. The process of role loss steadily eats away at these crucial elements of social personality and converts what is to what was – or transforms the present into the past. (...) If the social self consists of roles, then role loss erodes self-conception and sacrifices social identity.“ (Rosow, 1973, S. 83)

Atchley (1982) betont, daß die Vulnerabilität der Selbstdefinition im hohen Alter auch dadurch bestimmt ist, welche Bereiche zur Selbstdefinition herangezogen werden:

„Obviously, the vulnerability of our selves to the changes aging brings depends largely on the vulnerability of the specific basis for our self-images. For example, people whose appearance is an important aspect of their ideal selves are more vulnerable to aging than those whose ideal selves are based mainly on personal qualities such as warmth toward others or being trustworthy. Generally, those who base their self-images on structural aspects of life such as roles or social position are much more vulnerable compared to others because aging predictably brings role loss and a reduction of income.“ (Atchley, 1982, S. 394)

Wie aus diesen Zitaten hervorgeht, gehen sowohl Atchley (1982) als auch Rosow (1973) implizit von der Annahme aus, die Baltes und Baltes (1990) in ihrem Modell der selektiven Optimierung durch Kompensation formulieren, nämlich daß der Verlust bestimmter selbstdefinierender Bereiche durch andere Bereiche kompensiert werden kann. Diese Annahme entspricht der zentralen These des Modells von Rosenberg und Gara (1985), nach dem der Verlust eines übergeordneten selbstdefinierenden Bereiches durch den Wechsel zu einem anderen selbstdefinierenden Bereich aufgefangen werden kann. Ein solcher Wechsel sollte um so leichter fallen, je mehr alternative Bereiche zur Verfügung stehen. Darüber hinaus ist die *Anzahl selbstdefinierender Bereiche*, die dem Individuum im Falle eines Verlustes erhalten bleiben, um so größer, je mehr dieser Bereiche zuvor bestanden, wodurch sich das Ausmaß an Kontinuität erhöht. Es wird demnach angenommen, daß der negative Einfluß von Einschränkungen um so geringer ist, je mehr verschie-

Abbildung 3: Anzahl selbstdefinierender Bereiche als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden

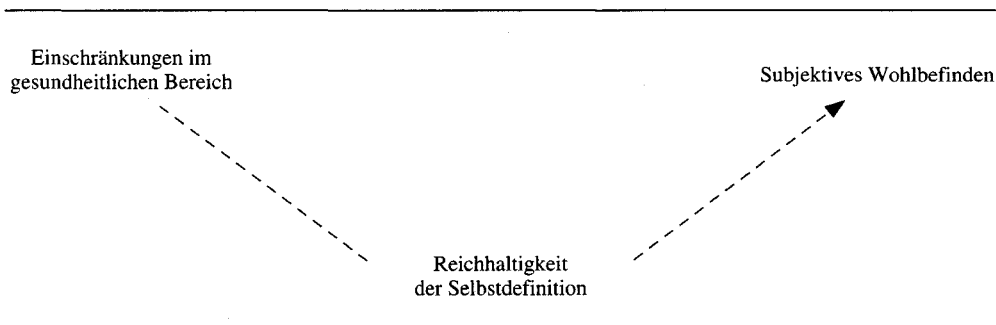


dene Bereiche eine Person zu ihrer Selbstdefinition heranzieht. Dieser Zusammenhang ist in Abbildung 3 schematisch dargestellt.

Eine Erweiterung dieser Annahme besteht in der Übertragung derselben Argumentation auf die Ebene der Aufrechterhaltung selbstdefinierender Bereiche. Es wird angenommen, daß ein selbstdefinierender Bereich bei Verlust eines seiner Aspekte um so leichter aufrechterhalten werden kann, je *reichhaltiger* er ist. Die Reichhaltigkeit eines selbstdefinierenden Bereiches ist als die Anzahl seiner verschiedenen Aspekte (bzw. Realisierungen) bestimmt. Die Anzahl verschiedener Aspekte aller selbstdefinierenden Bereiche wird als die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition bezeichnet. Es wird angenommen, daß die Selbstdefinition um so resistenter gegenüber Einschränkungen ist, je höher ihre Reichhaltigkeit ist. Da die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition als für das Wohlbefinden einer Person entscheidend angesehen wird, läßt sich die Hypothese aufstellen, daß die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition die wohlbefindensmindernden Wirkungen von Einschränkungen abschwächt (siehe Abb. 4).

Eine Integration dieser beiden Merkmale der Selbstdefinition leistet das Konzept des *Facettenreichtums* der Selbstdefinition. Als Facettenreichtum wird die Anzahl selbstdefinierender Bereiche *und* deren Reichhaltigkeit bezeichnet. Es wird angenommen, daß ein

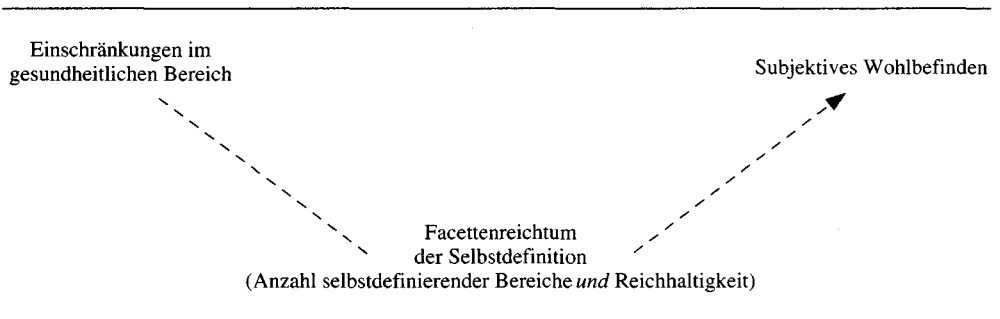
Abbildung 4: Reichhaltigkeit der Selbstdefinition als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden



großer Facettenreichtum eine *zweifache Kompensationsmöglichkeit* beinhaltet: Der Verlust eines Aspektes eines reichhaltigen selbstdefinierenden Bereiches kann von anderen Aspekten desselben Bereiches kompensiert werden, so daß der Bereich insgesamt als selbstdefinierend aufrechterhalten werden kann. Ist der Bereich dagegen ausschließlich durch diesen verlorenen Aspekt repräsentiert, so bedeutet dies, daß der gesamte Bereich nicht aufrechterhalten werden kann. Der Verlust dieses Bereiches sollte jedoch um so leichter kompensiert werden können, je mehr andere selbstdefinierende Bereiche zur Verfügung stehen. Personen mit einer facettenreichen Selbstdefinition sollten demnach auf einschränkende Lebensbedingungen mit hoher Wahrscheinlichkeit adaptiv reagieren können, indem zum einen die Reichhaltigkeit selbstdefinierender Bereiche für Verluste von Aspekten dieser Bereiche kompensieren kann und zum anderen alternative Bereiche zur Selbstdefinition zur Verfügung stehen.

Es wird also angenommen, daß eine facettenreiche Selbstdefinition besonders resistent gegenüber Einschränkungen ist. Diese Resistenz gegenüber Einschränkungen sollte sich darin äußern, daß eine facettenreiche Selbstdefinition den negativen Effekt von Einschränkungen abschwächen kann. In Abbildung 5 ist dieser Zusammenhang schematisch dargestellt.

Abbildung 5: Facettenreichtum der Selbstdefinition als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden

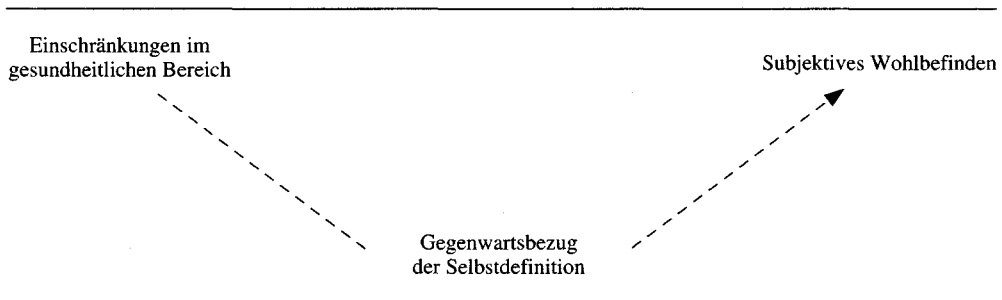


Jenseits der Anzahl: Die Bedeutung von Zeitbezug und Bewertung

Die Ergebnisse der oben referierten Modelle zur Aufrechterhaltung der Selbstdefinition (Thoits, 1983; Rosenberg & Gara, 1985; Linville, 1987; Ogilvie, 1987) lassen den Schluß zu, daß quantitative Merkmale der Selbstdefinition – Anzahl der Bereiche und Reichhaltigkeit – wesentlich zur Aufrechterhaltung der Selbstdefinition angesichts von Einschränkungen beitragen, die wohlbefindensmindernde Wirkung von Einschränkungen alleine jedoch nicht abschwächen können. Welche weiteren Merkmale der Selbstdefinition können zu einer effektiven Auseinandersetzung mit der eigenen Person und der Umwelt beitragen und die negative Wirkung von Einschränkungen mindern?

Eines dieser Merkmale ist der *Zeitbezug* der Selbstdefinition (vgl. Markus & Nurius, 1986; Markus & Wurf, 1987). Eine Selbstdefinition kann sich auf die eigene Vergangenheit, auf die Gegenwart oder die Zukunft beziehen (vgl. Abb. 1 in Abschnitt 2.2.2). Ver-

Abbildung 6: Gegenwartsbezug der Selbstdefinition als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden



gangenheitsbezogene Selbstdefinitionen sind der Bedrohung durch Einschränkungen nicht ausgesetzt. Der Verlust eines vergangenheitsbezogenen Bereiches ist kaum möglich, da ein Individuum in der Zukunft auf dieselbe Vergangenheit zurückblicken kann wie in der Gegenwart. Dies impliziert, daß eine vergangenheitsbezogene Selbstdefinition zu deren Kontinuität und Stabilität beitragen kann (vgl. Tobin, 1988). Andererseits besitzen vergangenheitsbezogene selbstdefinierende Bereiche keinen Orientierungswert für eine effektive Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Umwelt³¹. Unter der Annahme, daß die Bereitstellung eines Handlungsrahmens für die Interaktion mit der Umwelt eine der wesentlichen Funktionen der Selbstdefinition darstellt, kann demnach angenommen werden, daß dem Gegenwartsbezug der Selbstdefinition eine starke Bedeutung für das subjektive Wohlbefinden zukommt. Darüber hinaus wird postuliert, daß diese Funktion des Gegenwartsbezugs besonders dann zum Tragen kommt, wenn Einschränkungen das Gelingen der Auseinandersetzung einer Person mit sich selbst und ihrer Lebenswelt erschweren. Dieser Zusammenhang sollte sich als eine Abschwächung der negativen Wirkung von Einschränkungen auf das subjektive Wohlbefinden äußern (siehe Abb. 6).

Als eine weitere Dimension der Selbstdefinition, die das subjektive Wohlbefinden einer Person maßgeblich beeinflussen kann, wird die *Bewertung* der selbstdefinierenden Bereiche vorgeschlagen. Wie bereits in Abschnitt 2.2.3 („Aufrechterhaltung eines positiven Bildes von der eigenen Person“) erläutert wurde, gibt es eine Vielzahl an Untersuchungen, die zeigen konnten, daß die Bewertung der Selbstdefinition einen entscheidenden Einfluß auf das Wohlbefinden und vor allem auf die Bewältigung einschneidender Einschränkungen oder Verlusten hat (z.B. Taylor, 1983; Taylor, Lichtman & Wood, 1984; Afflick et al., 1987; Collins, Taylor & Skokan, 1989).

Nach Steele, (Steele & Liu, 1983; Steele, 1988; Steele, Spencer & Lynch, 1993) kann eine positive Selbstbewertung als Ressource gegenüber bedrohlichen, das heißt mit der bestehenden Selbstdefinition inkonsistenten Informationen betrachtet werden. Nicht die Auf-

³¹ Eine vornehmlich vergangenheitsbezogene Selbstdefinition sollte nur dann positive Auswirkungen aufgrund ihrer kontinuiertsverleihenden Funktion haben, wenn der Aktionsradius einer Person in hohem Maße eingeschränkt ist (z.B. im Fall von Bettlägerigkeit aufgrund einer schweren chronischen Erkrankung).

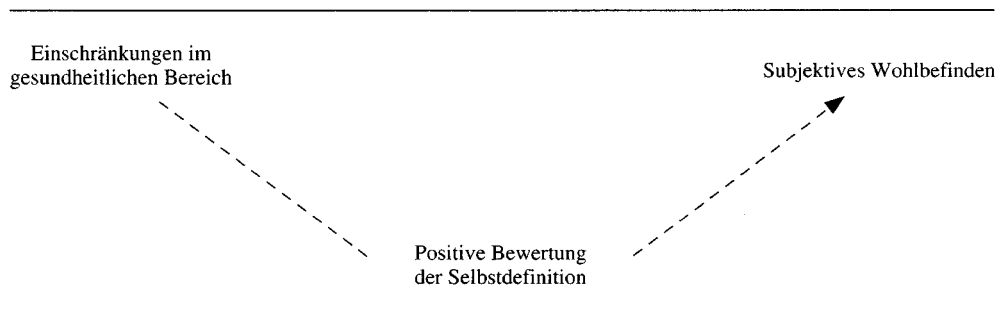
rechterhaltung jedes einzelnen selbstdefinierenden Bereiches (bzw. Merkmales) sei entscheidend, vielmehr die Aufrechterhaltung einer übergreifenden, positiven Selbstbewertung:

„It is important to stress that the goal of the system is maintenance of an overall image of self-integrity and not necessarily the dismissal of each image threat that comes along. Thus, in response to a particular threat, one has the option of leaving the threat unrationalized – that is, accepting the threat without countering it or its implications – and affirming some other important aspect of the self that reinforces overall self-adequacy.“ (Steele, Spencer und Lynch, 1993, S. 885)

Untersuchungen von Showers (1992a, 1992b) zeigen, daß über die Bewertung der Selbstdefinition hinaus die Organisation in verschiedene Bereiche einen entscheidenden Einfluß auf das Wohlbefinden eines Individuums nimmt. Zusammen mit der „self-complexity buffering hypothesis“ von Linville (1987), dem Modell von Shavelson (Shavelson, Hubner & Stanton, 1976; Shavelson & Marsh, 1986; Marsh, Byrne & Shavelson, 1992; siehe „Bin“-Modell in Abschnitt 2.2.2) legen die Arbeiten von Showers (1992a, 1992b; vgl. auch Perlham & Swann, 1989) nahe, daß ein globales Maß der Selbstbewertung für die Beantwortung der Frage nach Merkmalen, die zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen beitragen, nicht angemessen ist, sondern daß die Anzahl der positiv bzw. negativ bewerteten Bereiche berücksichtigt werden sollte. Als Maß für die positive Bewertung der Selbstdefinition soll aus diesem Grund die Anzahl positiv bewerteter Aussagen dienen.

Es wird angenommen, daß das Ausmaß der positiven Bewertung der Selbstdefinition über einen direkten Effekt auf das subjektive Wohlbefinden einer Person hinaus die wohlbefindensmindernde Wirkung von Einschränkungen abschwächen kann. In Abbildung 7 ist diese postulierte Moderatorfunktion der positiven Bewertung der Selbstdefinition dargestellt.

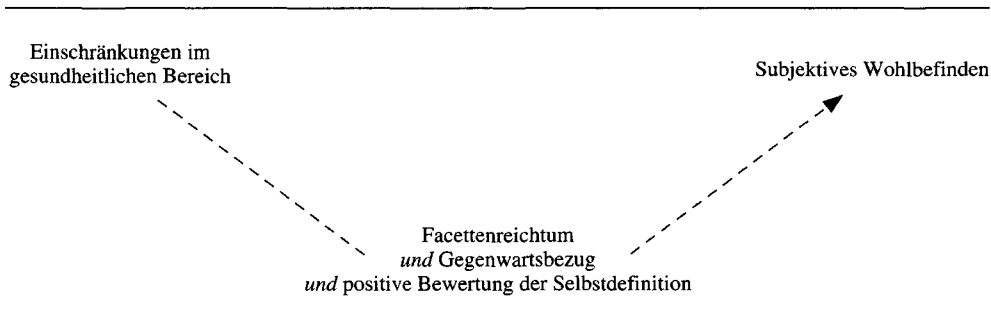
Abbildung 7: Positive Bewertung der Selbstdefinition als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden



Integration

Während bisher die Funktion der einzelnen Merkmale der Selbstdefinition betrachtet wurde, soll abschließend postuliert werden, daß eine Selbstdefinition, die über alle aufgeführten Merkmale verfügt, ein besonders großes Potential besitzt, um zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen beizutragen. Es wird angenommen, daß gerade die interaktive Wirkung von Facettenreichtum, Gegenwartsbezug und positiver Bewertung der Selbstdefinition den wohlbefindensmindernden Effekt von Einschränkungen abschwä-

Abbildung 8: Merkmalskombination: ‚Facettenreichtum‘, ‚Gegenwartsbezug‘ und ‚positive Bewertung der Selbstdefinition‘ als Moderator zwischen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden



chen kann. Die postulierte Moderatorfunktion dieser *Merkmalskombination* ist in Abbildung 8 dargestellt.

Zusammenfassung

Die verschiedenen vorgestellten Modelle zur Aufrechterhaltung der Selbstdefinition angesichts von Einschränkungen stimmen darin überein, daß die Anzahl selbstdefinierender Bereiche hierfür eine wichtige Rolle spielt, jedoch nicht alleine den negativen Effekt von Einschränkungen aufheben kann. Die Funktion dieses Merkmals der Selbstdefinition wurde aber für das hohe und sehr hohe Alter bisher empirisch noch nicht überprüft. Ein weiteres quantitatives Merkmal, das zur Invulnerabilität gegenüber den im hohen Alter zu erwartenden Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich beitragen kann, stellt die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition dar. Diese wurde als die Anzahl verschiedener Aspekte, aus denen sich die verschiedenen selbstdefinierenden Bereiche zusammensetzen, bestimmt. Es wurde weiterhin die Hypothese aufgestellt, daß die strukturellen Merkmale der Selbstdefinition ‚Anzahl der Bereiche‘ und ‚Reichhaltigkeit‘ nicht nur jeweils einzeln die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition angesichts von Einschränkungen erleichtern, sondern darüber hinaus hinsichtlich dieser Funktion miteinander interagieren. Eine facettenreiche Selbstdefinition – also eine Selbstdefinition, die über eine hohe Anzahl verschiedener Bereiche *und* eine hohe Reichhaltigkeit verfügt – sollte dieser Annahme zufolge ein besonders hohes Potential besitzen, um die negative Wirkung von Einschränkungen zu mildern.

Da die gegenwärtige Befundlage nahelegt, daß quantitative Merkmale der Selbstdefinition alleine nicht in der Lage sind, die wohlbefindensmindernde Wirkung von Einschränkungen aufzuheben, wurden zwei qualitative Merkmale der Selbstdefinition vorgeschlagen, die zur Invulnerabilität beitragen können. So wurde die Hypothese aufgestellt, daß der Gegenwartsbezug der Selbstdefinition wesentlich für eine erfolgreiche Auseinandersetzung einer Person mit sich selbst und ihrer Lebenswelt ist. Als ein weiteres Merkmal, das die negative Wirkung von Einschränkungen abschwächen könnte, wurde das Ausmaß der positiven Bewertung der Selbstdefinition vorgeschlagen.

Als eine Integration der verschiedenen Annahmen zur Funktion der einzelnen Merkmale der Selbstdefinition wurde die Hypothese aufgestellt, daß eine Selbstdefinition, die sowohl sehr facettenreich *als auch* stark gegenwartsbezogen *als auch* in hohem Maße positiv bewertet ist, ein besonders großes Potential besitzt, um zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen beizutragen.

2.5 Studie I: Untersuchungshypothesen

Aus den in den vorausgehenden Abschnitten dargestellten Theorien sollen im folgenden die Untersuchungshypothesen dieser Studie abgeleitet werden. Die Hypothesen beziehen sich zum einen auf den *Inhalt und die Dimensionen der Selbstdefinition* im hohen und sehr hohen Alter (Teil A), zum anderen auf die Merkmale der Selbstdefinition, die zur *Invulnerabilität* gegenüber Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich beitragen (Teil B).

Bevor auf die einzelnen Untersuchungshypothesen näher eingegangen wird, soll ein kurzer Überblick über das Design der Berliner Altersstudie (BASE), in deren Rahmen Studie I durchgeführt wurde, gegeben werden. Daran anschließend werden zwei Beispiele für die Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen aufgeführt, die veranschaulichen sollen, welcher Art das Datenmaterial ist, auf das sich die Hypothesen von Studie I beziehen.

Ein kurzer Überblick über das Untersuchungsdesign von Studie I

Sowohl der Inhalt und die Struktur der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter (Teil A) als auch die mögliche Funktion bestimmter Merkmale der Selbstdefinition, der negativen Wirkung von Einschränkungen entgegenzuwirken (Teil B), werden im Rahmen der Berliner Altersstudie untersucht. Das Design von BASE stellt einen Altersquerschnitt dar (detaillierte Information geben Baltes et al., 1993).

Selbstdefinitionen werden in BASE an einer nach Alter und Geschlecht stratifizierten, repräsentativen Stichprobe alter und sehr alter (West-)Berliner Bürger (N = 156) im Rahmen eines umfassenden Interviews zu „Selbst und Persönlichkeit“ mit Hilfe der offenen Frage „Wer bin ich?“ (vgl. Bugental & Zelen, 1950) erhoben³². Es handelt sich um eine mündliche Version dieses Verfahrens, bei dem zehn Sätze auf die Frage „Wer bin ich?“ generiert werden sollen. Der verbatim transkribierte Interviewabschnitt wird auf der Grundlage eines für diese Untersuchung entwickelten Kategoriensystems zunächst in codierbare Einheiten eingeteilt und in einem weiteren Auswertungsschritt hinsichtlich (1) des Inhalts (20 Bereiche), (2) der Reichhaltigkeit, (3) des Zeitbezugs und (4) der Bewertung als positiv, negativ oder neutral codiert.

Die detaillierte Codierung nach inhaltlichen Bereichen und verschiedenen Dimensionen ermöglicht es, dem zentralen Anliegen von Teil A dieser Studie nachzukommen, ein umfassendes Bild über die Selbstdefinition im hohen Alter zu gewinnen. Ein querschnittlicher Vergleich der Gruppe der alten Personen (70–85 Jahre) mit der Gruppe der sehr

³² BASE stellt eine multidisziplinäre Studie dar, die in Kapitel 3 (Methoden) näher dargestellt wird. An dieser Stelle sei jedoch darauf hingewiesen, daß die Datenbasis, auf die sich Studie I bezieht, im Rahmen der Forschungseinheit „Selbst und Persönlichkeit“ erfaßt wird. Die Variablen zur Gesundheit werden von der Forschungseinheit „Innere Medizin und Geriatrie“ erhoben.

alten Personen (85–103 Jahre) kann Aufschluß über die altersbezogenen Unterschiede der Selbstdefinition geben. Das Design von BASE – Stratifizierung der Stichprobe nach Alter und Geschlecht – erlaubt darüber hinaus die Untersuchung von möglichen geschlechtsbezogenen Unterschieden.

Anliegen von Teil B dieser Studie ist die Überprüfung von Hypothesen, nach denen die Invulnerabilität einer Person gegenüber Einschränkungen von (1) den strukturellen Merkmalen ‚Anzahl selbstdefinierender Bereiche‘ und ‚Reichhaltigkeit der Selbstdefinition‘ sowie (2) den Dimensionen ‚Zeitbezug‘ und ‚Bewertung‘ bestimmt ist. Als Indikator für die Invulnerabilität einer Person soll deren subjektives Wohlbefinden herangezogen werden. Einschränkungen werden im Bereich der Gesundheit als sensorische Funktionstüchtigkeit (Sehschärfe und Hörfähigkeit), Mobilität und Unabhängigkeit in basalen Aktivitäten des täglichen Lebens operationalisiert. Die mögliche Moderatorfunktion der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition kann als Interaktion mit gesundheitlichen Einschränkungen mit Hilfe der Methode der hierarchischen Regressionsanalyse getestet werden.

„Wer bin ich?“ Zwei Text-Beispiele

Im folgenden werden zwei Text-Protokolle von Teilnehmern der Berliner Altersstudie aufgeführt, die beispielhaft veranschaulichen sollen, wie alte und sehr alte Menschen die Frage „Wer bin ich?“ beantworteten³³. Die Protokolle haben die Form, die der Codierung zugrundelag, das heißt, die standardisierte Instruktion und Nachfragen der Interviewer sowie Wiederholungen der Aussagen der Studienteilnehmer, die keine neue Information beinhielten, wurden nicht wiedergegeben. Für die Auswertung wurden die Texte zunächst in Einheiten eingeteilt, die dann hinsichtlich des Inhalts, der Reichhaltigkeit, des Zeitbezugs und der Bewertung codiert wurden.

Beispiel 1: 100jähriger, verwitweter, alleine lebender Mann

Ich bin ein Mann von 100 Jahren. Ich bin im Laufe meines Lebens viel in der Welt rumgekommen. Letzten Endes bin ich hier in Berlin gelandet. Ich bin seit über 50 Jahren pensioniert. Nein, nicht über 50 Jahre, stimmt ja nicht, 54 seit etwa 40 Jahren pensioniert. Und habe mich als Hobby mit der Tischlerei beschäftigt. Was dazu geführt hat, daß ich einen Teil meiner jetzigen Möbel selbst hergestellt habe. Im übrigen habe ich mit meiner Frau jedes Jahr Reisen gemacht. Aber nicht so weite Reisen, wie es heute im allgemeinen üblich ist. Ich hatte in meinem Leben viele Freunde, von denen heute leider nur noch wenige übrig geblieben sind. Aber ich kann zu meiner Freude feststellen, daß ich heute mit unseren Freunden aus unserer Zeit noch sehr enge Beziehungen habe, so weit die Freunde überhaupt noch da sind. Seit etwa 20 Jahren kann ich nicht mehr lesen und schreiben, was das Leben doch sehr schwer macht. Und nachdem nun meine Frau vor kurzem gestorben ist, fühle ich mich sehr einsam und verlassen. Um mich abzulenken, habe ich, bin ich, bin ich eigentlich nur auf das Radio angewiesen. Fernsehen kann ich nicht. Wenn ich heute noch Tischlern könnte, dann wäre ich ein glücklicher Mann.

Beispiel 2: 70jährige, verwitwete, alleine lebende Frau

Also ich wurde (...) ich wurde – nein, ich wollte mal sagen, als wievieltens Kind geboren? Als sechstes Kind. Ja, von sieben, nicht? Ja, was tue ich? Ich mache nur meinen Haushalt. Was fühle ich? Ich fühle mich eigentlich sehr wohl in meiner Haut. Ja, darstellen – was stelle ich dar? Ich bin eine Frau. Ich bin ein einfacher, ein ganz einfacher Mensch. Ich stelle wenig Ansprüche. Interessieren tut mich vieles. Ich interessiere mich für das Geschehen, das Weltgeschehen – ja, alles, was in der Stadt passiert und – ja, wer bin ich? Wie soll man das nun jetzt deuten? Ich bin Witwe. Ich lebe alleine – und was wollen Sie noch wissen? Ich interessiere mich für Theater und Sport. Vor allen Dingen bin ich für meine Kinder da. Also das ist, die Familie bedeutet mir alles.

Ein kurzer Überblick über die Operationalisierung der für Studie I zentralen Maße der Selbstdefinition soll die im folgenden aufgeführten Hypothesen veranschaulichen. Zur

³³ In Anhang A sind weitere Textbeispiele aufgeführt.

Charakterisierung des *Inhalts* der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen werden Häufigkeiten als Prozent der Stichprobe, die einen bestimmten Bereich (z.B. Gesundheit) zur Bestimmung der eigenen Person thematisiert, herangezogen. Die *Anzahl selbstdefinierender Bereiche* wird als die Summe der unterschiedlichen (Lebens-)Bereiche operationalisiert, die eine Person zu der Frage „Wer bin ich?“ generiert. Thematisiert eine Person beispielsweise ausschließlich die Bereiche Familie und Tagesablauf/Alltagsroutinen, so verfügt die Selbstdefinition dieser Person über zwei verschiedene Bereiche, während die Selbstdefinition einer Person, die sich über Finanzielle Belange, Vorlieben und Abneigungen, Körperselbstbild, Interessen und Hobbies zu Hause, Soziale Beziehungen und Lebensrückblick definiert, aus sechs verschiedenen Bereichen besteht. Zur Bestimmung der *Reichhaltigkeit* der Selbstdefinition wird die Anzahl unterschiedlicher Aspekte innerhalb der selbstdefinierenden Bereiche herangezogen. So kann sich zum Beispiel der Bereich Familie bei einer Person aus den drei verschiedenen Aspekten Gute Beziehung zu den Enkeln, Schwierigkeiten mit der Tochter und Trauer um dem Tod der Ehefrau zusammensetzen, bei einer anderen Person dagegen ausschließlich aus dem einen Aspekt Schwierige Beziehung zum Ehemann.

Der Zeitbezug der Selbstdefinition wird als die Anzahl der vergangenheits-, gegenwarts- bzw. zukunftsbezogenen Äußerungen operationalisiert, die Bewertung der Selbstdefinition entsprechend als die Anzahl der explizit positiv oder negativ evaluierten bzw. rein deskriptiven Aussagen. Als positiv bzw. negativ bewertet soll eine Aussage nur dann gelten, wenn eine explizite Evaluation enthalten ist (z.B. *gutes* Verhältnis zu Freunden, „es ist sehr *schlimm*, daß ich eigentlich gar nichts mehr tue“).

2.5.1 Teil A: Wie definieren sich alte und sehr alte Menschen selbst?

Teil A von Studie I beschäftigt sich damit, *wie* sich alte und sehr alte Menschen selbst definieren. Zum einen beziehen sich die Hypothesen auf den *Inhalt* der Selbstdefinition, zum anderen auf die *strukturellen Merkmale* Anzahl selbstdefinierender Bereiche und Reichhaltigkeit sowie auf die *Dimensionen* Zeitbezug und Bewertung. Ein weiterer Bestandteil von Teil A dieser Studie besteht in der Untersuchung möglicher geschlechtsbezogener Unterschiede der inhaltlichen und strukturellen Merkmale.

Im folgenden werden zunächst die Hypothesen bezüglich des Inhalts der Selbstdefinition aufgeführt. Die Vorhersagen basieren auf der Annahme, daß die Selbstdefinition die Auseinandersetzung eines Individuums mit der eigenen Person und ihrer Lebenswelt widerspiegelt. Das hohe und sehr hohe Alter wurde in Abschnitt 2.3.3 („Hohes Erwachsenenalter“) als ein Lebensabschnitt charakterisiert, der von der Verrentung und damit einhergehend einem hohen Maß an frei einzuteilender Zeit, dem Näherücken des eigenen Todes und einem erhöhten Morbiditätsrisiko geprägt ist. Auf der Grundlage dieser Charakterisierung werden in Hypothese A.1 Erwartungen bezüglich des Inhalts der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen abgeleitet, in Hypothese A.2 bezüglich der strukturellen Merkmale und in Hypothese A.3 bezüglich der Dimensionen Zeitbezug und Bewertung.

Tabelle 13 faßt die zentralen Variablen der Hypothesen von Teil A dieser Studie und deren Auswertung zusammen. Detailliertere Informationen über die Art der Auswertung und die Analyseverfahren werden im Ergebnis-Teil dargestellt.

Tabelle 13: Überblick über die zentralen Variablen und die Auswertung der Hypothesen von Teil A (Studie I): Inhalt, Struktur und Dimensionen der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter

Merkmale der Selbstdefinition	Zentrale Variablen	Auswertung
A.1 Inhalt	Inhaltliche Bereiche: – Gesundheit – Alltagskompetenz – Tagesablauf/Alltagsroutinen – Interessen/Hobbies zu Hause – Lebensbilanz/Lebensrückblick – Nachdenken über Tod/Sterben – Interessen/Hobbies außer Haus	(a) Rangordnung der Häufigkeit selbstdefinierender Bereiche (deskriptiv) (b) Vergleich von Altersgruppen („Alte“ vs. „sehr Alte“) (χ^2 -Tests) (c) Vergleich von Männern und Frauen (χ^2 -Tests)
A.2 Struktur	– Anzahl selbstdefinierender Bereiche (N) – Reichhaltigkeit (R) – Facettenreichtum (N \times R)	Interindividuelle Unterschiede (a) Alter (korrelativ) (b) Gesundheit (korrelativ)
A.3 Dimensionen	– Zeitbezug – Bewertung	Interindividuelle Unterschiede (a) Alter (korrelativ) (b) Gesundheit (korrelativ)

Beschreibung der Überprüfung der Hypothesen von Teil A

Hypothese A.1: Bezogen auf den *Inhalt* der Selbstdefinition wird angenommen, daß die Salienz der im folgenden aufgeführten Bereiche im hohen Alter sehr hoch ist. Dies sollte sich in der Häufigkeit, mit der sie von alten und sehr alten Menschen als selbstdefinierend thematisiert werden, widerspiegeln. Darüber hinaus wird angenommen, daß die Wichtigkeit der aufgeführten Bereiche mit zunehmendem Alter für die Selbstdefinition *steigt* und sich dies in *Unterschieden* der Häufigkeit, mit der diese Bereiche herangezogen werden, zwischen den ‚Alten‘ (70–84 Jahre) und ‚sehr Alten‘ (85–100 Jahre und älter) ausdrückt.

– Gesundheit

Da die Gesundheit mit zunehmendem Alter mit hoher Wahrscheinlichkeit schlechter wird, sollte dieser Bereich eine höhere Salienz für die Selbstdefinition älterer Menschen bekommen: entweder weil eine Person gesünder ist als von der Altersnorm her erwartet würde, oder weil sie krank und dadurch eingeschränkt ist.

– Alltagskompetenz

Eine der Folgen verschlechterter Gesundheit ist die Bedrohung oder gar der Verlust der Unabhängigkeit in der Lebensführung. Die Kompetenz, die Anforderungen des Alltags selbständig zu bewältigen, sollte daher für alte und insbesondere sehr alte Menschen von hoher Salienz sein.

– Tagesablauf/Alltagsroutinen

Da Menschen in diesem Alter keinen Beruf mehr ausüben, der ihren Tag strukturiert, könnten der Tagesablauf und Alltagsroutinen, die ihn leiten, an Wichtigkeit zunehmen. Alltagsroutinen können auch als ein Bereich dienen, der eine Kompensationsmöglichkeit für berufliche und andere Aktivitäten darstellt.

– Interessen und Hobbies zu Hause

Es wird angenommen, daß die aufgrund der Verrentung gestiegene freie Zeit die Möglichkeit eröffnet, sich stärker mit Interessen und Hobbies zu beschäftigen. Da die Mobilität mit zunehmendem Alter jedoch abnimmt, sollten solche Hobbies und Interessen an Wichtigkeit zunehmen, die zu Hause ausgeübt werden können.

– Lebensbilanz/Lebensrückblick

Nach Eriksons Theorie der psychosozialen Krisen (z.B. Erikson, 1982) sollte das Nachdenken über das eigene Leben, der Lebensrückblick und die Lebensbilanzierung eines der vorherrschenden Themen im hohen Alter sein. Ausgehend von dieser Annahme, sollte dieser Bereich mit großer Wahrscheinlichkeit im hohen Alter als selbstdefinierend angesehen werden.

– Nachdenken über Tod und Sterben

Älter zu werden bedeutet auch, sich dem Ende des Lebens zu nähern. Es kann angenommen werden, daß mit zunehmendem Alter die Auseinandersetzung mit Tod und Sterben zunimmt und damit auch mit höherer Wahrscheinlichkeit in die Selbstdefinition Eingang findet.

Eine *geringe Wichtigkeit und Abnahme* der Salienz für die Selbstdefinition wird für den folgenden Bereich erwartet:

– Interessen und Hobbies außer Hause

Aufgrund der im hohen Alter zu erwartenden gesundheitlichen Einschränkungen sollten Interessen und Hobbies außer Haus an Wichtigkeit für die Selbstdefinition verlieren.

Hypothese A.2: Bezogen auf strukturelle Merkmale der Selbstdefinition lassen sich folgende Vorhersagen machen:

Es wird angenommen, daß sowohl die Anzahl unterschiedlicher selbstdefinierender Bereiche als auch deren Reichhaltigkeit (Anzahl unterschiedlicher Aspekte) aufgrund der zunehmenden Einschränkungen und Rollenverluste im hohen Alter abnimmt (vgl. Waterman & Archer, 1990).

Hypothese A.3: Hinsichtlich der beiden Dimensionen Zeitbezug und Bewertung werden die folgenden Unterschiede zwischen alten und sehr alten Menschen erwartet:

- Ausgehend von der Annahme, daß der (Lebens-)Rückblick mit zunehmendem Alter an Salienz gewinnt, wird erwartet, daß der Zukunfts- und Gegenwartsbezug der Selbstdefinition zugunsten des Vergangenheitsbezugs abnimmt.
- Die mit zunehmendem Alter ungünstiger werdende Gewinn-Verlust-Balance (Heckhausen, Dixon & Baltes, 1989; Baltes & Baltes, 1990) sollte sich in einer Zunahme an negativ bewerteten und einer Abnahme an positiv bewerteten selbstdefinierenden Bereichen ausdrücken.

Darüber hinaus sollen im Rahmen von Teil A dieser Studie überprüft werden, ob sich Männer und Frauen im hohen und sehr hohen Alter hinsichtlich des Inhalts, der strukturellen Merkmale und der Dimensionen Zeitbezug und Bewertung der Selbstdefinition voneinander unterscheiden.

2.5.2 Teil B: Schützen Merkmale der Selbstdefinition vor der wohlbefindensmindernden Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen im hohen Alter?

In Teil B von Studie I soll der Frage nachgegangen werden, welche Merkmale der Selbstdefinition die negative Auswirkung gesundheitlicher Einschränkungen mildern können:

(B.1) Der erste Teil dieses Hypothesenkomplexes bezieht sich auf die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition angesichts von Einschränkungen und Verlusten. *Die Anzahl selbstdefinierender Bereiche und die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition werden als Ressourcen aufgefaßt, die die Wahrscheinlichkeit der Aufrechterhaltung der Selbstdefinition angesichts von Einschränkungen erhöhen.*

Auf der Grundlage von Befunden aus der Literatur zur Funktion der Stabilität der Selbstdefinition (siehe Abschnitt 2.2.3) kann angenommen werden, daß die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition einen entscheidenden Einfluß auf das subjektive Wohlbefinden einer Person nimmt. Es wird postuliert, daß die Selbstdefinition angesichts von Einschrän-

kungen um so leichter aufrechterhalten werden kann, (1) je größer die Anzahl verschiedener, selbstdefinierender Bereiche ist, (2) je größer die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition ist, und (3) je größer die Anzahl selbstdefinierender Bereiche *und* die Reichhaltigkeit sind (interaktive Wirkung). Auf der Grundlage dieser Annahmen wird die Hypothese aufgestellt, daß die Anzahl selbstdefinierender Bereiche und die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition die negative Wirkung von Einschränkungen auf das subjektive Wohlbefinden einer Person abschwächen können.

(B.2) Der zweite Teil dieses Hypothesenkomplexes befaßt sich mit dem Zeitbezug und der Bewertung der Selbstdefinition. *Es wird angenommen, daß sowohl der Zeitbezug als auch die Bewertung der Selbstdefinition einen entscheidenden Einfluß auf das Wohlbefinden einer Person nehmen. Darüber hinaus wird postuliert, daß (1) ein hoher Gegenwartsbezug und (2) eine große Anzahl positiver Bewertungen innerhalb der Selbstdefinition den negativen Effekt von Verlusten und Einschränkungen in der Lebenswelt alter und sehr alter Menschen abschwächen können.*

(1) Zum einen wird angenommen, daß der *Gegenwartsbezug* der Selbstdefinition eine wichtige Rolle für deren handlungsleitende Funktion einnimmt. Die erfolgreiche Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Umwelt gilt als einer der wesentlichen Faktoren für erfolgreiches Altern, als deren Indikator subjektives Wohlbefinden angesehen werden kann (siehe im Abschnitt 2.3.3 „Erfolgreiches Altern“). Es wird angenommen, daß die positive Wirkung des Gegenwartsbezugs der Selbstdefinition auf das subjektive Wohlbefinden einer Person insbesondere angesichts von Einschränkungen deutlich wird. Es wird postuliert, daß im Falle von Einschränkungen, die die bestehenden Person-Umwelt-Interaktionsmuster bedrohen können, ein hoher Gegenwartsbezug der Selbstdefinition aufgrund seiner handlungsleitenden Funktion den negativen Effekt von Einschränkungen auf das subjektive Wohlbefinden einer Person abschwächen kann.

(2) Auf der Grundlage der aus der Literatur bekannten Befundlage kann angenommen werden, daß die *positive Bewertung* der Selbstdefinition eng mit der Höhe des subjektiven Wohlbefindens zusammenhängt (vgl. im Abschnitt 2.2.3 „Aufrechterhaltung eines positiven Bildes von der eigenen Person“). Über diesen direkten Effekt der Bewertung der Selbstdefinition auf subjektives Wohlbefinden hinaus wird postuliert, daß die positive Bewertung der Selbstdefinition der negativen Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen entgegenwirken kann.

(B.3) Abschließend soll ein *integratives Modell* getestet werden. Hierbei werden die auf die reine Anzahl bezogenen strukturellen Merkmale der Selbstdefinition und die Dimensionen Zeitbezug sowie Bewertung hinsichtlich ihrer *gemeinsamen* Wirkung auf subjektives Wohlbefinden betrachtet. Es soll dabei untersucht werden, inwieweit gerade die interaktive Wirkung von Facettenreichtum, Gegenwartsbezug und positiver Bewertung der Selbstdefinition zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen beitragen kann. *Das heißt, es wird angenommen, daß ein hoher Facettenreichtum und ein starker Gegenwartsbezug und eine sehr positive Bewertung der Selbstdefinition mit großer Wahrscheinlichkeit dazu in der Lage sind, vor der wohlbefindensmindernden Wirkung von Einschränkungen zu schützen.*

Tabelle 14 gibt einen Überblick über die drei Hypothesenkomplexe und deren regressionsanalytische Auswertung. Wie aus dieser Tabelle hervorgeht, stellt in allen Hypothesen von Teil B dieser Studie das *subjektive Wohlbefinden* einer Person die abhängige Variable dar. Subjektives Wohlbefinden kann als ein Indikator für eine gelungene Person-

Tabelle 14: Überblick über die zentralen Variablen und die Auswertung der Hypothesen von Teil B (Studie I): Welche Merkmale der Selbstdefinition schützen vor negativer Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen?

Zentrale Variablen			Regressionsanalyse			
Prädiktor-Variablen		Kriteriumsvariable	Schritt 1	Schritt 2	Schritt 3	Weitere Schritte
Merkmale der Selbstdefinition		Gesundheitliche Einschränkungen (E)	Subjektives Wohlbefinden			
B.1 Struktur	(1) Anzahl der Bereiche (N)		N	E	$N \times E$	
	(2) Reichhaltigkeit (R)		R	E	$R \times E$	
	(3) Facettenreichtum (Interaktion $N \times R$)		F	E	$F \times E$	
B.2 Dimensionen	(1) Gegenwartsbezug (G)		G	E	$G \times E$	
	(2) Positive Bewertung (P)		P	E	$P \times E$	
B.3 Integration	Interaktion:		F	E	$F \times G$	4: $F \times E, G \times E, P \times E$
	Facettenreichtum ($F = N \times R$)		G		$F \times P$	5: $F \times G \times P$
	Gegenwartsbezug (G)		P		$G \times P$	6: $F \times G \times E, F \times P \times E, G \times P \times E$
	Positive Bewertung (P)					7: $F \times P \times G \times E$

Umwelt-Interaktion angesehen werden bzw. als Indikator dafür, daß die Selbstdefinition ihre orientierungsstiftende und handlungsleitende Funktion erfüllt (siehe Abschnitt 2.2.3).

Es soll an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß es *nicht* das Anliegen der vorliegenden Arbeit ist, ein vollständiges Modell über subjektives Wohlbefinden im hohen Alter aufzustellen und zu überprüfen. Es geht vielmehr darum, Merkmale der *Selbstdefinition* alter und sehr alter Menschen zu identifizieren, die zum subjektiven Wohlbefinden im hohen Alter beitragen und den negativen Effekt von Einschränkungen abschwächen können, ohne gleichzeitig anzunehmen, daß subjektives Wohlbefinden durch diese Prozesse weitgehend oder vollständig determiniert ist.

Da angenommen wird, daß Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich eine der größten Bedrohungen für die Kontinuität der Selbstdefinition im hohen Alter darstellen und eine negative Wirkung auf das Wohlbefinden einer Person haben (vgl. im Abschnitt 2.4.2 „Aufrechterhaltung der Selbstdefinition im hohen Alter“), stellen Einschränkungen im Bereich der Gesundheit (sensorische Funktionstüchtigkeit, Mobilität, Unabhängigkeit in Basisaktivitäten des täglichen Lebens) die unabhängige Variable dar.

Beschreibung der Regressionsanalysen zur Überprüfung der Hypothesen von Teil B

(B.1) Funktion struktureller Merkmale der Selbstdefinition. Die Hypothesen werden in einzelnen Schritten formuliert, die getrennt überprüfbar sind.

B.1 (a) Je größer die Anzahl verschiedener Bereiche ist, die eine Person zu ihrer Selbstdefinition heranzieht, desto leichter kann ein einschränkungsbedingter Verlust eines Bereiches kompensiert werden, da alternative Bereiche zur Selbstdefinition zur Verfügung stehen. Auf diese Weise trägt eine hohe Anzahl selbstdefinierender Bereiche zur Aufrechterhaltung der Selbstdefinition angesichts von Einschränkungen bei. Ausgehend von der Annahme, daß die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition wesentlich zum Wohlbefinden einer Person beiträgt, wird vorhergesagt, daß der negative Effekt von Einschränkungen durch eine große Anzahl selbstdefinierender Bereiche abgeschwächt werden kann.

$$\begin{aligned} Y &= b_0 + b_1N && (1. \text{ Schritt}) \\ &+ b_3E && (2. \text{ Schritt}) \\ &+ b_5N \times E && (3. \text{ Schritt}) \end{aligned}$$

Y = Subjektives Wohlbefinden

N = Anzahl selbstdefinierender Bereiche

E = Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich

(Regressionsgleichung 1)

Im ersten Schritt der hierarchischen Regressionsanalyse wird der Haupteffekt der Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche (N) auf subjektives Wohlbefinden (Y) getestet, um zu überprüfen, ob, und gegebenenfalls einen wie starken, direkten Einfluß dieses strukturelle Merkmal der Selbstdefinition auf das Wohlbefinden einer Person nimmt. Der Haupteffekt von gesundheitlichen Einschränkungen (E) wird im zweiten Schritt überprüft; es wird angenommen, daß gesundheitliche Einschränkungen eine negative Wirkung auf das subjektive Wohlbefinden haben.

Entscheidend für die Überprüfung der postulierten Moderatorfunktion der Anzahl an Bereichen ist der dritte Schritt dieser hierarchischen Regressionsanalyse, in der der Effekt der Interaktion zwischen der Anzahl selbstdefinierender Bereiche und Einschränkungen (N × E) für die Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden getestet wird. Indem die Interaktion im letzten Schritt in die Regressionsanalyse eingeht, ist es möglich zu überprüfen, ob die Interaktion über die Haupteffekte und deren additive Verknüpfung hinaus einen bedeutsamen Anteil der Varianz des Kriteriums aufklären kann (Cohen, 1978; Cohen & Cohen, 1983).

B.1 (b) Je größer die *Reichhaltigkeit* eines selbstdefinierenden Bereiches ist, desto leichter kann er trotz Einschränkungen und Verlusten aufrechterhalten werden, da der Verlust eines Aspektes eines reichhaltigen selbstdefinierenden Bereiches von anderen Aspekten desselben Bereiches kompensiert werden kann. Ein reichhaltiger Bereich kann somit insgesamt leichter als selbstdefinierend aufrechterhalten werden. Eine reichhaltige Selbstdefinition kann damit als resistenter gegenüber einschränkenden Lebensbedingungen angesehen werden. Es wird vorhergesagt, daß eine reichhaltige Selbstdefinition auf diese Weise die negative Wirkung von Einschränkungen mildert.

Diese Hypothese kann – analog zu Hypothese B.1 (a) – regressionsanalytisch überprüft werden. In einem ersten Schritt kann der Haupteffekt der Reichhaltigkeit der Selbstdefinition (R) auf subjektives Wohlbefinden (Y) getestet werden. In den zweiten Schritt geht wiederum der Haupteffekt von gesundheitlichen Einschränkungen (E) ein. In einem dritten Schritt wird der Moderatoreffekt der Reichhaltigkeit als Interaktion zwischen der Reichhaltigkeit der Selbstdefinition und Einschränkungen ($R \times E$) für die Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden als multiplikative Verknüpfung der beiden Prädiktoren getestet.

$$\begin{aligned} Y &= b_0 + b_1R & (1. \text{ Schritt}) \\ &+ b_2E & (2. \text{ Schritt}) \\ &+ b_3R \times E & (3. \text{ Schritt}) \end{aligned}$$

Y = Subjektives Wohlbefinden

R = Reichhaltigkeit der Selbstdefinition

E = Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich

(Regressionsgleichung 2)

B.1 (c) Je größer der *Facettenreichtum* der Selbstdefinition, das heißt die Anzahl verschiedener Bereiche und die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition ist, desto wahrscheinlicher kann der Verlust einzelner Aspekte eines selbstdefinierenden Bereiches und ganzer selbstdefinierender Bereiche kompensiert werden, da sowohl alternative Aspekte innerhalb eines selbstdefinierenden Bereiches als auch alternative Bereiche zur Verfügung stehen. Es wird angenommen, daß eine facettenreiche Selbstdefinition aufgrund ihrer hohen Ressourcen gegenüber Einschränkungen weniger anfällig ist und daher deren wohlbefindensmindernden Einfluß abschwächen kann.

Die dritte Hypothese dieses Komplexes bezieht sich auf die gleichzeitige Berücksichtigung der beiden strukturellen Merkmale Anzahl selbstdefinierender Bereiche (N) und Reichhaltigkeit (R), dem Facettenreichtum der Selbstdefinition ($N \times R$). Es wird angenommen, daß eine facettenreiche Selbstdefinition eine zweifache Kompensationsmöglichkeit angesichts von Einschränkungen (E) bietet. Zum einen wird postuliert, daß eine reichhaltige Selbstdefinition im Falle von Einschränkungen die Wahrscheinlichkeit der Aufrechterhaltung eines selbstdefinierenden Bereiches durch die Bereitstellung alternativer Aspekte dieses Bereiches erhöht (vgl. Hypothese B.1 [b]). Zum anderen wird angenommen, daß eine hohe Anzahl selbstdefinierender Bereiche die Kompensation des Verlustes eines selbstdefinierenden Bereiches aufgrund von Einschränkungen erleichtern kann (vgl. Hypothese B.1 [a]).

Dieser postulierte *zweifache* Kompensationsmechanismus des Facettenreichtums soll durch eine multiplikative Verknüpfung der beiden Aspekte Anzahl selbstdefinierender Bereiche und Reichhaltigkeit der Selbstdefinition ($F = N \times R$) ausgedrückt werden. In einem ersten Schritt wird der Haupteffekt des Facettenreichtums (F), in einem zweiten Schritt der Effekt einschränkender Lebensbedingungen (E) bestimmt, im letzten Schritt der postulierte Moderatoreffekt des Facettenreichtums als eine Interaktion mit einschränkenden Lebensbedingungen ($F \times E$) getestet.

$$\begin{aligned} Y &= b_0 + b_1F & (1. \text{ Schritt}) \\ &+ b_2E & (2. \text{ Schritt}) \\ &+ b_3F \times E & (3. \text{ Schritt}) \end{aligned}$$

Y = Subjektives Wohlbefinden

F = Facettenreichtum

E = Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich

(Regressionsgleichung 3)

(B.2) *Funktion der Dimensionen der Selbstdefinition.* Es wird angenommen, daß die Dimensionen Zeitbezug und Bewertung der Selbstdefinition der negativen Wirkung von Einschränkungen auf subjektives Wohlbefinden entgegenwirken. Auch diese Hypothesen werden regressionsanalytisch formuliert.

B.2 (a) Der *Gegenwartsbezug* der Selbstdefinition bietet einen für die Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Umwelt effektiven, handlungsleitenden Orientierungsrahmen. Je höher der Gegenwartsbezug der Selbstdefinition ist, desto besser kann die Selbstdefinition dieser handlungsleitenden Funktion nachkommen, was sich in einem hohen Maß an subjektivem Wohlbefinden äußert. Darüber hinaus schwächt ein hoher Gegenwartsbezug der Selbstdefinition aufgrund seiner handlungsleitenden Funktion den negativen Effekt von Einschränkungen auf das subjektive Wohlbefinden einer Person ab.

In einem ersten Schritt der hierarchischen Regressionsanalyse wird der Haupteffekt des Gegenwartsbezuges der Selbstdefinition (G) auf subjektives Wohlbefinden (Y) getestet, um den postulierten direkten, positiven Effekt zu überprüfen. Der Haupteffekt gesundheitlicher Einschränkungen (E) geht – wie auch in den Hypothesen B.1 – im zweiten Schritt in die Analyse ein. Die Überprüfung des postulierten Interaktionseffektes zwischen dem Gegenwartsbezug der Selbstdefinition und gesundheitlichen Einschränkungen ($G \times E$) in der Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden wird in einem dritten Schritt als deren multiplikative Verknüpfung vorgenommen.

$$Y = b_0 + b_1 G \quad (1. \text{ Schritt})$$

$$+ b_3 E \quad (2. \text{ Schritt})$$

$$+ b_5 G \times E \quad (3. \text{ Schritt})$$

Y = Subjektives Wohlbefinden

G = Gegenwartsbezug der Selbstdefinition

E = Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich (Regressionsgleichung 4)

B.2 (b) Je *positiver* die *Bewertung* der Selbstdefinition ist, desto höher ist das subjektive Wohlbefinden einer Person. Über diesen direkten Effekt hinaus kann die positive Bewertung der Selbstdefinition die negative Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen abschwächen.

Der postulierte direkte Effekt der positiven Bewertung (P) auf subjektives Wohlbefinden (Y) kann als Haupteffekt in einem ersten Schritt einer hierarchischen Regressionsanalyse überprüft werden. Die Überprüfung des Moderatoreffektes der positiven Bewertung, das heißt die abschwächende Wirkung des negativen Effektes gesundheitlicher Einschränkungen (E), wird als Interaktion zwischen diesen beiden Prädiktoren ($P \times E$) in der Vorhersage für subjektives Wohlbefinden vorgenommen.

$$Y = b_0 + b_1 P \quad (1. \text{ Schritt})$$

$$+ b_3 E \quad (2. \text{ Schritt})$$

$$+ b_5 P \times E \quad (3. \text{ Schritt})$$

Y = Subjektives Wohlbefinden

P = Positive Bewertung der Selbstdefinition

E = Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich (Regressionsgleichung 5)

(B.3) *Integration.* In einem letzten Analyseschritt soll der *gemeinsame* Effekt, das heißt die Interaktion der Merkmale Facettenreichtum, Gegenwartsbezug und positive Bewertung der Selbstdefinition, hinsichtlich ihrer möglichen abschwächenden Wirkung des negativen Effektes gesundheitlicher Einschränkungen überprüft werden. Es soll in diesem Modell untersucht werden, inwieweit gerade die interaktive Wirkung zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen beiträgt. Das heißt, es wird angenommen, daß ein hoher Facettenreichtum *und* ein starker Gegenwartsbezug *und* eine sehr positive Bewertung der Selbstdefinition mit großer Wahrscheinlichkeit dazu in der Lage sind, vor der wohlbefindensmindernden Wirkung von Einschränkungen zu schützen.

(B.3) Es wird angenommen, daß die eine Selbstdefinition, die sehr facettenreich und gegenwartsbezogen und positiv bewertet ist, die negative Wirkung von Einschränkungen abschwächen kann. Diese postulierte *gemeinsame* Wirkung der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition wird als deren Interaktion ausgedrückt.

$$\begin{aligned}
 Y &= b_0 + b_1F + b_2G + b_3P & (1. \text{ Schritt}) \\
 &+ b_4E & (2. \text{ Schritt}) \\
 &+ b_5F \times G + b_6F \times P + b_7G \times P & (3. \text{ Schritt}) \\
 &+ b_8F \times E + b_9G \times E + b_{10}P \times E & (4. \text{ Schritt}) \\
 &+ b_{11}F \times G \times P & (5. \text{ Schritt}) \\
 &+ b_{12}F \times G \times E + b_{13}F \times P \times E + b_{14}G \times P \times E & (6. \text{ Schritt}) \\
 &+ b_{15}F \times G \times P \times E & (7. \text{ Schritt})
 \end{aligned}$$

Y = Subjektives Wohlbefinden

F = Facettenreichtum

G = Gegenwartsbezug der Selbstdefinition

P = Positive Bewertung

E = Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich

(Regressionsgleichung 6)

Da die Haupteffekte von Facettenreichtum (F), Gegenwartsbezug (G) und positiver Bewertung (P) der Selbstdefinition bereits in den vorhergehenden Regressionsanalysen getestet werden, ist es an dieser Stelle nicht mehr notwendig, ihre jeweils spezifische Wirkung auf das subjektive Wohlbefinden (Y) in einzelnen Schritten zu testen. Die Effekte der Interaktionen zwischen diesen Merkmalen der Selbstdefinition ($[F \times G]$, $[F \times P]$ und $[G \times P]$) sollen in einem weiteren Schritt hinsichtlich ihrer Wirkung auf das subjektive Wohlbefinden überprüft werden. Da die einfachen Interaktionen der einzelnen Merkmale der Selbstdefinition ebenfalls in den vorhergehenden Regressionsanalysen hinsichtlich ihres prädiktiven Wertes für subjektives Wohlbefinden getestet werden (vgl. Regressionsgleichungen 3 bis 5), werden sie in dieser Analyse in einem Schritt zusammengefaßt (Schritt 4). Als letzter Schritt der hierarchischen Regressionsanalyse wird schließlich der postulierte Moderatoreffekt von Facettenreichtum, Gegenwartsbezug und positiver Bewertung der Selbstdefinition als Interaktion mit gesundheitlichen Einschränkungen ($F \times G \times P \times E$) getestet. Es wird erwartet, daß diese Interaktion über die Haupteffekte und Interaktionen niederer Ordnung hinaus einen signifikanten Anteil der Varianz von subjektivem Wohlbefinden aufklären kann.

2.5.3 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurden die Untersuchungshypothesen für Studie I dieser Arbeit vorgestellt. Studie I findet im Rahmen der Berliner Altersstudie (BASE) statt, die eine Querschnittuntersuchung an einer nach Alter und Geschlecht stratifizierten Stichprobe alter und sehr alter Menschen darstellt.

Teil A dieser Studie bezieht sich darauf, wie sich alte und sehr alte Menschen selbst definieren. Es wird angenommen, daß sich die Auseinandersetzung eines Individuums mit sich selbst und seiner Lebenswelt in der Selbstdefinition widerspiegelt. Es wurden Hypothesen bezüglich der Salienz bestimmter (Lebens-)Bereiche für die Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen aufgestellt, die sich in der Häufigkeit zeigen sollten, mit der sie von dieser Altersgruppe zur Selbstdefinition herangezogen werden (*Inhalt* der Selbstdefinition). Darüber hinaus wird angenommen, daß sich Altersgruppenunterschiede hinsichtlich der Häufigkeit, mit der die Bereiche als selbstdefinierend thematisiert werden, zeigen. Hypothesen zu interindividuellen Unterschieden in der *Struktur* der Selbstdefinition

(Anzahl der Bereiche, Reichhaltigkeit) und der *Dimensionen* (Zeitbezug und Bewertung) wurden in bezug auf deren Zusammenhänge mit dem Alter und gesundheitlichen Einschränkungen formuliert (vgl. Tab. 13).

Teil B dieser Studie befaßt sich damit, welche Merkmale der Selbstdefinition vor der negativen Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen, die im hohen Alter zu erwarten sind, schützen können. Es wurde die Hypothese aufgestellt, daß eine hohe Anzahl selbstdefinierender Bereiche und die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition Merkmale darstellen, die die Invulnerabilität – operationalisiert als subjektives Wohlbefinden – gegenüber Einschränkungen erhöhen. Als weitere Merkmale, die zum Wohlbefinden einer Person beitragen können, wurden der Gegenwartsbezug und die positive Bewertung der Selbstdefinition vorgeschlagen. Es wird angenommen, daß diese Dimensionen – über diesen direkten Effekt hinaus – dazu beitragen können, die wohlbefindensmindernde Wirkung von Einschränkungen abzumildern. Diese Merkmale sollen nicht nur einzeln hinsichtlich ihres möglichen Einflusses auf das subjektive Wohlbefinden überprüft werden, sondern auch in bezug auf eine mögliche gemeinsame Wirkung. Die verschiedenen regressionsanalytischen Auswertungsschritte zur Überprüfung der Hypothesen von Teil B dieser Studie sind in Tabelle 14 zusammengefaßt.

2.6 Studie II: Überprüfung der temporalen Stabilität der Selbstdefinition

Eine der Voraussetzungen für die Untersuchung der in vorangehenden Abschnitten dargestellten Hypothesen von Studie I – Inhalt und Funktion der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter – besteht in der Annahme, daß die verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition in dieser Altersgruppe eine hinreichende zeitliche Stabilität besitzen. Aus diesem Grund wird in einer zusätzlichen Studie die Stabilität der mit Hilfe des Verfahrens „Wer bin ich?“ erfaßten Selbstdefinition an einer Stichprobe von alten und sehr alten Menschen untersucht. Da das Design und Vorgehen von BASE die Klärung dieser Frage nicht erlaubt, wird die temporale Stabilität der Selbstdefinition an einer von BASE unabhängigen Stichprobe durch zweimalige Erhebung im Abstand von acht Wochen mit Hilfe des Verfahrens „Wer bin ich?“ untersucht.

Die temporale Stabilität soll erstens für den Inhalt der Selbstdefinition, die für Teil A von Studie I von besonderer Relevanz ist, untersucht werden, und zweitens für die für Teil B von Studie I zentralen Merkmale der Selbstdefinition.

Kapitel 3

Methoden

In diesem Kapitel wird zunächst die Erfassung der Selbstdefinition erläutert. Die Wahl des in der vorliegenden Arbeit verwendeten offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ war vor allem von theoretischen Überlegungen geleitet, die sich auf die kognitive Struktur der Selbstdefinition stützen. Am Ende des ersten Abschnitts wird das in dieser Untersuchung angewendete inhaltsanalytische Vorgehen vorgestellt: die Entwicklung eines Kategoriensystems und ein Verfahren zur Segmentierung von Verbalprotokollen. Im anschließenden Abschnitt wird das Design der Berliner Altersstudie (BASE) vorgestellt, in deren Rahmen die für die hier vorzustellende Untersuchung relevanten Daten gesammelt wurden. Abschließend werden die Untersuchungsstichprobe, das Vorgehen bei der Datenerhebung und die Meßinstrumente beschrieben³⁴.

3.1 Erfassung der Selbstdefinition

Um zu erfassen, wie sich eine Person definiert, stehen vor allem zwei Arten von Erhebungsverfahren zur Verfügung: (1) Bei *reaktiven Verfahren* werden vorgegebene Aussagen bzw. Adjektive hinsichtlich des Ausmaßes des Zutreffens auf die eigene Person beurteilt. (2) Unter einem *offenen Verfahren* wird verstanden, daß Personen selbstbezogene Information frei generieren. Im folgenden Abschnitt werden diese beiden Ansätze vorgestellt. Es wird argumentiert, daß offene gegenüber reaktiven Verfahren für die Untersuchung der Fragestellungen der vorliegenden Arbeit – trotz ihrer Probleme – entscheidende Vorteile besitzen können.

Offene versus reaktive Verfahren

Es gibt eine Vielzahl reaktiver Verfahren zur Erfassung der Selbstdefinition – Wylie (1974) widmet einen 433 Seiten umfassenden Band von „The self-concept“ allein dem Überblick über verschiedene Erhebungsverfahren, von denen nur acht Seiten dem offenen Verfahren „Wer bin ich?“ gewidmet sind. Weit verbreitete reaktive Verfahren sind Fragebögen (z.B. Tennessee Self-Concept Scale, Fitts, 1965) und mehr oder weniger umfassende Listen von Persönlichkeitseigenschaften in Form von Adjektiven (z.B. Adjective Check List, Gough, 1952). Jedes dieser Adjektive wird hinsichtlich des Selbstbeschrei-

³⁴ Die Berliner Altersstudie ist eine multidisziplinäre Untersuchung, an der mehr als 30 Wissenschaftler aus den Forschungseinheiten Innere Medizin und Geriatrie, Psychiatrie, Soziologie und Sozialpolitik und Psychologie mitwirken (Baltes et al., 1993). Die Verfasserin der vorliegenden Arbeit war seit 1989 als Doktorandin an der Konzeption der Studie beteiligt. In ihrer besonderen Verantwortung im Rahmen der Forschungseinheit Psychologie (Leitung: Paul B. Baltes, Jacqui Smith) lag die Erfassung und Untersuchung der Selbstdefinition.

bungswerts eingeschätzt, wobei entweder dichotome („trifft auf mich zu“ vs. „trifft nicht auf mich zu“) oder mehrfach abgestufte Einschätzungen vorzunehmen sind. Durch die Vorgabe von für Persönlichkeitsfragebögen üblichen Aussagen oder Adjektiven werden die Bereiche und Dimensionen, mit denen sich ein Individuum beschreiben kann, festgelegt. Hierbei besteht – insbesondere bei Untersuchungen mit Populationen, über die nur wenig empirisches Wissen existiert – die Gefahr, wichtige, die Selbstdefinition konstituierenden Bereiche und Dimensionen nicht berücksichtigt zu haben (vgl. L'Écuyer, 1992). So kann beispielsweise mit Hilfe einer Adjektiv-Liste nicht erfaßt werden, ob und inwieweit sich ein Individuum über seinen Tagesablauf und Alltagsroutinen definiert.

Wenn im Zentrum des Interesses einer Untersuchung nicht a priori spezifizierte Bereiche oder Dimensionen der Selbstdefinition stehen, scheint es sinnvoll, eine Methode zu verwenden, die freie Antworten zuläßt. Ein solches Verfahren stellt die offene Frage „Wer bin ich?“ dar (erstmalig eingesetzt von Bugental & Zelen, 1950). Diese Frage soll je nach Instruktion mit drei (Bugental & Zelen, 1950), zehn (Filipp & Klauer, 1986) oder zwanzig Aussagen („Twenty Statement-Test“, Kuhn & McPartland, 1954) schriftlich oder mündlich (McGuire & Padawer-Singer, 1976) frei beantwortet werden und stellt im Vergleich zu den zeitlich sehr aufwendigen Dialog-Konsens-Methoden (Scheele & Groeben, 1988) ein relativ ökonomisches Verfahren dar³⁵.

Offene Verfahren bieten insbesondere zur Erfassung der Selbstdefinition über die gesamte Lebensspanne Vorteile (vgl. Filipp & Klauer, 1986; L'Écuyer, 1992): Zum einen können mit Hilfe eines offenen Verfahrens alle Altersgruppen untersucht werden, ohne die Instruktion (bzw. Items) für verschiedene Altersgruppen verändern zu müssen – als Beispiel hierfür kann das Forschungsprogramm von L'Écuyer (1981, 1988, 1990) angeführt werden, das die Untersuchung der Selbstdefinition von 3- bis 100jährigen umfaßt. Zum anderen ist der gegenwärtige Wissensstand über *altersbezogene* Besonderheiten in Inhalt und Struktur der Selbstdefinition nicht ausreichend, um theoretisch abgeleitete und empirisch gestützte geschlossene Verfahren zu verwenden.

„To allow individuals to answer as they want to or to describe themselves freely as to how they perceive themselves to be ensures with greater accuracy the possibility of getting material containing the vastly different aspects of the self and the many variations and particular facets which they can assume as the self changes throughout the life span. It also leads to more accurate identification and definitions of all the dimensions of the self because the individuals are not obliged to limit their answers and fit them into the format of questions which they have been asked.“ (L'Écuyer, 1992, S. 103)

Generierung selbstbezogenen Wissens auf die Frage „Wer bin ich?“

Aus den im Abschnitt 2.2.2 dargestellten Modellen zur kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens lassen sich wichtige methodische Implikationen für die Erhebung und Auswertung von Selbstdefinitionen ableiten, die ein offenes Verfahren nahelegen.

³⁵ Ein offenes Verfahren, das auf nonverbale Daten rekurriert, wurde von Ziller (1990) entwickelt: die Auto-Photographie. Bei diesem Verfahren werden Personen aufgefordert, die eigene Person mit Hilfe von sieben Photographien zu definieren. Dabei geht es nicht darum, bereits existierende Photographien aus der eigenen Vergangenheit auszuwählen, sondern selbst Aufnahmen herzustellen, die die eigene Person definieren. Welche Motive eine Person für selbstbeschreibende Photographien heranzieht, bleibt ihr vollkommen selbst überlassen. Die Photographien werden dann – ebenso wie verbale Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ – von unabhängigen Codierern hinsichtlich des Inhaltes oder verschiedener anderer Dimensionen kategorisiert. Dieser Ansatz eignet sich insbesondere für Untersuchungen, die sich auf das „ökologische Selbst“ im Sinne Neissers (1988) beziehen (z.B. Hormuth, 1990).

Die Modelle stimmen darin überein, daß selbstbezogenes Wissen auf eine Weise repräsentiert und im Gedächtnis gespeichert ist, die es ermöglicht, es *willentlich* als solches zu generieren. Es kann also davon ausgegangen werden, daß Personen offene Fragen nach der Definition der eigenen Person beantworten können und daß nicht auf reaktive Verfahren (Adjektiv-Checklisten oder Fragebögen) rekuriert werden muß. Darüber hinaus legen die Modelle nahe, daß mit einem offenen Verfahren genau die selbstbezogene Information erhoben wird, die für die Selbstdefinition *relevant* ist. So hängt die Wahrscheinlichkeit des Abrufs selbstbezogenen Wissens davon ab, wie *zentral* es für die Person ist (im Sinne von *Selbstschemata*, Markus, 1977; Schlenker & Weigold, 1989) und wie *häufig* es als selbstbezogen aktiviert wurde (Stärke von Verbindungen zwischen Propositionen, Anderson, 1983), bzw. ob es in „Self Bins“ oder in anderen „referent bins“ repräsentiert ist (Wyer & Srull, 1986). Darüber hinaus wird selbstbezogenes Wissen mit größerer Wahrscheinlichkeit generiert, wenn es *kürzlich* aktiviert wurde („recency effect“, Anderson, 1980); dies bedeutet, daß gegenwärtig relevante selbstbezogene Information begünstigt wird. Ein weiterer, den Abruf selbstbezogener Information bestimmender Faktor ist, mit wievielen anderen Informationen (Knoten) es verbunden ist (im Sinne von *Elaboriertheit*, Anderson, 1983) und wie *typisch* es für das Selbstkonzept, die eigene Person ist (Rumelhart, 1984). Diese den Abruf bestimmenden Faktoren sind sicherlich nicht als voneinander unabhängig zu sehen: Je typischer ein bestimmtes Merkmal für die eigene Person ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß es häufig aktiviert, kürzlich generiert und mit anderen Informationen verknüpft ist.

An dieser Stelle soll aufgrund seiner Relevanz für das in dieser Arbeit gewählte Vorgehen der inhaltsanalytischen Auswertung – der *Segmentierung* von Verbalprotokollen – ein Aspekt erläutert werden, der die Sequenz in der Generierung selbstbezogenen Wissens betrifft. Die Netzwerkmodelle implizieren nach Walker und Kintsch (1985), daß die Sequenz des Abrufs von Wissen nicht zufällig ist, sondern durch die Stärke der Assoziation zwischen verschiedenen Knoten eines Netzwerks bestimmt wird (vgl. auch Strube, 1984).

Beim Suchprozeß nach Informationen, die mit dem „Selbstknoten“ verbunden sind (Bower & Gilligan, 1979), breitet sich die Aktivierung nach dem Prinzip des „spread of activation“ jeweils zu den Knoten aus, die mit dem zuvor aktivierten Knoten stark assoziiert sind (Collins & Quillian, 1970). Die Aktivierung schwächt sich mit zunehmender Distanz ab. Die Aktivierungsausdehnung hängt sowohl von der Stärke der anfänglichen Aktivierung als auch der Entfernung vom ursprünglich aktivierten Knoten ab. Das Aktivationsniveau einer Proposition ist entscheidend für seine Auswahl (Anderson & Bower, 1972). Das bedeutet, daß jeweils die Informationen nacheinander generiert werden, die sehr eng miteinander verbunden sind, während selbstbezogenes Wissen, das in größerem Abstand voneinander abgerufen wird, als weniger eng verknüpft und daher als verschiedene Einheiten angesehen werden kann.

Das „Bin“-Modell von Wyer und Srull (1989) legt nahe, daß zur Selbstbeschreibung vor allem Wissen abgerufen wird, das als explizit selbstbezogen verarbeitet wurde und in „Self Bins“ repräsentiert ist. Das Modell sagt voraus, daß die Reihenfolge, in der selbstbezogenes Wissen generiert wird, der Organisation in „Bins“ entspricht, indem jeweils die Information nacheinander abgerufen wird, die in einem „Bin“ zusammengefaßt ist:

„To generate these responses (to the question: tell me about yourself; AF) subjects theoretically identify a self-bin and spew out its contents in roughly the order it is encountered. Therefore, subjects should first report features of the bin header. These features should be followed by the contents of the bin itself, beginning with the material on the top.“ (Wyer & Srull, 1989, S. 421)

Die kognitive Struktur selbstbezogenen Wissens legt demnach ein Verfahren nahe, bei dem selbstdefinierende Aussagen frei generiert werden, da ein solches offenes Verfahren die für die Selbstdefinition relevante Information begünstigt. In der Auswertung solcher Verbalprotokolle kann die Sequenz, in der selbstbezogenes Wissen abgerufen wird – als Information über die Stärke von Verknüpfungen – für die Bildung von Ideeneinheiten, also der Segmentierung, genutzt werden (siehe unten). In Tabelle 15 sind die wichtigsten Strukturannahmen und deren methodische Implikationen aufgeführt.

Tabelle 15: Methodische Implikationen der Struktur selbstbezogenen Wissens

Strukturannahme	Methodische Implikation
Gedächtnismäßige Repräsentation analog zu anderen Wissensgebieten	Selbstbezogenes Wissen ist <i>willentlich</i> als solches generierbar
Wahrscheinlichkeit des Abrufs abhängig von <ul style="list-style-type: none"> – Zentralität – Häufigkeit des Abrufs – Kürzlichkeit der Aktiviation – Elaboriertheit – Typikalität 	Befragung begünstigt <i>relevantes</i> selbstbezogenes Wissen, das <ul style="list-style-type: none"> – zentral für die Selbstdefinition ist – häufig als selbstbezogen abgerufen wird – auch gegenwärtig relevant ist – gut ausgearbeitet ist – für die eigene Person besonders typisch ist
Sequenz der abgerufenen Information bestimmt von Prinzip des „spread of activation“	Selbstbezogene Information, die in direkter Abfolge generiert wird, hängt enger miteinander zusammen als in größeren Abständen generierte Information

Das Problem der Validität

Ein Problem, das bei der Erfassung des „Selbst“ immer wieder aufgeworfen wird, ist das der Validität von „subjektiven“ (self-report) Daten (z.B. Wylie, 1974; Brinthaup & Erwin, 1992). Dieses Problem besteht vor allem für Untersuchungen, die das „wahre und unverzerrte Selbst“ einer Person zu erfassen suchen. Die Frage, ob Personen – selbst bei bestem Willen – dazu in der Lage sind, sich selbst unverzerrt wahrzunehmen und zu beschreiben, muß mit den derzeitig bekannten Mechanismen zur Selbstwahrnehmung negativ beantwortet werden (z.B. Fiske & Taylor, 1984). Aber stellt dies auch ein Problem für Forschung über die Selbstdefinition dar?

Die Selbstdefinition wurde am Anfang dieser Arbeit als die *subjektive* Bestimmung der eigenen Person mit Hilfe der Zuschreibung von Attributen definiert. Das Konstrukt „Selbstdefinition“ bezieht sich demnach nicht darauf, wie eine Person (objektiv) ist, sondern wie sie sich selbst wahrnimmt. Die Übereinstimmung der subjektiven Konzeptualisierung der eigenen Person mit objektiven Daten (z.B. systematische Verhaltensbeobachtung, Leistungskriterien usw.) ist zwar ein psychologisch äußerst interessantes Thema, nicht jedoch kritisch für die Validität der subjektiven Konzeptualisierung selbst. Die Frage der Validität bezieht sich vielmehr darauf, ob sich eine Person wirklich so definiert, wie es mit Hilfe des jeweils eingesetzten Verfahrens erhoben wird.

Die Bestimmung eines Außenkriteriums für die Validierung der Erfassung der Selbstdefinition mit Hilfe von offenen Verfahren (Übereinstimmungsvalidität, Michel, 1964) wäre

ausschließlich auf der Grundlage einer Theorie möglich, die die Entsprechung von verbalen Selbstbeschreibungen mit einem bestimmten beobachtbaren Verhalten festlegt. Eine Schwierigkeit für ein solches Vorgehen besteht darin, daß die Grenze zwischen der Überprüfung der Theorie, mit der das Außenkriterium bestimmt wird, und der Überprüfung der Validität des Erhebungsinstruments nicht klar zu ziehen ist. Es scheint daher angemessener, in diesem Zusammenhang den Begriff der Konstruktvalidität zu verwenden (vgl. Lienert, 1969). Ein Verfahren zur Bestimmung der Konstruktvalidität besteht darin, das zu validierende Verfahren mit anderen (bereits bewährten) Konstrukten zu korrelieren (Cronbach & Meehl, 1955). Das Zusammenhangsmuster – positive Korrelationen mit verwandten Konstrukten („convergent validity“) und geringe Korrelationen mit irrelevanten Konstrukten („discriminant validity“, Campbell & Fiske, 1959) – kann zur Lokalisierung des zu validierenden Konstrukts im Raum psychologischer Konstrukte herangezogen werden.

Bei einem Vergleich der Konstrukte, die mit offenen gegenüber reaktiven Verfahren zur Erfassung der Selbstdefinition erhoben werden, argumentieren McGuire und McGuire (1988), daß reaktive Verfahren lediglich messen, wie eine Person über sich selbst in einem gegebenen Bereich nachdenken *würde* („als ob“ oder „hypothetisches Selbst“) und nicht, welche Bereiche eine Person tatsächlich heranzieht, wenn sie über sich selbst nachdenkt. Letzteres sei ausschließlich über offene Verfahren erfaßbar, die keine Vorgaben über Bereiche und Dimensionen der Selbstbeschreibung machen.

Weiterhin kritisiert McGuire (1984), daß die meisten Fragebogenverfahren zur Erfassung des Selbstkonzepts (allgemeine oder bereichsspezifische) Selbstbewertungen oder Selbstwertgefühl erheben, während die Ergebnisse offener Verfahren zeigen, daß der weitest große Teil an selbstdefinierenden Äußerungen wertneutrale Beschreibungen sind und nur 5 bis 10 Prozent der Aussagen eine explizite Bewertung beinhalten (z.B. McGuire, McGuire & Cheever, 1986). Brinthaup und Erwin (1992) verglichen die mit Hilfe eines offenen Verfahrens („Tell me about yourself“) erhobenen selbstdefinierenden Aussagen von Schülern (5. bis 9. Klasse) mit ihren Selbsteinschätzungen in einem Fragebogen (Piers-Harris Children's Self-Concept Scale). Nur 4 Prozent der freien, selbstbeschreibenden Aussagen entsprachen der Art von Aussagen des Fragebogens (z.B. „Ich bin eine gute Person“). Da die Antworten auf das offene Verfahren kaum Bewertungen enthielten, wurde in einem nächsten Schritt codiert, ob die Aussagen positiv (z.B. „Ich stricke gerne“), negativ (z.B. „Ich schwimme nicht gerne“) oder neutral (z.B. „Ich heiße N. N.“) gehalten waren. Die meisten Aussagen waren entweder neutral (53 %) oder positiv (43 %). Es bestand kein Zusammenhang zwischen dem mit Hilfe des Fragebogens erfaßten, allgemeinen Selbstwertgefühl und der evaluativen Tönung der freien Selbstbeschreibungen. Erst unter Einbeziehung von Wichtigkeitseinschätzungen der positiven, freien Selbstbeschreibungen konnte ein schwacher Zusammenhang zwischen den beiden Verfahren gefunden werden ($r = .19, p < .05$).

Untersuchungen, die sich nicht auf explizite Bewertungen in selbstdefinierenden Aussagen beziehen, sondern auf (interpretative) Einschätzungen des – implizit in den Aussagen ausgedrückten – Selbstwertgefühls durch unabhängige Codierer, finden höhere Zusammenhänge zwischen offenen und reaktiven Verfahren: Spitzer, Stratton, Fitzgerald und Mach (1966) fanden Korrelationen zwischen $r = .30$ und $r = .40$ für das mit Hilfe von offenen und reaktiven Verfahren erhobene Selbstwertgefühl. Zelen (1954) konnte sogar einen noch stärkeren Zusammenhang ($r = .73$) zeigen. Die Art der Codierung – Bezugnahme auf explizite Aussagen oder (interpretative) Einschätzung von impliziten, affektiven Tenden-

zen – hat demnach einen entscheidenden Einfluß darauf, wie groß die Entsprechung zwischen offenen und reaktiven Verfahren ist.

Ein Problem bei der Verwendung offener Verfahren ist die Abhängigkeit der Länge und Elaboriertheit der Antworten von den verbalen Fertigkeiten der Studienteilnehmer – insbesondere des Wortschatzes und der Wortflüssigkeit. Die Selbstdefinition basiert wie jedes andere Wissenssystem auch auf sprachlichen Repräsentationen, die einen Teil der kognitiven Fertigkeiten ausmachen, nämlich die sogenannte kristalline Intelligenz oder Pragmatik der Intelligenz (Horn, 1970; Cattell, 1971; Baltes, 1987). Die verbalen Fertigkeiten können somit als einer der Faktoren angesehen werden, die die Möglichkeiten der Elaboriertheit des Wissenssystems Selbstdefinition bestimmen. Es ist jedoch nicht davon auszugehen, daß offene Verfahren zur Erfassung von Selbstdefinitionen lediglich ein alternatives Instrument zur Erfassung verbaler Fertigkeiten darstellen, da es keinerlei Hinweise darauf gibt, daß dieser Aspekt der Intelligenz einen Einfluß auf den *Inhalt* der Selbstdefinition nimmt, das heißt darauf, welche Bereiche eine Person zur Selbstdefinition heranzieht.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß es nicht *die* Validität eines Erhebungsinstrumentes zur Erfassung der Selbstdefinition gibt; deren Bestimmung muß vielmehr zum einen die jeweilige theoretische Konzeptualisierung des Konstrukts berücksichtigen (Konstruktvalidität), zum anderen sind die jeweiligen Aspekte der Selbstdefinition, die untersucht werden sollen, zu spezifizieren. Untersuchungen zur Validität des Instruments „Wer bin ich?“ beziehen sich bisher vornehmlich auf Vergleiche mit reaktiven Verfahren hinsichtlich der affektiv-evaluativen Dimension ‚Selbstwertgefühl‘. Die Ergebnisse dieser Studien legen den Schluß nahe, daß die Codierung der Antworten auf offene Verfahren einen wesentlichen Einfluß auf die Entsprechung von offenen und reaktiven Verfahren hat. Das Fehlen von Untersuchungen zur Validität von „Wer bin ich?“ mit Außenkriterien (z.B. Verhaltensindikatoren) ist sicher zumindest teilweise auf die Schwierigkeit der Bestimmung solcher Kriterien zurückzuführen.

Mögliche Störeinflüsse für offene Verfahren

Die Beantwortung offener Fragen kann von anderen als den intendierten Faktoren beeinflußt werden, die die Reliabilität der Daten mindern und daher als „Störeinflüsse“ bezeichnet werden können. Ob die Antworten auf offene Verfahren gegenüber situativen Störeinflüssen (z.B. das Wetter zum Zeitpunkt der Untersuchung, räumliche Gegebenheiten), spezifischen Merkmalen des Interviewers (z.B. Geschlechtseffekte), sozialer Erwünschtheit oder Strategien der Selbstpräsentation stärker anfällig sind als reaktive Verfahren, ist empirisch bisher nicht überprüft worden.

Es ist denkbar, daß reaktive Verfahren unsensibler gegenüber solchen Einflüssen sind, weil die dargebotenen Stimuli (Items) stärker sind und die Antworten in der Auswahl einer der vorgegebenen Alternativen bestehen. Die Verfügbarkeit selbstbezogenen Wissens dürfte bei reaktiven Verfahren aufgrund der Vorgabe des zu beurteilenden Materials eine wesentlich geringere Rolle spielen als bei offenen Verfahren, bei denen so wenige Vorgaben wie möglich gemacht werden. Einerseits kann dies als ein Vorteil angesehen werden, da damit solches Wissen begünstigt wird, das aufgrund seiner Relevanz für die Definition der eigenen Person besonders gut verfügbar ist, andererseits ist damit mehr Raum für eine un-intendierte Beeinflussung durch nichtstandardisierte Charakteristika der Erhebungssituation gegeben. Darüber hinaus werden üblicherweise bei der Konstruktion von Fragebögen solche

Items ausgewählt, die eine hohe Retest-Reliabilität besitzen und sich damit als unsensibel gegenüber zufälligen situativen Einflüssen erweisen. Eine der Forderungen, die Wylie (1974) an Untersuchungen der Selbstkonzeptforschung stellt, die offene Verfahren verwenden, ist die nach der Analyse der Reliabilität solcher Verfahren. Die Retest-Reliabilität des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ ist bisher nicht untersucht worden. Die temporale Stabilität der mit Hilfe dieses Verfahrens erfaßten Selbstdefinition über einen Zeitraum von acht Wochen wird in Studie II der vorliegenden Arbeit untersucht werden.

Einen der möglichen Störeinflüsse für die Erhebung der Selbstdefinition mit Hilfe eines offenen Verfahrens stellt die Zeit dar, die zur Generierung von Antworten bereitgestellt wird. Nudelman (1973) fand in Untersuchungen an Studenten, daß eine Zeitbeschränkung in der Erhebung von Selbstdefinitionen mit Hilfe eines offenen Verfahrens zu systematischen Verzerrungen hinsichtlich der Anzahl an Antworten führen kann: Die Anzahl selbstdefinierender Aussagen war unter Zeitbeschränkung positiv mit Intelligenz korreliert; wurde den Studienteilnehmern dagegen mehr Zeit zur Beantwortung des „Twenty-Statements Test“ (Kuhn & McPartland, 1954) zur Verfügung gestellt, so verschwand dieser Zusammenhang. Nudelman (1973) schlägt zwei Vorgehensweisen vor, um systematische Verzerrungen zu vermeiden: (1) die Zeit für die Erhebung von Selbstdefinitionen bei offenen Verfahren nicht stark zu begrenzen, und (2) die Anzahl der zu generierenden Antworten auf 10 bis 15 einzuschränken.

Bei älteren Studienteilnehmern muß über einen systematischen Effekt von Intelligenz hinaus auch dem möglichen Einfluß von Erkrankungen auf die Geschwindigkeit, mit der Antworten gegeben werden können, Rechnung getragen werden. Nach Wylie (1974) besteht einer der Nachteile von offenen Verfahren darin, daß üblicherweise die Anzahl selbstbeschreibender Aussagen nicht kontrolliert wird; häufig wird zwar in der Instruktion vorgegeben, wieviele Aussagen eine Person über sich selbst generieren soll, aber inwieweit Untersuchungsteilnehmer der Instruktion Folge leisten, wird jedoch meist nicht kontrolliert. Ein solches Vorgehen ist für Untersuchungen sinnvoll, bei denen die Anzahl selbstdefinierender Aussagen selbst die abhängige Variable darstellt – in diesen Fällen sollte die Instruktion lauten, die eigene Person mit so vielen Aussagen zu beschreiben, wie zur eindeutigen Bestimmung der eigenen Person notwendig ist. Für alle anderen Fragestellungen sollte jedoch die Anzahl selbstdefinierender Aussagen kontrolliert werden, um eine Konfundierung dieser Variable mit den interessierenden abhängigen Variablen (z.B. Anzahl selbstdefinierender Bereiche) zu vermeiden.

Um die in diesem Abschnitt thematisierten Probleme so weit wie möglich zu vermeiden, wurde in der vorliegenden Studie die Anzahl der zu generierenden Aussagen auf die Frage „Wer bin ich?“ auf zehn festgelegt, ohne daß eine Zeitbeschränkung vorgenommen wurde (vgl. Nudelman, 1973). Die Anzahl selbstdefinierender Aussagen wurde auch über die Instruktion hinaus kontrolliert, das heißt die Auswertungen beziehen sich für alle Studienteilnehmer auf zehn selbstdefinierende Aussagen (vgl. Wylie, 1974). Die Interview-situation wurde so weit wie möglich standardisiert, um unintendierte situative Einflüsse gering zu halten (siehe unten).

Kategoriensystem für freie Selbstbeschreibungen

Um die Selbstdefinition möglichst umfassend abbilden zu können, wurde ein zweistufiges Verfahren der Codierung der Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ angewendet (vgl.

Filipp & Klauer, 1986): (1) Eine Selbstdefinition läßt sich zum einen über die *Zugehörigkeit zu einem bestimmten Bereich* bestimmen. (2) Darüber hinaus enthält sie jedoch theoretisch wertvolle Information darüber, *wie* ein selbstdefinierender Bereich thematisiert wird, das heißt (a) wie reichhaltig ein Bereich ist, (b) auf welche Zeit sich die Aussage bezieht und (c) ob sie eine (positive oder negative) Bewertung beinhaltet oder neutral gehalten ist. Da diese Informationen unabhängig von der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Bereich sind und sich für jede der Aussagen bestimmen lassen, werden sie als *Dimensionen* bezeichnet.

Tabelle 16 gibt das Kategoriensystem, das in der vorliegenden Arbeit verwendet wurde, wieder; eine ausführlichere Beschreibung der Kategorien findet sich in Anhang B. Das Kategoriensystem besteht aus (a) 20 Bereichen, die den Inhalt der Selbstdefinition abbilden sollen, (b) fünf „Metakategorien“, mit Hilfe derer solche Aussagen erfaßt werden können, die sich auf den situativen Kontext des Interviews, die Fragestellung oder Überlegungen zur Beantwortung der Frage beziehen; eine dieser Kategorien („X“) diene als „Restkategorie“ für nichtcodierbare Aussagen³⁶; (c) vier strukturelle Merkmale und Dimensionen der Selbstdefinition.

Im folgenden werden die (a) methodischen und (b) inhaltlichen Kriterien erläutert, die die Auswahl der in dieser Studie verwendeten Kategorien, Merkmale und Dimensionen bestimmten.

ad (a) *Methodische Aspekte*: Die folgenden Kriterien waren aus methodischer Hinsicht für die Auswahl von Kategorien, die die Bereiche der Selbstdefinition abbilden, leitend (vgl. Bakeman & Gottman, 1986, S. 19 ff.):

- (1) die Kategorien sollen *erschöpfend* sein, das heißt, jedes auftretende Ereignis (hier: selbstdefinierende Aussage) soll einer Kategorie zugeordnet werden können;
- (2) die Kategorien sollen sich *wechselseitig ausschließen*, das heißt ein Ereignis soll nur einer der Kategorien zugeordnet werden können;
- (3) die Kategorien sollen voneinander *unabhängig* sein;
- (4) die Kategorien sollen *distinkt*, das heißt hinreichend trennscharf sein;
- (5) die *Anzahl* der Kategorien soll so *gering* wie möglich sein.

Das erste dieser Kriterien – die Kategorien sollen *erschöpfend* sein – wurde mit Hilfe einer explorativen Analyse von „Wer bin ich?“-Protokollen (WBI-Protokolle) einer Pilotstudie erprobt³⁷. Daß ein Ereignis *nur jeweils einer der Kategorien zugeordnet* werden kann, wird einerseits durch die Regel der Einfachcodierung festgelegt und kann andererseits mit Hilfe der Übereinstimmung zwischen Codierern empirisch überprüft werden. Wenn eine Aussage sich zwei Kategorien gleichermaßen zuordnen ließe, bestünde nur eine Wahrscheinlichkeit von 50 Prozent für die Übereinstimmung in der Codierung durch zwei unabhängige Rater. Je mehr Kategorien eine Aussage zuzuordnen ist, desto geringer sollte demnach die InterCoderübereinstimmung sein. Die Kategorien sind in dem Sinne *voneinander unabhängig*, als sie nicht hierarchisch gestuft sind; die Zuordnung eines Ereignisses zu einer Kategorie beruht also nicht auf einer vorausgehenden Zuordnung

³⁶ Als „nicht codierbar“ wurden sowohl solche Aussagen gezählt, die aufgrund starker sprachlicher Mängel nicht verstehbar waren, als auch alle Aussagen, die keiner der anderen Kategorien zugeordnet werden konnten.

³⁷ Eine Pilotstudie diene als empirische Grundlage zur Entwicklung des Kategoriensystems von freien Selbstdefinitionen älterer Menschen. In Anhang D sind die Stichprobe (N = 111), das Vorgehen und die Ergebnisse dieser Pilotstudie dargestellt.

Tabelle 16: Das für diese Untersuchung entwickelte Kategoriensystem für „Wer bin ich?“

A. Selbstdefinierende Bereiche

Kategorie	Subkategorie
1. Soziodemographische Variablen	a) Geschlecht b) Name c) nationale Herkunft d) Gebietszugehörigkeit/Wohnort e) Alter f) Familienstand g) Wohnung
2. Finanzielle/materielle Belange	
3. Psychischer Stil	a) Persönlichkeitsmerkmale b) Selbstbezogen (im engeren Sinne) c) Objektbezogen (Vorlieben/Abneigungen)
4. Gefühle/Stimmung	
5. Körperselbstbild	
6. Gesundheit	
7. Intellektuelle Fähigkeiten/kognitiver Stil	
8. Beruf/berufsfähnliche Beschäftigung	
9. Interessen/Hobbies zu Hause	a) Gesellschaftliche Partizipation b) Allgemeine Interessen und Hobbies
10. Außerhäusige Aktivitäten	a) Gesellschaftliche Partizipation b) Allgemeine Interessen und Hobbies
11. Tagesablauf	
12. Alltagskompetenz	
13. Erlebnisse/Lebensereignisse	
14. Soziale Kontakte/Beziehungen	
15. Familie/Angehörige	
16. Interpersoneller Stil	
17. Allgemeines Lebenswissen/Lebensregeln	
18. Lebensbilanz/Lebensrück- u. -ausblick	
19. Nachdenken über Sterben/Tod	
20. Überzeugungen/Einstellungen	a) Religiöse/ideologische/allgemeine Einstellungen b) (Sozial-)politische/ökologische Einstellungen

oder Nichtzuordnung zu einer anderen Kategorie. Eine Ausnahme bildet hierbei die Kategorie „X“, die als Restkategorie für alle nicht im Sinne des Kategoriensystems codierbaren Äußerungen dient. Die *hinreichende Trennschärfe* der Kategorien kann ausschließlich empirisch ermittelt werden. Wenn Kategorien nicht ausreichend distinkt sind, drückt sich dies in einer geringen Inter-coder-Reliabilität aus³⁸.

ad (b) *Inhaltliche Kriterien*: Welche Bereiche können als wesentlich für die Selbstdefinition im hohen Alter gelten und sollten daher in einem Kategoriensystem berücksichtigt

³⁸ Einen Überblick über die Übereinstimmung zweier unabhängiger Codierer für die einzelnen Kategorien des in dieser Untersuchung verwendeten Kategoriensystems gibt Tabelle 21.

noch Tabelle 16: Das für diese Untersuchung entwickelte Kategoriensystem für „Wer bin ich?“

B. Metakategorien	
Kategorie	Kurzbeschreibung
I	Äußerungen über die Unfähigkeit, sich selbst zu beschreiben
F	Fragen, wie die Aufgabe zu verstehen und zu beantworten sei
M	Kommentare zur Aufgabe (WBI), der Instruktion oder der Interviewsituation
A	Äußerungen, die zum Ausdruck bringen, daß ein anderer (z.B. Ehepartner) die Beschreibung der Person übernehmen sollte
X	Nichtcodierbare Äußerungen
C. Strukturelle Merkmale und Dimensionen	
Merkmal/Dimension	Kurzbeschreibung/Kategorien
1. Anzahl selbstdefinierender Bereiche	Summe der verschiedenen Bereiche, die in den zehn selbst-definierenden Aussagen (Segmenten) thematisiert werden
2. Reichhaltigkeit	Summe der unterscheidbaren Aspekte innerhalb einer selbst-definierenden Aussage (Segment)
3. Zeitbezug	Zeit, auf die sich das Segment bezieht: (1) Vergangenheit, (2) Gegenwart, (3) Zukunft
4. Bewertung	Eine Aussage kann eine reine Beschreibung darstellen ([1] neutral); enthält sie hingegen eine Bewertung, so wird sie entsprechend als (2) positiv oder (3) negativ codiert

werden? Einen Ansatzpunkt zur Beantwortung dieser Frage bietet die Durchsicht der in der Literatur berichteten Kategoriensysteme, vor allem solcher Untersuchungen, die das hohe Alter thematisieren (George & Okun, 1985; Filipp & Klauer, 1986). George und Okun (1985) setzen in ihrer Studie insgesamt drei Kategoriensysteme ein, von denen zwei auf einem sehr allgemeinen Niveau nur zwei (Kuhn & McPartland, 1954) bzw. drei Kategorien (Epstein, 1973) unterscheiden, und das differenziertere Kategoriensystem von Gordon (1968). Kuhn und McPartland (1954, S. 70) klassifizierten „Wer bin ich“-Antworten dichotom entweder als „consensual“, das heißt sich auf die Zugehörigkeit zu einer allgemein bekannten, gewissermaßen öffentlichen Gruppe, einem Status oder einer sozialen Rolle beziehende Äußerungen, oder „subconsensual“, das heißt Aussagen über eher private soziale Beziehungen oder Persönlichkeitseigenschaften. Ebenfalls sehr breite Kategorien schlägt Epstein (1973) mit den drei Kategorien *physisches*, *soziales* und *psychisches* Selbst zur Erfassung der Selbstdefinition vor. Das Kategoriensystem von Gordon (1968) ist dagegen sehr differenziert; es besteht aus insgesamt 30 Kategorien, die acht Bereichen zugeordnet werden.

Ein mittleres Spezifitätsniveau besitzt das Kategoriensystem von Filipp und Klauer (1986); sie unterscheiden zum einen zwölf verschiedene Bereiche, zum anderen drei Dimensionen (Verfügbarkeit, Diversifikation, Selbstwertgefühl) zur Erfassung der Selbst-

definition im mittleren und höheren Alter. Markus und Nurius (1986) beziehen sich in den von ihnen vorgeschlagenen Kategorien vornehmlich auf das Konstrukt der „possible selves“, also Vorstellungen davon, was für eine Person man einmal werden könnte, die als eine Art zeitlicher Projektion der Selbstdefinition aufgefaßt werden können. Die vorgeschlagenen sechs Kategorien haben einen hohen Allgemeingrad und dürften eher als Rahmen für ein differenzierteres Kategoriensystem anzusehen sein, wie die Erweiterung von Cross und Markus (1991) auf insgesamt *elf Kategorien* zeigt. Cross und Markus untersuchten mit Hilfe dieses Kategoriensystems die „possible selves“ junger und älterer Erwachsener (Altersrange = 18 bis 60+) und konnten zeigen, daß die Kategorien für das gesamte Erwachsenenalter anwendbar sind.

Anhang C gibt einen Überblick über diese verschiedenen Kategoriensysteme. Im Rahmen einer Pilotstudie, die in Anhang D dargestellt ist, wurden die Kategorien dieser Systeme auf die selbstdefinierenden Aussagen älterer Menschen angewandt, um zu überprüfen, ob sie auf das hohe Alter anwendbar sind. Darüber hinaus sollten Bereiche identifiziert werden, die nicht durch die Kategorien dieser Systeme erfaßt werden können.

Über den Rückgriff auf bereits bestehende Kategoriensysteme hinaus war die Auswahl der Kategorien davon bestimmt, daß mit ihrer Hilfe die theoretisch begründeten Erwartungen für den Inhalt der Selbstdefinition im höheren Alter überprüft werden sollten. Aus diesem Grund wurden Kategorien ausgewählt, die solche Bereiche thematisieren, von denen auf der Grundlage der im Theoretischen Teil der vorliegenden Arbeit dargestellten Modelle eine hohe Salienz angenommen werden kann, wie zum Beispiel Alltagskompetenz, Reminiszenz oder das Nachdenken über die eigene Endlichkeit.

Die Auswahl der Dimensionen der Selbstdefinition für das in dieser Arbeit verwendete Kategoriensystem war vor allem von theoretischen Fragestellungen bestimmt: Um die Annahme zu überprüfen, daß die Anzahl selbstdefinierender Bereiche, deren Reichhaltigkeit, der Zeitbezug und die Bewertung eine wesentliche Rolle für die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition gegenüber einschränkenden Lebensbedingungen spielen, war es notwendig, diese Merkmale empirisch zugänglich zu machen. Eine Möglichkeit ihrer Erfassung besteht darin, sie in Form von Dimensionen zu codieren. Von dieser Möglichkeit haben auch Filipp und Klauer (1986) Gebrauch gemacht; ihr Kategoriensystem umfaßt nicht nur verschiedene Bereiche, die sich auf den Inhalt beziehen, sondern darüber hinaus drei Dimensionen, die strukturelle und bereichsübergreifende Aspekte erfassen (Anzahl selbstdefinierender Aussagen [„Verfügbarkeit selbstbezogenen Wissens“], Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche [„Diversifikation“], Selbstwertgefühl)³⁹. Die Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche und ihre Bewertung (positiv, negativ, neutral) wurden aufgrund ihrer Relevanz für diese Untersuchung in das Kategoriensystem aufgenommen.

Segmentierung der Verbalprotokolle

Bevor eine Zuordnung selbstdefinierender Aussagen zu bestimmten Kategorien vorgenommen werden konnte, war es notwendig, darüber zu entscheiden, welche Textabschnitte bzw. Sätze als eine zu codierende Einheit aufzufassen sind. Das Verbalprotokoll mußte daher

³⁹ In der vorliegenden Arbeit wurde die Anzahl selbstdefinierender Aussagen a priori festgelegt, da die Verfügbarkeit selbstbezogenen Wissens nicht von zentraler theoretischer Bedeutsamkeit war und die Festlegung der Anzahl selbstdefinierender Aussagen methodische Vorteile besitzt (siehe oben).

in einem ersten Schritt in Einheiten aufgeteilt werden. Im folgenden soll die Grundlage für die Segmentierung erläutert werden (vgl. Ericsson & Simon, 1984; Merten, 1983).

Nach Krippendorff (1980) lassen sich die Auswahlinheit („sampling unit“), die Analyseinheit („recording unit“) und die Kontexteinheit („context unit“) voneinander unterscheiden. Diese Einheiten lassen sich mit Hilfe der folgenden Merkmale bestimmen: (1) physikalisch (z.B. Zeiteinheiten), (2) syntaktisch (z.B. Wort oder Satz als Einheit), (3) referentiell (z.B. durch den Bezug auf bestimmte Objekte, Ereignisse oder Personen), (4) propositional (durch Umformung des Textes in Propositionen) und (5) thematisch/inhaltlich.

Die *Auswahl- oder Erhebungseinheit* wurde in dieser Untersuchung durch die Aufgabenstruktur festgelegt; sie wurde hier definiert als der Interviewabschnitt „Wer bin ich?“. Um Unschärfen, die durch die individuelle Interviewsituation entstehen könnten, entgegenzuarbeiten, wurde gemäß der für diese Arbeit gewählten Instruktion von „Wer bin ich?“ (siehe Darstellung 3, Abschnitt 3.3) für jedes Protokoll (die ersten) zehn Segmente als die zu codierende Grundgesamtheit festgelegt, auch wenn ein Protokoll mehr als zehn Segmente enthielt (vgl. die Forderung von Wylie [1974], die Anzahl selbstdefinierender Aussagen zu kontrollieren).

Die *Analyseeinheit* wurde in der vorliegenden Arbeit inhaltlich definiert (Holsti, 1969; nach Krippendorff, 1980, S. 58): „the specific segment of content that is characterized by placing it in a given category“. Aufgrund der großen Menge an redundanter Information in den Verbalprotokollen von „Wer bin ich?“ war es wenig sinnvoll, die Segmentierung nach physikalischen, syntaktischen, referentiellen oder propositionalen Kriterien durchzuführen. Am angemessensten erschien daher eine thematische Segmentierung auf der Grundlage des Kategoriensystems. Danach beginnt immer dann ein Segment, wenn eine Kategorie thematisiert wird, und hört dann auf, wenn eine andere Kategorie thematisiert wird. Diesem Vorgehen liegen Annahmen der Modelle der Strukturiertheit selbstbezogenen Wissens zugrunde (siehe Tab. 15), nach denen die Sequenz des abgerufenen Wissens Rückschlüsse auf deren Strukturiertheit zuläßt. Nicht in direkter Abfolge genannte selbstbeschreibende Bereiche sind demzufolge mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht in eng verknüpften Konzepten repräsentiert, selbst wenn sie einen ähnlichen Bereich thematisieren. Aus diesem Grund scheint es sinnvoll, Aussagen, die derselben Kategorie angehören, als getrennte Einheiten aufzufassen, wenn sie nicht in direkter Abfolge genannt werden.

Die Bildung von *Kontexteinheiten* wird dann benötigt, wenn die Analyseeinheit nur in einem spezifischen Kontext codierbar ist. Eine kontextuelle Codierung war für die vorliegende Arbeit insofern nicht angemessen, als die einzelnen selbstdefinierenden Aussagen als distinkte Einheiten aufgefaßt werden (vgl. Abschnitt 2.2.2) und die Zuordnung einer Aussage zu einer Kategorie bzw. der Ausprägung auf einer Dimension nicht von Informationen beeinflußt sein sollte, die nicht in ihr selbst enthalten sind. Daher wurden nicht nur keine Kontexteinheiten gebildet, sondern die Segmente zur Codierung über Studienteilnehmer randomisiert, um Sequenzeffekte zu vermeiden. Hierzu wurde mit ein von Ericsson entwickeltes computerisiertes Verfahren eingesetzt, das jeweils ein einzelnes Segment auf den Bildschirm spielt und erst nach dessen Codierung – in zufälliger Sequenz – das nächste Segment präsentiert.

An dieser Stelle sollen die Segmentierung und Codierung anhand eines Protokolls von „Wer bin ich?“ – es handelt sich um einen 90jährigen, verwitweten, alleine lebenden Mann (Studienteilnehmer von BASE) – veranschaulicht werden (siehe Darstellung 2).

Darstellung 2: Beispiel für die Segmentierung (die eckigen Klammern zeigen die Segmentgrenzen an) und Codierung eines „Wer bin ich?“-Protokolls

[Ich habe mich bemüht, ein guter Schüler zu sein – Geschichte, Geographie, Völkerkunde, etc. Ich habe ein Handwerk gelernt; kein Abitur, was ich mir eigentlich gewünscht habe, Eltern hatten kein Geld. Ich habe eine Lehre gemacht.] *Code = 8 (Beruf/berufsähnliche Beschäftigung)*

[Das Leben schien mir zu hart, weil ich den Eltern helfen mußte. Ich habe mein Bestes getan.] *Code = 18 (Lebensrückblick/Lebensbilanz)*

[Ich war beim Militär, U-Boot, weil sich die Völker wieder in die Haare gekriegt haben.] *Code = 13 (Lebensereignisse)*

[Mir geht es gut!] *Code = 18 (Lebensbilanz)*

[Ich habe jemanden gefunden, der für mich sorgt, jetzt im Alter.] *Code = 15 (Soziale Beziehungen)*

[Ich lerne heute noch – Mathematik, Geographie, Physik, Astronomie, Völkerkunde.] *Code = 8 (Beruf/berufsähnliche Beschäftigung)*

[Und nun warte ich auf den Tod – bin deswegen nicht mutlos oder ängstlich. Ich betrachte mein Ende als etwas ganz Natürliches.] *Code = 19 (Nachdenken über Tod und Sterben)*

[Ich bin Atheist geworden, weil wer im U-Boot gedient hat, glaubt an nichts mehr. Ich habe nicht kirchlich geheiratet. Ich habe bewußt keine Kinder gezeugt.] *Code = 20a (Religiöse/ideologische/allgemeine Einstellungen)*

[Ich versuche, anders auf die Menschen zuzugehen. Ich nehme die Menschen nicht für voll, so wie früher.] *Code = 16 (Interpersoneller Stil)*

[Ich bin zum römisch-katholischen Glauben übergegangen, aber ich werde das rückgängig machen. Ich nehme den Papst nicht für voll, weil er komische Entscheidungen trifft, z.B. Kinder zeugen, das hat die katholische Kirche zu verbuchen. Wir werden zu viele Menschen – wo soll das Essen herkommen?] *Code = 20a (Religiöse/ideologische/allgemeine Einstellungen)*

3.2 Codier- und Segmentier-Training

Um zu gewährleisten, daß die Segmentierung und Codierung dem Kriterium einer objektiven Datenauswertung entspricht – das heißt, daß die Kategorien entsprechend ihrer Definition angewandt wurden –, wurde zum einen vor dem Beginn der Auswertung ein intensives Training der Segmentierer und Codierer durchgeführt, zum anderen wurden während der Auswertung fortlaufend die Nichtübereinstimmungen zwischen den Codierern diskutiert.

Es war notwendig, insgesamt fünf Personen zu trainieren, da zur Bestimmung der Interrater-Reliabilitäten sowohl die Segmentierung (S1, S2) als auch die Codierung (C1, C2) von jeweils zwei unabhängigen Personen vorgenommen werden sollte, und eine weitere Person (C3) zur Konsensbildung bei Nichtübereinstimmungen beitragen sollte. Die Codierer und Segmentierer kannten die Fragestellungen der vorliegenden Untersuchung nicht. Die transkribierten WBI-Protokolle wurden anonymisiert, so daß Informationen wie zum Beispiel Alter, Geschlecht oder Wohnverhältnisse über den Studienteilnehmer nicht zugänglich waren⁴⁰.

⁴⁰ Es war jedoch unvermeidbar, daß die Segmentierer, die den gesamten Text eines Studienteilnehmers vorgelegt bekamen, bestimmte Informationen, die in der Selbstdefinition thematisiert wurden, erhielten (z.B. über den Wohnstatus, wenn das Protokoll eine Aussage der folgenden Art enthielt: „Ich bin seit über zehn Jahren im Pflegeheim“). Den Codierern hingegen war aufgrund der computergesteuerten Zufallssequenz der Segmente nicht bekannt, welche Aussagen demselben Protokoll angehörten.

Das Training zum Codieren und Segmentieren der WBI-Protokolle fand in drei Abschnitten statt: (1) In der ersten, allen gemeinsamen Trainingsphase wurde das Kategoriensystem mit Hilfe eines zuvor erstellten Codier-Manuals (siehe Anhang A) eingeführt und so lange anhand von Beispielen und Diskussionen eingeübt, bis die Übereinstimmung mit der Verfasserin der vorliegenden Arbeit bei einer Sammlung von über 250 Segmenten über 95 Prozent lag. Die Segmentierer nahmen an diesem das Kategoriensystem betreffenden Trainingsabschnitt teil, weil das Segmentierverfahren auf dem Kategoriensystem basiert. Dies machte es notwendig, daß die Segmentierer dieselbe Expertise in bezug auf die Codierung besaßen wie die Codierer. Die Beispielsammlung wurde am Ende dieser Trainingsphase nach Kategorienzugehörigkeit sortiert, so daß sie für die Auswertungsarbeiten des Datensatzes von BASE als „Nachschlagewerk“ herangezogen werden konnte.

(2) In der anschließenden Trainingsphase, an der die Segmentierer (S1, S2 und C3) teilnahmen, wurde das Verfahren zur Segmentierung der Protokolle ebenfalls anhand von Beispielen und Diskussionen eingeübt. Als Trainingsziel galt die Segmentierung von sechs vollständigen, wörtlich transkribierten WBI-Protokollen⁴¹ mit einer durchschnittlichen Übereinstimmung von mehr als 80 Prozent mit der Autorin (S1: 83 %; S2: 82 %; C3: 83 %).

Nach einer Einführung in das Computerprogramm übten die Codierer die Anwendung des Kategoriensystems anhand von Aussagen ein, die in der Vorlaufphase von BASE erhoben worden waren. Alle Codierungen der insgesamt 1.197 Aussagen wurden in gemeinsamen Besprechungen so lange diskutiert, bis ein Konsens über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kategorie erreicht wurde. Mit Hilfe dieses Vorgehens, bei dem die Zuweisung jeder Aussage zu einer bestimmten Kategorie explizit erläutert wurde, konnten noch bestehende Unklarheiten über die Definitionen und die Anwendung der Kategorien beseitigt werden. Am Ende dieser Trainingsphase wurden die Segmente der Pilotphase codiert (siehe Anhang D). Die Übereinstimmung zwischen den Codierern (C1 und C2) betrug $\kappa_p = .83$ (Brennan & Prediger, 1981; zur Erläuterung dieses modifizierten Kappa-Koeffizienten siehe unten Abschnitt 4.1 „Reliabilität der Auswertung“). Wiederum wurden die Codierungen aller Segmente besprochen.

(3) Die dritte Trainingsphase betraf die Dimensionen des Kategoriensystems; das Vorgehen war analog zu dem der Kategorien, wobei nur jeweils eine einzelne der Dimensionen eingeführt und eingeübt wurde.

Dieses Vorgehen wurde auch für die Bearbeitung der WBI-Protokolle von BASE beibehalten. Dies bedeutet, daß jedes Segment *in mehreren Durchgängen* codiert wurde, indem in einem ersten Schritt dessen Zugehörigkeit zu einem Bereich bestimmt wurde und in drei weiteren, gesonderten Schritten die einzelnen Dimensionen codiert wurden.

Um während der Auswertung der WBI-Protokolle von BASE einem „Shift“ im Gebrauch der Kategorien bzw. Dimensionen entgegenzuarbeiten, wurden nach der Bearbeitung von jeweils etwa 30 Protokollen alle Nichtübereinstimmungen diskutiert und im Konsens einer der Kategorien zugeordnet und Schwierigkeiten und Probleme bei der Codierung diskutiert. In Protokollen dieser Diskussionssitzungen wurden ‚schwierige Fälle‘ gesammelt, so daß das Codier-Manual stetig erweitert wurde.

⁴¹ Diese Protokolle stammten aus einer Vorlaufphase von BASE.

3.3 Das Datenmaterial der Berliner Altersstudie

In diesem Abschnitt soll zunächst das Design der Berliner Altersstudie (BASE), in deren Rahmen die vorliegende Untersuchung durchgeführt wurde, vorgestellt werden⁴². Anschließend wird das Vorgehen bei der Kontaktierung der Studienteilnehmer und der Datenerhebung dargestellt. Die Stichprobe wird hinsichtlich der soziodemographischen Variablen charakterisiert werden, die zur Bestimmung ihrer Repräsentativität herangezogen wurden. Abschließend werden die Meßinstrumente, die für die vorliegende Untersuchung von zentraler Bedeutung sind, erläutert.

Design

Die Stichprobe wurde mit Hilfe von Informationen des Einwohnermeldeamtes so ausgewählt, daß sie gemäß den Daten des Statistischen Landesamtes von Berlin (1989) hinsichtlich des Familienstands, der Wohnform (Heim, selbständiger Haushalt), des Bildungsniveaus und des Einkommens repräsentativ für die Bevölkerung der über 70jährigen Einwohner West-Berlins war.

Als Datenbasis für die erste Untersuchungswelle (Tab. 17) wurde aus dieser Stichprobe eine nach Alter (in Gruppen zu je fünf Jahren) und Geschlecht stratifizierte Zufallsstichprobe (N = 156) gezogen (Baltes et al., 1993). Dies bedeutet, daß im Verhältnis zur West-Berliner Bevölkerung überproportional viele sehr alte Personen und Männer aufgenommen wurden. Dieses Vorgehen wurde gewählt, um für die wichtigen Designvariablen Alter und Geschlecht vergleichbare statistische Güte (power) zu erhalten.

Diese Stichprobe der ersten Welle wurde zufällig aus den Studienteilnehmern gezogen, die erstmals vor einem bestimmten Stichtag kontaktiert worden waren (24. August 1991) und die gesamte Untersuchungssequenz von BASE durchlaufen hatten. Die Datenerhebung für diese Stichprobe fand zwischen dem 3. Mai 1990 und dem 24. Januar 1992 statt. Diese Stichprobe der ersten Erhebungswelle stellt ebenfalls eine nach Alter und Geschlecht stratifizierte Zufallsstichprobe dar⁴³.

BASE ist eine multidisziplinäre Studie, an der insgesamt vier Forschungseinheiten beteiligt sind: (1) Innere Medizin und Geriatrie, (2) Psychiatrie, (3) Soziologie und Sozialpolitik und (4) Psychologie⁴⁴. Jede dieser Forschungseinheiten ist ihrerseits wiederum in verschiedene Forschungsbereiche unterteilt. Die vorliegende Untersuchung wurde innerhalb der Forschungseinheit Psychologie, Forschungsbereich „Selbst und Persönlichkeit“, durchgeführt. Jede der vier Forschungseinheiten umfaßt jeweils drei Einzelsitzungen, deren Sequenz festgelegt ist. Am Beginn der Sequenz steht eine zusätzliche Sitzung, die

⁴² Eine detaillierte Beschreibung von BASE – der Ziele, der übergeordneten Fragestellungen, der beteiligten Disziplinen, der Stichprobe und des Vorgehens dieser Studie – ist im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht möglich. Es soll daher auf die ausführlichere Darstellung bei Baltes et al. (1993) verwiesen werden.

⁴³ Eine an der tatsächlichen Verteilung von Alter und Geschlecht in der Population der über 70jährigen West-Berliner Einwohner orientierte Gewichtung der Stichprobe ermöglichte es, ihre Repräsentativität im Vergleich zu den Daten des Statistischen Landesamtes Berlin zu bestimmen; die erste Welle von BASE unterschied sich folgendermaßen von den Zensusdaten: Sowohl weibliche als auch männliche Studienteilnehmer waren zum Zeitpunkt der Untersuchung seltener verheiratet, Männer waren häufiger verwitwet; Frauen hatten ein höheres Bildungsniveau; Frauen lebten häufiger in Heimen; Männer hatten ein höheres Einkommen.

⁴⁴ Eine Darstellung der verschiedenen Meßinstrumente, die in BASE im Forschungsbereich „Psychologie“ verwendet wurden, geben Smith und Baltes (1993).

Tabelle 17: Design der Berliner Altersstudie (erste Welle: N = 156)

Altersgruppe (Jahre)	Frauen (n)	Männer (n)	Σ
70–75	13	13	26
76–80	13	13	26
81–85	13	13	26
86–90	13	13	26
91–95	13	13	26
96–103	13	13	26
Σ	78	78	156

Fragen aus allen Forschungseinheiten enthält (Multidisziplinäre Ersterhebung). Das Interview des Forschungsbereichs „Selbst und Persönlichkeit“, in der auch die Selbstdefinition erhoben wurde, stellt die achte dieser insgesamt 14 Sitzungen in der Sequenz von BASE dar. Alle Sitzungen der Sequenz eines Studienteilnehmers wurden von *einer* forschungs-technischen Assistentin (FTA) durchgeführt; dies bedeutet, daß sich Studienteilnehmer und FTA bei der Sitzung des Forschungsbereichs „Selbst und Persönlichkeit“ bereits durchschnittlich elf Wochen (Standardabweichung [SD] = fünf Wochen) nach der ersten Erhebungssitzung kannten.

Allgemeines Vorgehen

An die vom Landeseinwohneramt Berlin gezogenen Adressen wurde zunächst ein Anschreiben gesendet, in dem über die Berliner Altersstudie informiert und um die freiwillige Teilnahme an der Studie gebeten wurde. In einem zweiten Schritt nahm eine FTA zu einem angekündigten Termin direkten Kontakt mit dem potentiellen Studienteilnehmer auf. Dieser Kontakt, wie alle Erhebungen (außer drei Sitzungen, bei denen nichttransportable medizinische Geräte die Erhebung in einem Krankenhaus notwendig machten), fand in der Wohnung (bzw. dem Wohn- oder Pflegeheim) des Studienteilnehmers statt. Bis auf die medizinischen Untersuchungen, die von einem Arzt durchgeführt wurden, wurde ein Studienteilnehmer in jeder Sitzung von einer bestimmten FTA befragt, um die für das umfassende Erhebungsprogramm notwendige Vertrauensbasis zu schaffen.

Die gesamte Erhebung wurde im Stil eines Interviews durchgeführt; das heißt, jede der Fragen wurde von der FTA vorgelesen und gleichzeitig auf Lesetafeln in großen Schrifttypen vorgelegt. Dieses Vorgehen sollte den Sehproblemen und der Ermüdung durch Lesen und Schreiben entgegenwirken. Die Antwort des Studienteilnehmers wurde von der FTA in den Fragebogen eingetragen. Damit war es auch möglich, kranke, bettlägerige oder stark behinderte Personen zu befragen, die nicht mehr in der Lage gewesen wären, selbst zu schreiben. Aus Gründen der Standardisierung wurde dasselbe Vorgehen für alle Studienteilnehmer gewählt, unabhängig von ihrem jeweiligen Gesundheitszustand. Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet, was zum einen eine Nachprüfbarkeit der im Fragebogen verzeichneten Antworten und zum anderen die wörtliche Transkription der

Antworten auf offene Fragen (z.B. „Wer bin ich?“) ermöglichte. Das gesamte „Selbst und Persönlichkeit“-Interview dauerte durchschnittlich 84 Minuten (SD = 44 Minuten). Die Fragebogenbatterie umfaßte sowohl offene Fragen als auch standardisierte Skalen (Smith, Staudinger & Freund, 1991; Smith & Baltes, 1993). Die Erhebung der Selbstdefinition stand am Anfang des Interviews, um die Antworten nicht durch vorangehende Fragen und Skalen zu beeinflussen⁴⁵. Durchschnittlich dauerte es 22 Wochen (SD = 11 Wochen), die gesamte Untersuchungssequenz zu durchlaufen.

Untersuchungsstichprobe

In diesem Abschnitt werden die soziodemographischen Variablen der Studienteilnehmer berichtet. Die Informationen beziehen sich auf die dieser Untersuchung zugrundegelegte Stichprobe der ersten Welle (N = 156).

(1) *Alter*: Tabelle 18 stellt die Altersverteilung sowohl für die gesamte Stichprobe als auch für die Subgruppen (Frauen/Männer und Alte/sehr Alte) dar, die für manche der Analysen gebildet werden.

Tabelle 18: Alter der Studienteilnehmer von Studie I

Bezugsgruppe	Altersbereich (Jahre)	Mittelwert (Jahre)	Standardabweichung (Jahre)
Gesamte Stichprobe	70–103	84,9	9,0
Männer	70–100	84,8	8,7
Frauen	70–103	85,0	9,3
Alte	70– 84	77,3	4,6
Sehr Alte	85–103	92,6	4,7

(2) *Soziodemographische Variablen*: Die Charakterisierung der Stichprobe hinsichtlich der soziodemographischen Variablen Familienstand, Schulabschluß und Wohnform ist in Tabelle 19 sowohl für die gesamte Stichprobe als auch getrennt für die Subgruppen (Alte/sehr Alte und Männer/Frauen) angegeben.

Erhebungsinstrumente

Bevor auf die Instrumente zur Erfassung der zentralen Konstrukte von Studie I im einzelnen eingegangen wird, ermöglicht Tabelle 20 einen Überblick über die verschiedenen Meßverfahren.

⁴⁵ Subjektives Wohlbefinden wurde in der ersten Sitzung, der multidisziplinären Ersterhebung, erhoben, um eventuelle Interventionseffekte durch die intensive Datenerhebung von BASE selbst (insbesondere den häufigen Kontakt mit einer FTA) zu vermeiden. Die medizinischen Daten zu Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich wurden größtenteils von Ärzten in den entsprechenden Sitzungen 10 und 11 der Inneren Medizin erhoben.

Tabelle 19: Familienstand, Schulabschluß und Wohnform der Stichprobe von Studie I

Variable		Gesamtstichprobe (%)	Frauen (%)	Männer (%)	Alte (%)	Sehr Alte (%)
<i>Familienstand</i>	Verheiratet	25,0	6,4	43,6	35,9	14,1
	Verwitwet	58,3	69,2	47,4	42,3	74,4
	Geschieden	5,1	6,4	3,8	7,7	2,6
	Ledig	11,5	17,9	5,1	14,1	9,0
<i>Schulabschluß</i>	Volksschule	68,6	69,0	68,0	67,9	71,1
	Realschule	21,8	23,0	21,0	24,4	19,2
	Abitur	6,4	4,0	9,0	5,1	7,9
<i>Wohnform</i>	Privatwohnung	76,9	68,0	86,0	96,3	60,3
	Seniorenwohnhaus	5,8	9,0	3,0	0,0	11,5
	Seniorenheim	9,0	12,0	6,0	5,1	12,8
	Krankenhaus	4,5	5,0	4,0	1,3	7,7
	Krankenheim	3,8	6,0	1,0	0,0	7,7

Erhebung der Selbstdefinition. Die Selbstdefinition wurde mit Hilfe der offenen Frage „Wer bin ich?“ in Anlehnung an Bugental und Zelen (1950) erfaßt. Dieses Verfahren wurde zwar häufig, jedoch hinsichtlich der Anzahl der zu generierenden Sätze nicht einheitlich verwendet (Bugental & Zelen, 1950; Kuhn & McPartland, 1954; Filipp & Klauer, 1986).

In der vorliegenden Untersuchung wurden die Studienteilnehmer dazu aufgefordert, zehn Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ zu generieren. Eine zeitliche Limitation wurde hierfür nicht vorgegeben⁴⁶. Darstellung 3 gibt die Instruktion wieder, die den Studienteilnehmern laut vorgelesen und gleichzeitig in Kurzform auf einer Lesetafel (in großen Buchstaben) vorgelegt wurde. Jede Antwort wurde von der FTA auf jeweils eine Karte geschrieben, um damit die Aufgabe zu strukturieren und den Studienteilnehmern eine Möglichkeit zu geben, Aussagen zu revidieren oder Unklarheiten zu erläutern. Gleichzeitig wurde das Interview auf ein Tonband aufgenommen, so daß der Interviewabschnitt verbatim transkribiert werden konnte. Dieses Vorgehen ermöglichte es, unabhängig von den Zusammenfassungen der FTA für die Segmentierung und Codierung auf die wörtlichen Protokolle zu rekurren⁴⁷.

⁴⁶ Nur wenn ein Studienteilnehmer mehrfach versicherte, keine (weiteren) Aussagen zur Definition der eigenen Person machen zu können, wurde eine zeitliche Grenze von 20 Minuten für den Versuch, die Frage „Wer bin ich?“ mit zehn Aussagen zu beantworten, eingeführt.

⁴⁷ Auf die Mitschriften der FTA wurde nur in Fällen zurückgegriffen, in denen entweder die Zustimmung zu einer Tonbandaufnahme nicht gegeben worden war oder die Qualität der Aufnahme eine Transkription unmöglich machte (n = 5).

Tabelle 20: Übersicht der zentralen Meßinstrumente für Studie I (Teil A und B)

Konstrukt	Meßinstrument	Autoren	Modifikationen
Selbstdefinition	„Wer bin ich?“	Bugental & Zelen (1950)	10 Aussagen; mündliche Version
Subjektives Wohlbefinden	Philadelphia Center Geriatric Morale Scale	Lawton (1972, 1975)	deutsche Übersetzung; 15 Items; 5stufige Antwort-Skala
Gesundheitliche Einschränkungen:			
– Mobilität	Maximale Gehstrecke Romberg-Test Drehung um 360°	Borchelt & Steinhagen-Thiessen (1992)	
– Sehschärfe	Nah- und Fernvisus	Borchelt & Steinhagen-Thiessen (1992)	
– Hörfähigkeit	Hörschwellenbestimmung für reine Töne	Borchelt & Steinhagen-Thiessen (1992)	
– Unabhängigkeit in Basisaktivitäten	ADL-Skala ¹	Katz et al. (1970)	Selbsteinschätzung; 5 Items

¹ Adjustment to Daily Living.

Darstellung 3: Instruktion zu der Frage „Wer bin ich?“

In unserer ersten Aufgabe heute geht es darum, daß Sie sich in zehn kurzen Sätzen selbst beschreiben. Vielleicht stellen Sie sich einfach vor, Sie setzen sich in einer ruhigen Stunde hin und überlegen sich:

Wer bin ich?

Also zum Beispiel: Was Sie tun?

Was Sie fühlen?

Was Sie darstellen?

Was Sie interessiert?

Wer Sie sind?

Denken Sie kurz nach, wie Sie diese Frage beantworten würden.

Sagen Sie einfach in zehn kurzen Sätzen, was Ihnen im Moment dazu einfällt, und ich schreibe das dann für Sie auf.

Also wie würden Sie sich selbst beschreiben? *Ich bin ...*

Das beschriebene Vorgehen wurde aus drei Gründen für die vorliegende Untersuchung gewählt:

(1) In mehreren Untersuchungen, die keine Beschränkungen hinsichtlich der Anzahl selbstdefinierender Aussagen machten, wurden spontan durchschnittlich etwa zehn Aussagen generiert (z.B. McGuire & Padawer-Singer, 1979). Dieses Ergebnis kann als Hinweis dafür angesehen werden, daß für die meisten Personen eine Selbstdefinition in zehn Aussagen möglich ist.

Darstellung 4: Anweisungen an die Interviewer für das Vorgehen bei „Wer bin ich?“

- Die Instruktion muß *wörtlich* vorgelesen werden (keine Paraphrasierung in eigenen Worten)!
- Die erste Aufgabe des Fragebogens „Selbst und Persönlichkeit“ („Wer bin ich?“) soll dazu dienen, die Selbstdefinitionen der Studienteilnehmer zu erfassen. Es ist wichtig, daß die Selbstdefinitionen vom Studienteilnehmer spontan geäußert werden, das heißt, es sollen auf keinen Fall keine inhaltlichen Vorgaben oder Vorschläge gemacht werden. Die/der FTA sollte zwar die Studienteilnehmer *allgemein* positiv verstärken (z.B. „Das machen Sie wirklich sehr gut“), gleichzeitig sollte sich aber die/der FTA zum Inhalt der Selbstbeschreibungen *so neutral wie möglich* verhalten und beispielsweise zustimmende, positive oder tröstende Reaktionen vermeiden. Selbst wenn inhaltliche Unstimmigkeiten mit anderen Sitzungen (z.B. Soziologie) auffallen, so sollten diese nicht thematisiert werden, da es bei „Wer bin ich?“ nicht um objektive Wahrheiten, sondern um die subjektive Wahrnehmung der eigenen Person geht.
- Die Instruktion sollte dann wörtlich wiederholt werden, wenn der Eindruck entsteht, daß Studienteilnehmer die Fragestellung aus den Augen verloren hat. Die Instruktion und die Anregungssätze sollten immer als Block vorgelesen werden, das heißt, es soll keine dieser Fragen einzeln genannt werden, da dann bei der/dem Studienteilnehmer der Eindruck entstehen könnte, daß sie/er genau auf diese Frage eine Antwort geben solle. Die einzelnen Anregungen sollten vom Studienteilnehmer nicht so verstanden werden, als müßten sie einzeln abgearbeitet werden; es ist manchmal hilfreich, den Anregungscharakter dieser Fragen zu betonen.
- Die Fragestellung „Wer bin ich?“ bezieht sich nicht zwangsläufig auf die Gegenwart; falls Studienteilnehmer unsicher ist, ob er/sie auch vergangenheits- oder zukunftsbezogene Aussagen machen darf, sollte nicht darauf gedrängt werden, daß nur gegenwartsbezogene Aussagen gemacht werden.
- Bildung von Aussage-Einheiten (Niederschrift auf Karten): Immer dann, wenn ein Studienteilnehmer einen anderen Inhaltsbereich thematisiert, gilt die vorhergehende Aussage als eine Einheit (d.h. auch wenn sie länger als ein Satz ist). Im Zweifelsfall ist es besser, zu viel Information als eine Aussage zählen als zu wenig.

(2) Die Aufgabe sollte für alle Studienteilnehmer identisch sein. Da die Stichprobe von BASE auch kranke oder behinderte (z.B. seh- oder hörbehinderte) Menschen umfaßt, war das Format am ‚schwächsten‘ Studienteilnehmer zu orientieren. Dies machte eine gesprochene Version notwendig, bei der der Studienteilnehmer weder lesen noch schreiben können muß. Um auch schwerhörige und taube Personen von der Untersuchung nicht auszuschließen, war gleichzeitig eine Lesetafel notwendig.

(3) Aus demselben Grund wurde eine zeitliche Begrenzung als nicht angemessen angesehen, da kranke Personen unter Umständen aufgrund ihrer Erkrankung nur sehr langsam sprechen können.

In Darstellung 4 sind die Instruktionen für das Vorgehen bei der Erhebung der Selbstdefinition aufgeführt, die eine Standardisierung so weit wie möglich sicherstellen sollten. Diese Liste wurde nicht nur in schriftlicher Form an die Interviewer ausgehändigt, sondern vor Beginn der Datenerhebung in einem Interviewtraining in mehreren Sitzungen eingeübt. Während der Erhebungsphase wurden diese Instruktionen in Rückmeldungsitzungen für die Interviewer wiederholt.

Die verschiedenen Schritte in der Erfassung der Selbstdefinition lassen sich wie folgt *zusammenfassen*:

- (1) Erhebung der Selbstdefinition mit einer mündlichen Version der offenen Frage „Wer bin ich?“ im Rahmen des Interviews zu „Selbst und Persönlichkeit“ (Protokollierung der Antworten durch FTA);

- (2) wörtliche Transkription des Interviewabschnitts;
- (3) Segmentierung der WBI-Protokolle durch zwei unabhängige Segmentierer;
- (4) Codierung der Segmente mit Hilfe eines computerisierten Programmes in zufälliger Reihenfolge durch zwei unabhängige Codierer in insgesamt vier einzelnen Durchgängen nach (a) Kategorien, (b) Reichhaltigkeit, (c) Bewertung und (d) Zeitbezug.

Erhebung der weiteren Prädiktor- und Kriteriumsvariablen von Teil B (Studie I). Als Prädiktorvariablen für subjektives Wohlbefinden (Kriteriumsvariable) sollen zum einen die verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition herangezogen werden, deren Erhebung im vorhergehenden Abschnitt dargestellt wurde. Zum anderen soll das subjektive Wohlbefinden durch Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich vorhergesagt werden.

Einschränkende Lebensbedingungen wurden im Bereich der Gesundheit von der Forschungseinheit „Innere Medizin“ als sensorische Funktionsfähigkeit und Mobilität erhoben (Borchelt & Steinhagen-Thiessen, 1992).

(1) *Mobilität* wurde im Rahmen der Ersterhebung als die Selbsteinschätzung der maximalen Gehstrecke, die ohne eine Pause zurückgelegt werden kann, erhoben. Die sieben Antwortalternativen bestanden in den folgenden Strecken: (a) kann nicht gehen, (b) (nur) einige Schritte, (c) 10 bis 99 m, (d) 100 bis 500 m, (e) 501 bis 999 m, (f) 1 bis 5 km, (g) > 5 km.

Die Mobilität wurde darüber hinaus über zwei weitere Indikatoren gemessen (vgl. Tinetti, 1986): (a) Es wurde von einem Arzt auf einer sechsfach abgestuften Skala⁴⁸ eingeschätzt, wie gut ein Studienteilnehmer dazu in der Lage war, die *Balance* über eine Minute beim aufrechten Stehen mit geschlossenen Beinen und geschlossenen Augen zu halten (Romberg Test); (b) die Studienteilnehmer wurden dazu aufgefordert, so schnell wie möglich eine Drehung um 360° zu vollziehen, ohne dabei hinzufallen; es wurden die Schritte gezählt, die ein Studienteilnehmer benötigte, um diese Drehung zu vollziehen.

(2) *Sehschärfe* wurde mit Hilfe von zwei verschiedenen Standard-Lesetafeln erfaßt (gemessen in Snellen Dezimaleinheiten). Der Fernvisus wurde beidäugig mit einer Distanz von 2,5 Meter erhoben; diese Erhebung wurde im Rahmen der multidisziplinären Ersterhebung durchgeführt. Der Nahvisus wurde in der Sitzung der Inneren Medizin für das linke und rechte Auge getrennt erhoben, wobei die Tafel in Leseabstand dargeboten wurde. Diese Messungen wurden sowohl mit als auch ohne eine eventuell verfügbare optische Korrektur (Brille, Lupe) durchgeführt. Als Maß für die Sehschärfe galten die jeweils besten Werte.

(3) *Hörfähigkeit* wurde mit Hilfe eines Bosch ST-20-1 Audiometer gemessen. Die Bestimmung der Hörschwelle wurde für reine Töne der Frequenzen 1,00, 2,00, 3,00, 4,00, 6,00, 8,00, ,050 und 0,25 (in dieser Reihenfolge) getrennt für das linke und das rechte Ohr bestimmt, indem die Lautstärke der Töne, die über Kopfhörer dargeboten wurden, schrittweise erhöht wurde. Diese Erhebung wurde ohne eventuell vorhandene Hörhilfen (Hörgerät) durchgeführt.

(4) Darüber hinaus wurde die *Unabhängigkeit in Basisaktivitäten des täglichen Lebens* mit einer modifizierten Form der ADL-Skala (Adjustment to Daily Living) von Katz et al.

⁴⁸ Die Skala umfaßte die folgenden Abstufungen: 1 – kein Schwanken, 2 – leichtes Schwanken, 3 – starkes Schwanken bei Halten der aufrechten Stellung, 4 – kann die aufrechte Stellung nicht halten, sich aber selbst korrigieren, 5 – kann die aufrechte Stellung nicht halten, benötigt Hilfe zur Korrektur, 6 – nicht zu aufrechtem Stehen in der Lage.

(1970) erfaßt. Die ADL-Skala, die Teil der Ersterhebung war, fragt nach der Selbsteinschätzung hinsichtlich der Selbständigkeit, die folgenden Tätigkeiten auszuführen: (a) Aufstehen (Bett oder Stuhl), (b) Ankleiden, (c) auf die Toilette gehen, (d) Baden, Duschen, Waschen des Körpers, (e) Nahrungsaufnahme. Der ADL-Index wird gebildet, indem die Anzahl der Tätigkeiten, die eine Person ohne Inanspruchnahme von Hilfe auszuführen angibt, ungewichtet aufsummiert wird.

Da für Studie I nicht die Einschränkungen in den spezifischen gesundheitlichen Bereichen von Interesse waren, wurde aus den verschiedenen Indikatoren für gesundheitliche Einschränkungen durch Mittelwertbildung ein *globales Maß* errechnet. Die einzelnen Werte wurden vor ihrer Aufsummierung zunächst z-transformiert, um eine allen Indikatoren gemeinsame Metrik zu erhalten⁴⁹. Die mittlere Item-Interkorrelation betrug .46 (Minimum = .26, Maximum = .64); die interne Konsistenz der ‚Skala‘ für gesundheitliche Einschränkungen nach Cronbach (1951) betrug $\alpha = .81$.

Die Kriteriumsvariable *Subjektives Wohlbefinden* wurde mit Hilfe einer deutschen Kurzversion der Philadelphia Geriatric Center Morale Scale (PCGMS) von Lawton (1972, 1975) erfaßt, die insgesamt 15 Items umfaßte (Liang & Bollen, 1983, 1985). In der vorliegenden Untersuchung wurde ein Gesamtscore für subjektives Wohlbefinden durch die Bildung des Mittelwerts über alle Items gebildet, da keine Vorhersagen für einzelne Facetten des Wohlbefindens bestehen⁵⁰.

Die PCGMS, bestehend aus 22 dichotomen Items⁵¹, wurde unter der Annahme konstruiert, daß subjektives Wohlbefinden („morale“) nicht als ein-, sondern als multidimensionales Konstrukt aufzufassen sei. Die Skala wurde für eine Stichprobe von Altenheimbewohnern an Einschätzungen des Pflegepersonals validiert. Faktorenanalytisch wurden von Lawton (1972) sechs Dimensionen ermittelt: Haltung gegenüber dem eigenen Altern („attitude toward own aging“), Aufgeregtheit („agitation“), Einsamkeit („lonely dissatisfaction“), Akzeptanz des Status quo („acceptance of status quo“), Optimismus („easy-going optimism“), Anspannung („urgency“). Da diese Faktorenstruktur jedoch in einer Untersuchung von Morris und Sherwood (1975) nicht vollständig repliziert werden konnte, revidierte Lawton (1975) die PCGMS auf der Grundlage einer neuen Untersuchung (N = 1.086). Diese revidierte Skala umfaßt 17 Items, die sich zu drei Faktoren gruppieren (mit einer Varianzaufklärung von 43 %): Haltung gegenüber dem eigenen Altern, Aufgeregtheit, Einsamkeit („lonely dissatisfaction“). Der Name des dritten Faktors geht vornehmlich auf zwei seiner sechs Items zurück („How much do you feel lonely?“; „I see enough of my friends and relatives“), während die restlichen vier Items eher allgemeine Lebens(un)zufriedenheit reflektieren (z.B. „I sometimes feel that life isn't worth living“). Die beiden genannten Einsamkeitsitems waren von Morris und Sherwood (1975) aus der Skala ausgeschlossen worden, da ihrer Auffassung zufolge Einsamkeit ein von subjektivem Wohlbefinden zu trennendes Konstrukt darstellt. Auch in der in der vor-

⁴⁹ Die Verteilungskennwerte dieses globalen Maßes für gesundheitliche Einschränkungen sind: Mittelwert = 0, STD = .7, Schiefe = .5 (SE = .2), Exzeß = -.1 (SE = .4).

⁵⁰ Die Auswahl der Items dieser Skala und die deutsche Übersetzung waren im Rahmen einer Pilotstudie von BASE (N = 111) getestet worden. Die Übersetzung der Items und Information über die Faktorenstruktur für diese Skala ist in Anhang E angegeben.

⁵¹ In Übereinstimmung mit den anderen Fragebogenverfahren des „Selbst und Persönlichkeit“-Interviews wurde in der vorliegenden Untersuchung ein 5stufiges Antwortformat verwendet (1 – trifft sehr gut zu, 2 – trifft gut zu, 3 – dazwischen, 4 – trifft kaum zu, 5 – trifft überhaupt nicht zu).

liegenden Studie verwendeten Kurzform der PCGMS wurde auf diese beiden Einsamkeitsitems verzichtet (vgl. Liang & Bollen, 1983, 1985)⁵².

Da das zentrale Interesse von Studie I nicht in der Vorhersage einzelner Dimensionen subjektiven Wohlbefindens besteht, wurde – aus Gründen der Ökonomie der Datenanalyse – der Mittelwert aller 15 Items als ein globaler Indikator für subjektives Wohlbefinden gebildet. Die Verteilungswerte dieses Maßes sind: Mittelwert = 3.6, STD = .61, Minimum = 1.8, Maximum = 4.9, Schiefe = -0.17 (Standardfehler [SE] = .19), Exzeß = -0.16 (SE = .39). Die interne Konsistenz der Skala beträgt nach Cronbach (1951) $\alpha = .82$.

Zusammenfassung

Studie I der vorliegenden Arbeit wurde im Rahmen der Berliner Altersstudie (BASE) durchgeführt. BASE ist eine multidisziplinäre, querschnittliche Untersuchung an einer für die über 70jährigen Bürger West-Berlins repräsentativen, nach Alter und Geschlecht stratifizierten Stichprobe. Studie I basiert auf der ersten Welle (N = 156) von BASE, die ebenfalls nach Alter und Geschlecht stratifiziert ist.

Der Selbstdefinition, das zentrale Konstrukt dieser Studie, wurde mit Hilfe einer mündlichen Version der offenen Frage „Wer bin ich?“ erhoben (in Anlehnung an Bugental & Zelen, 1950). Der verbatim transkribierte Interviewabschnitt wurde (1) auf der Grundlage eines für diese Studie entwickelten Kategoriensystems segmentiert, (2) hinsichtlich (a) des Inhalts, (b) der Struktur und (c) der Dimensionen Zeitbezug und Bewertung codiert. Diese Daten werden sowohl zur Beschreibung der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Erwachsenenalter dienen (Teil A) als auch als Prädiktorvariablen zur Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden (Teil B).

Gesundheitliche Einschränkungen – eine weitere Prädiktorvariable für subjektives Wohlbefinden in Teil B von Studie I – wurden in den Bereichen der Mobilität, des Sehens und des Hörens erhoben. Als ein zusätzlicher Indikator für gesundheitliche Einschränkungen diente eine Skala zur Erfassung der Unabhängigkeit in den Basisaktivitäten des täglichen Lebens (modifizierte Version der ADL-Skala von Katz et al., 1970). Diese verschiedenen Indikatoren wurden durch Mittelwertbildung zu einem globalen Wert zusammengefaßt. Subjektives Wohlbefinden wurde mit Hilfe der von Lawton (1979) entwickelten Skala (PCGMS) erhoben. In BASE wurde eine deutsche Kurzversion eingesetzt, die insgesamt 15 Items umfaßt. Als Maß für das subjektive Wohlbefinden wurde ein Gesamtwert als der Mittelwert aller Items gebildet.

⁵² Die 15 Items (siehe Anhang E) dieser Skala gruppieren sich in der vorliegenden Untersuchung zu drei Faktoren: (1) Ausgeglichenheit (Cronbachs Alpha = .77), (2) Zufriedenheit mit dem Alter (Cronbachs Alpha = .75) und (3) Lebenszufriedenheit (Cronbachs Alpha = .61).

Kapitel 4

Studie I: Ergebnisse

Am Beginn dieses Kapitels steht die Darstellung der Reliabilität des Auswertungsverfahrens zur Erfassung von Selbstdefinitionen als die Übereinstimmung zwischen den Segmentierern bzw. Codierern, die als eine der wesentlichen Voraussetzungen zur Überprüfung der Hypothesen von Studie I aufzufassen ist. Anschließend werden die beschreibenden Statistiken der verschiedenen Maße der Selbstdefinition aufgeführt. Im zweiten Abschnitt werden die Ergebnisse von Teil A dieser Studie zu Inhalt und Struktur der Selbstdefinition im hohen Alter dargestellt. Der abschließende Teil dieses Kapitels befaßt sich mit den Ergebnissen von Teil B, der Überprüfung der Hypothesen bezüglich der Funktion der Merkmale der Selbstdefinition, dem wohlbefindensmindernden Einfluß von Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich entgegenzuwirken.

4.1 Reliabilität der Auswertung

Der erste Schritt in der Auswertung der „Wer bin ich?“-Protokolle (WBI) bestand in der Bildung von Segmenten, die den Text in codierbare Einheiten teilten. Die Reliabilität hinsichtlich der *Segmentierung* der WBI-Protokolle wurde als die Übereinstimmung in der Bildung von Einheiten für beide Segmentierer getrennt mit einem von der Verfasserin (AF) erstellten Normprotokoll bestimmt (siehe Beispiel in Darstellung 5). Die Anzahl der identisch gebildeten Einheiten wurde für die Berechnung der prozentualen Übereinstimmung durch die Anzahl der Gesamtzahl der Segmente des Protokolls geteilt⁵³.

Die durchschnittliche Übereinstimmung über alle 156 WBI-Protokolle betrug zwischen S1 und AF $M = 95,1$ Prozent, die zwischen S2 und AF $M = 86,8$ Prozent. Als zusätzliche Kontrolle wurden 10 Prozent der Protokolle ($n = 15$) von einer dritten Segmentiererin (C3) bearbeitet; die Übereinstimmung zwischen AF und C3 betrug $M = 83,8$ Prozent.

Der zweite Schritt der Auswertung bestand in der *Codierung* der einzelnen Segmente hinsichtlich (1) des Inhalts (selbstdefinierende Bereiche und Metakategorien), (2) der Reichhaltigkeit, (3) des Zeitbezugs und (4) der Bewertung (vgl. Tab. 16). Die Übereinstimmung zwischen den beiden unabhängigen Codierern ist für jede der Inhaltskategorien und der Dimensionen in Tabelle 21 als die prozentuale Übereinstimmung („Hit-Rate“) angegeben⁵⁴.

⁵³ Eine Korrektur um die Zufallswahrscheinlichkeit, mit der die Segmentbildung in einem gegebenen Text übereinstimmt, schien insofern nicht sinnvoll, als theoretisch nach jedem Wort eine Segmentgrenze gesetzt werden konnte.

⁵⁴ Als „Normcodierung“ wurde hierfür die von C1 vorgenommene Codierung gewertet.

Darstellung 5: Beispiel für die Berechnung der Übereinstimmung in der Segmentierung
(die eckigen Klammern zeigen die Segmentgrenzen an)

Fiktives Text-Beispiel:

Ich gehe gerne ins Theater, schaue aber auch viel, viel fern – insbesondere Serien. Kann man doch so sagen als Antwort auf die Frage, oder was meinen Sie? Na, und dann bin ich im allgemeinen ein freundlicher Mensch. Und natürlich, das ist ganz wichtig, sehe ich mich als Familienvater, der seine Kinder und Enkelkinder über alles liebt.

„Normsegmentierung“ (AF):

[Ich gehe gerne ins Theater,] [schaue aber auch viel, viel fern – insbesondere Serien.] [Kann man doch so sagen, als Antwort auf die Frage, oder was meinen Sie?] [Na, und dann bin ich im allgemeinen ein freundlicher Mensch.] [Und natürlich, das ist ganz wichtig, sehe ich mich als Familienvater, der seine Kinder und Enkelkinder über alles liebt.]

Anzahl der Segmente: 5

Segmentierung (S):

[Ich gehe gerne ins Theater, schaue aber auch viel, viel fern – insbesondere Serien.] [Kann man doch so sagen, als Antwort auf die Frage, oder was meinen Sie?] [Na, und dann bin ich im allgemeinen ein freundlicher Mensch.] [Und natürlich, das ist ganz wichtig, sehe ich mich als Familienvater, der seine Kinder und Enkelkinder über alles liebt.]

Anzahl der Segmente: 4

Anzahl identischer Segmente: 3
Übereinstimmung: 60 Prozent

Zum anderen wurde die Übereinstimmung der beiden Codierer *über alle Kategorien* berechnet, da bei jeder Vergabe eines Codes keine dichotome Entscheidung getroffen werden mußte, sondern zwischen allen Codes des Kategoriensystems ausgewählt wurde (vgl. Cohen, 1960). Da nicht a priori festgelegt war, wie häufig eine bestimmte Kategorie zu vergeben war (freie Marginalien), wurde die von Brennan und Prediger (1981) vorgeschlagene modifizierte Formel zur Berechnung von Kappa verwendet⁵⁵. Die Übereinstimmung nach der Zufallskorrektur betrug für Codierung hinsichtlich des Inhalts $\kappa_n = .85$, für die Dimension ‚Zeitbezug‘ ergab sich $\kappa_n = .84$, für die Dimension ‚Bewertung‘ $\kappa_n = .85$, und für ‚Reichhaltigkeit‘ $\kappa_n = .82$.

Die Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche wurde berechnet, indem für jede der Kategorien 1 bis 20 der Wert 0 für „nicht thematisiert“ oder 1 für „ein- oder mehrmals thematisiert“ vergeben und über alle Inhaltskategorien aufsummiert wurde. Hierfür wurden – wie im vorausgehenden Kapitel erläutert – ausschließlich die ersten zehn Segmente des WBI-Protokolls als Erhebungseinheit herangezogen, die sich auf inhaltliche Bereiche der Selbstdefinition bezogen (d.h. ausschließlich der Metakategorien). Auch die

⁵⁵ Die Formel für die Modifikation von Cohens Kappa nach Brennan und Prediger (1981) lautet:

$$\kappa_n = \frac{p_{ij} - \frac{1}{c}}{1 - \frac{1}{c}}$$

wobei p_{ij} die relative Häufigkeit bezeichnet, mit der zwei unabhängige Coder übereinstimmen, c die Anzahl der Kategorien, die zur Codierung jedes Ereignisses zur Verfügung standen.

Reichhaltigkeit der Selbstdefinition, bestimmt als die Summe der Aspekte aller selbstdefinierenden Bereiche, bezieht sich auf die Erhebungseinheit der ersten zehn Segmente. Dieser Wert gibt die bereichsübergreifende Reichhaltigkeit der Selbstdefinition an, die unabhängig von der Anzahl verschiedener Bereiche ist.

Wie aus Tabelle 21 hervorgeht, kann die Reliabilität der Auswertung der WBI-Protokolle als zufriedenstellend angesehen werden. Im Fall von Nichtübereinstimmungen gingen in die weiteren Analysen die Codes ein, die aus der Konsensbildung zwischen den Codierern und der Verfasserin hervorgingen.

Tabelle 21: Übereinstimmung zwischen den beiden Codierern (Studie I)

Kategorie	Anzahl der Codierungen	Hits (%)
<i>A. Selbstdefinierende Bereiche</i>		
1. Soziodemographische Variablen	119	91,6
2. Finanzielle/materielle Belange	29	93,1
3. Psychischer Stil		
a) Persönlichkeitsmerkmale	115	73,9
b) Selbstbezogen ¹	9	66,7
c) Objektbezogen	22	84,6
4. Gefühle/Stimmung	59	69,5
5. Körperselbstbild	17	76,5
6. Gesundheit	136	92,5
7. Intellektuelle Fähigkeiten/kognitiver Stil	64	76,2
8. Beruf/berufsähnliche Beschäftigung	117	94,0
9. Interessen zu Hause		
a) Gesellschaftliche Partizipation	109	86,2
b) Allgemeine Interessen	193	84,5
10. Außerhäusige Aktivitäten		
a) Gesellschaftliche Partizipation	29	82,8
b) Allgemeine Interessen	120	95,8
11. Tagesablauf	124	83,1
12. Alltagskompetenz	92	78,3
13. Erlebnisse/Lebensereignisse	17	88,2
14. Soziale Kontakte/Beziehungen	158	79,1
15. Familie/Angehörige	164	84,8
16. Interpersoneller Stil	136	76,5
17. Allgemeines Lebenswissen/Lebensregeln	87	65,5
18. Lebensbilanz/Lebensrück- und -ausblick	121	85,1
19. Nachdenken über Sterben/Tod	19	94,7
20. Überzeugungen		
a) Religiös/ideologisch	148	56,8
b) (Sozial-)politisch	22	77,3

¹ Aufgrund der geringen Häufigkeit, mit der diese Subkategorie auftrat, wurde sie unter der Subkategorie 3a ‚Persönlichkeitsmerkmale‘ subsumiert. Damit setzt sich die Kategorie 3 aus den beiden Subkategorien ‚Persönlichkeitsmerkmale‘ und ‚objektbezogene Vorlieben und Abneigungen‘ zusammen.

noch Tabelle 21: Übereinstimmung zwischen den beiden Codierern (Studie I)

Kategorie	Anzahl der Codierungen	Hits (%)
<i>B. Metakategorien</i>		
I – Unfähigkeit, sich selbst zu beschreiben	107	79,4
F – Aufgabenbezogene Fragen; Wiederholung der Instruktion	863	96,8
M – Aufgabenbezogene Kommentare	281	94,0
A – Beschreibung durch andere Personen scheint angemessener	6	83,3
X – Nichtcodierbare Aussagen	35	70,0
<i>C. Strukturelle Merkmale und Dimensionen</i>		
Reichhaltigkeit (Anzahl der Aspekte)	2.062	83,0
Zeitbezug		
– Vergangenheit	118	75,4
– Gegenwart	2.067	98,3
– Zukunft	61	93,4
Bewertung		
– Neutral	1.482	96,3
– Positiv	470	88,7
– Negativ	277	90,2
– Ambivalent	20	80,1

4.2 Deskriptive Analysen der verschiedenen Maße der Selbstdefinition

Bevor die Ergebnisse der Analysen zu den Hypothesen von Teil A und B dieser Studie dargestellt werden, sollen die deskriptiven Befunde für die Selbstdefinition berichtet werden, um das Datenmaterial und dessen Qualität zu charakterisieren.

Gemäß der Instruktion gingen nicht mehr als zehn selbstdefinierende Aussagen in die Analysen ein, auch wenn ein WBI-Protokoll mehr codierbare Segmente enthielt. Einschließlich der Metakategorien generierten die Studienteilnehmer durchschnittlich $M = 21.9$ Segmente ($SD = 7.7$; Min. = 9, Max. = 49); betrachtet man nur solche Aussagen, die sich auf den Inhalt der Selbstdefinition beziehen, beträgt die mittlere Anzahl der Segmente $M = 13.6$ Segmente ($SD = 4.6$; Min. = 4, Max. = 34). 85,3 Prozent der WBI-Protokolle umfaßten mindestens zehn Segmente, die einer der Inhaltskategorien (ausschließlich der Metakategorien) zugeordnet werden konnten⁵⁶.

In Tabelle 22 sind minimaler und maximaler Wert, Mittelwert, Standardabweichung und Schiefe und Exzeß der Verteilungen der strukturellen Merkmale und Dimensionen der

⁵⁶ Die verbleibenden 14,7 Prozent schlüsseln sich folgendermaßen auf: 3,2 Prozent der Protokolle umfaßten vier Segmente, 1,3 Prozent sechs Segmente, 1,3 Prozent sieben Segmente, 3,2 Prozent acht Segmente und 5,8 Prozent neun Segmente. Diese Verteilung ergibt einen Mittelwert von $M = 9.6$ Segmenten ($SD = 1.2$) für die Erhebungseinheit von maximal zehn Segmenten. Die Gruppe der ‚Alten‘ unterschied sich hinsichtlich des Mittelwertes der generierten Segmente zwar nur geringfügig, aber statistisch signifikant von der Gruppe der ‚Sehr Alten‘ (‚Alte‘: $M = 9.8$ Segmente; ‚Sehr Alte‘: $M = 9.4$ Segmente; $t [154] = 2.4$, $p \leq .05$).

Tabelle 22: Deskriptive Statistik für die strukturellen Merkmale: ‚Anzahl selbstdefinierender Bereiche‘, ‚Reichhaltigkeit der Selbstdefinition‘ sowie der Dimensionen ‚Bewertung‘ und ‚Zeitbezug der Selbstdefinition‘ (N = 156)

Dimension	Minimum	Maximum	Mittelwert	STD	Schiefe	(SE)	Exzeß	(SE)
Anzahl der Bereichen (N)	2	10	6.9	1.5	-.6	(.2)	.5	(.4)
Reichhaltigkeit (R)	4	28	14.4	3.9	.4	(.2)	1.6	(.4)
Facettenreichtum (N × R)	8	196	100.5	34.3	-.1	(.2)	.4	(.4)
Zeit								
Gegenwart	3	10	8.8	1.7	.2	(.2)	.2	(.4)
Vergangenheit ¹	0	6	.6	1.2	2.5	(.2)	6.2	(.4)
Zukunft	0	2	.2	.4	2.5	(.2)	5.6	(.4)
Bewertung								
Positiv	0	7	2.0	1.8	.7	(.2)	-.2	(.4)
Negativ	0	5	1.2	1.4	1.1	(.2)	.3	(.4)
Neutral	2	10	6.4	1.9	.0	(.2)	-.6	(.4)

STD = Standardabweichung; SE = Standardfehler.

¹ Die Variable „Vergangenheitsbezug“ wurde aufgrund der Schiefe der Verteilung für die unten berichteten Korrelationen durch die Zuweisung von Werten zwischen 0 und 2 transformiert (0 = 0, 1 = 1, 2 = 1.2, 3 = 1.4, 4 = 1.6, 5 = 1.8, 6 = 2.0). Diese Transformation führt zu folgenden Verteilungskennwerten: Minimum-Maximum = 0 – 2, Mittelwert = .3, STD = .6, Schiefe = 1.2 (SE = .2), Exzeß = -.1 (SE = .4). Die Dimension „Zukunftsbezug“ wurde nicht zu weiteren Analysen herangezogen.

Selbstdefinition aufgeführt⁵⁷. Wie Abbildung 9 zeigt, die die Häufigkeitsverteilung (in Prozent der Stichprobe) für das Merkmal Anzahl selbstdefinierender Bereiche darstellt, wies die Verteilung dieser Variable weder Boden- noch Deckeneffekte auf. Der gesamte mögliche Wertebereich – mit einem Minimum von zwei und einem Maximum von zehn selbstdefinierenden Bereichen – wurde von der Stichprobe ausgeschöpft⁵⁸. Der größte Teil der Stichprobe alter und sehr alter Menschen (72,4 %) definierte sich über sechs bis acht verschiedene Bereiche (Modalwert = 7 Bereiche).

In Abbildung 10 ist die Verteilung der Reichhaltigkeit der Selbstdefinition dargestellt. Der größte Teil der Stichprobe (88,5 %) generierte zwischen 10 und 20 verschiedene Aspekte, um sich selbst zu definieren (Modalwert = 14). Auch diese Variable wies weder Boden- noch Deckeneffekte auf.

Tabelle 23 gibt die *Interkorrelationen* zwischen den verschiedenen Merkmalen der Selbstdefinition an. Die Anzahl selbstdefinierender Bereiche und die Reichhaltigkeit der

⁵⁷ Im folgenden beziehen sich alle deskriptiven Angaben und Analysen ausschließlich auf die ersten zehn Segmente, die mit einer der Inhaltskategorien 1 bis 20 codiert worden waren. Ausnahmen bildeten 14,7 Prozent der Fälle (n = 23), da diese WBI-Protokolle weniger als zehn inhaltlich codierbare Segmente umfaßten; in diesen Fällen wurden alle inhaltlich codierten Segmente in die Analysen aufgenommen.

⁵⁸ Die Art der Segmentierung bedingte ein Minimum an zwei selbstdefinierenden Bereichen: Da die Grenze eines Segmentes durch den Wechsel von einem Inhaltsbereich zu einem anderen (im Sinne des Kategoriensystems) bestimmt war, mußten mindestens zwei verschiedene Bereiche thematisiert sein, um die Erhebungseinheit von zehn Segmenten zu bilden. Zehn Segmente waren demnach im extremen Fall durch die alternierende Thematisierung von zwei verschiedenen Bereichen konstituierbar.

Abbildung 9: Verteilung der Dimension ‚Anzahl der Bereiche‘, das heißt der Anzahl verschiedener Bereiche, die zur Selbstdefinition herangezogen wurden (N = 156)

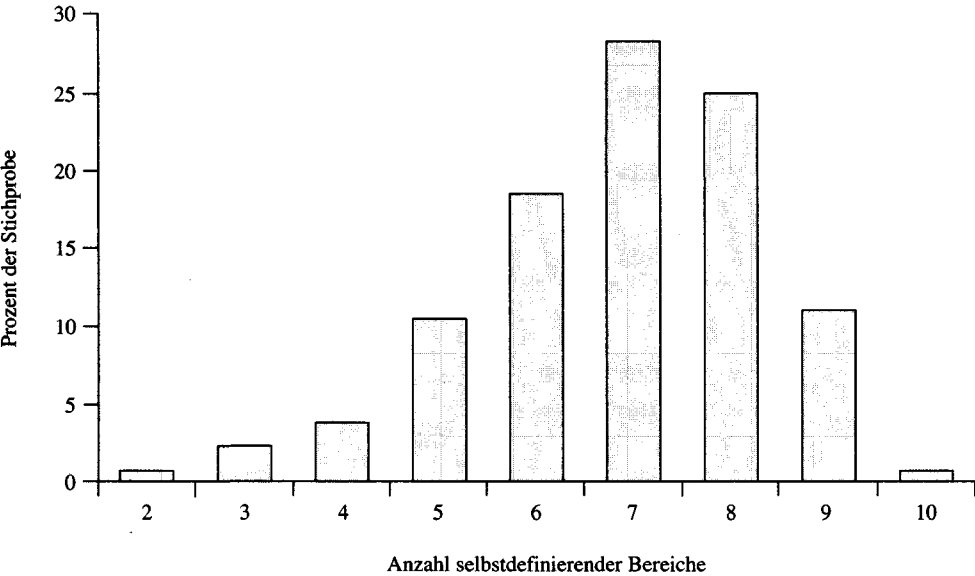


Abbildung 10: Verteilung der Dimension ‚Reichhaltigkeit‘, das heißt der Anzahl unterschiedlicher Aspekte der Selbstdefinition (N = 156)

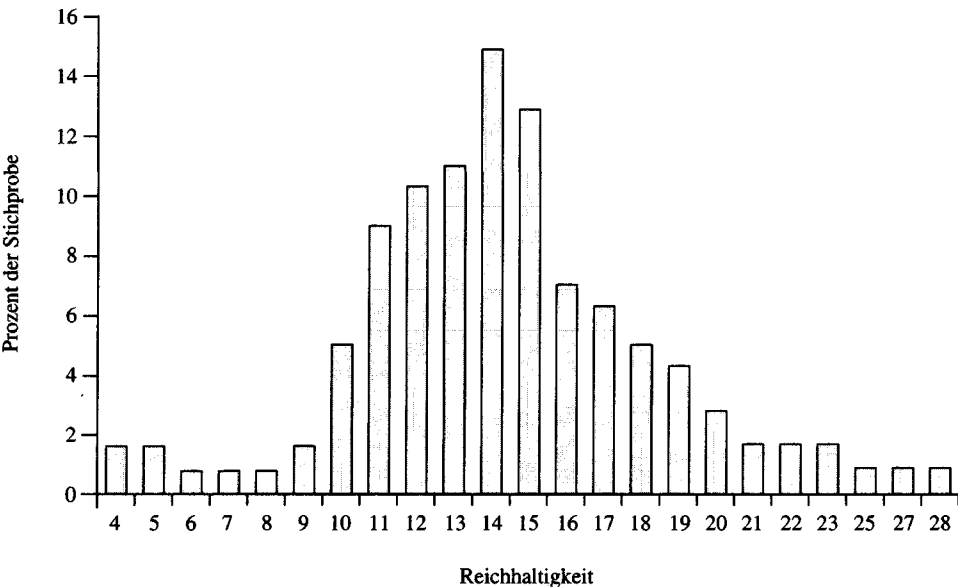


Tabelle 23: Interkorrelation der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition: ‚Anzahl der Bereiche‘, ‚Reichhaltigkeit‘, ‚Facettenreichtum‘, ‚Bewertung‘, ‚Zeitbezug‘ (N = 156)

	Reich- haltigkeit	Facetten- reichtum	Zeitbezug		Bewertung		
			Gegenwart	Vergangenheit	positiv	negativ	neutral
Anzahl der Bereiche	.28**	.71**	.40**	.01	.07	.15	.21
Reichhaltigkeit		.85**	.32**	.10	.10	.16*	.17*
Facettenreichtum			.35**	.09	.10	.20*	.18*
Zeitbezug							
Gegenwart				-.57**	.08	.07	.33**
Vergangenheit					-.04	.05	.00
Bewertung							
Positiv						-.19*	-.61**
Negativ							.33**

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$ (2seitig).

Selbstdefinition hingen nur moderat zusammen, so daß davon ausgegangen werden kann, daß es sich um zwei distinkte Merkmale der Selbstdefinition handelt. Das Maß für Facettenreichtum korrelierte dagegen sowohl mit der Anzahl selbstdefinierender Bereiche als auch mit der Reichhaltigkeit hoch; dieser starke Zusammenhang ist darauf zurückzuführen, daß der Facettenreichtum als die multiplikative Verknüpfung der Anzahl selbstdefinierender Bereiche mit der Reichhaltigkeit bestimmt wurde. Die Höhe der Korrelationen von ‚Facettenreichtum‘ und seinen beiden Konstituenten, die teilweise auf deren Verknüpfung zurückzuführen ist, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Variable Information beinhaltet, die über die Anzahl selbstdefinierender Bereiche und die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition hinausgeht. Diese Information besteht aus den nichtlinearen Anteilen dieser beiden Merkmale. Die Höhe der Korrelation zwischen dem Facettenreichtum und der Anzahl selbstdefinierender Bereiche bzw. der Reichhaltigkeit der Selbstdefinition ist nicht a priori festgelegt und spiegelt einen nicht trivialen Zusammenhang wider. Dies gilt jedoch nicht für die negative Korrelation zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsbezug der Selbstdefinition. Zieht man nämlich in Betracht, daß sich nur 1,6 Prozent der Segmente auf die Zukunft bezogen, so ergibt sich, daß die Anzahl der gegenwarts- und vergangenheitsbezogenen Segmente einander stark bestimmen⁵⁹.

Insgesamt kann die Qualität des Datenmaterials – sowohl hinsichtlich der Übereinstimmung der Segmentierer und Codierer als auch der Verteilung der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition – als gut bezeichnet werden. Insbesondere unter Berücksichtigung des hohen Alters der Studienteilnehmer und der Komplexität der Aufgabe, sich in eigenen

⁵⁹ Da ein – wenn auch geringer – Teil der Segmente zukunftsbezogen war, handelt es sich hierbei nicht um eine rein ipsative Beziehung.

Worten selbst zu definieren, ist es bemerkenswert, daß der größte Teil der Stichprobe dazu in der Lage war, zehn codierbare Aussagen zu generieren⁶⁰.

4.3 Teil A: Inhalt und Struktur der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen

In diesem Abschnitt werden die Ergebnisse hinsichtlich der inhaltlichen und strukturellen Merkmale der Selbstdefinition im hohen Alter dargestellt und erläutert. Welche Bereiche ziehen alte und sehr alte Menschen zur Selbstdefinition heran (Hypothese A.1 [a])? Welchen Zeitbezug weisen die Selbstdefinitionen alter und sehr alter Menschen auf? Wie hoch ist die Anzahl der positiv bzw. negativ bewerteten und rein beschreibenden (neutralen) Aussagen in der Selbstdefinition im hohen Alter?

Nach der Darstellung der deskriptiven Befunde zur Selbstdefinition im hohen Alter werden die Ergebnisse zu den Hypothesen bezüglich möglicher altersbezogener Unterschiede vorgestellt. Unterscheiden sich alte und sehr alte Menschen hinsichtlich der Bereiche, mit denen sie sich selbst definieren (Hypothese A.1[b])? Nehmen die strukturellen Merkmale Anzahl selbstdefinierender Bereiche und Reichhaltigkeit der Selbstdefinition mit steigendem Alter ab (Hypothese A.2)? Wie ist der Zusammenhang zwischen dem Alter und den Dimensionen Zeitbezug und Bewertung (Hypothese A.3)?

In diesem Abschnitt werden ebenfalls möglicherweise auftretende Geschlechtsunterschiede in inhaltlichen und strukturellen Merkmalen der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen berichtet.

Hypothese A.1 (a)

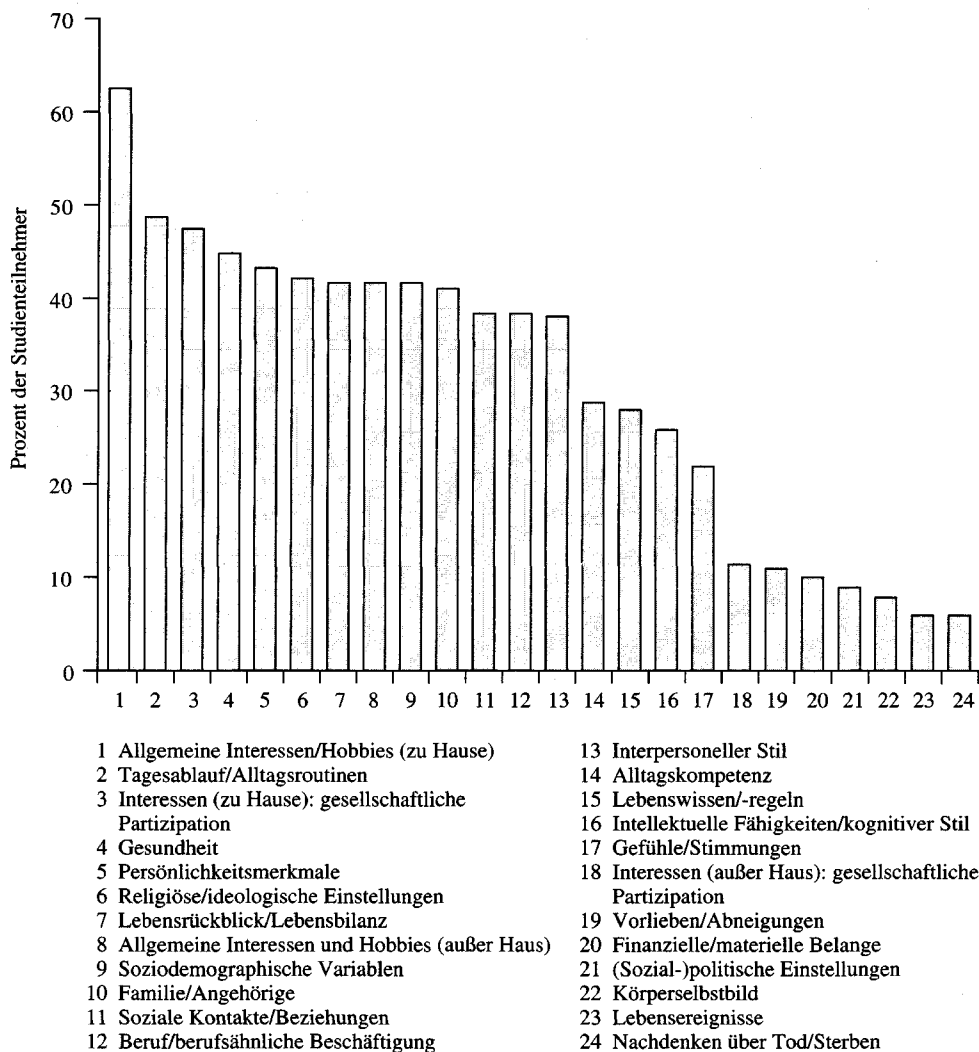
Die Bereiche Gesundheit, Alltagskompetenz, Tagesablauf/Alltagsroutinen, Interessen/Hobbies zu Hause, Lebensbilanz/Lebensrückblick und Nachdenken über Tod und Sterben sind im hohen und sehr hohen Alter von großer Wichtigkeit für die Selbstdefinition, Interessen/Hobbies außer Haus dagegen von nur geringer Bedeutung. Die Salienz dieser Bereiche drückt sich in der Häufigkeit aus, mit der sie von alten und sehr alten Menschen zur Selbstdefinition herangezogen werden.

Zunächst soll eine Deskription des Inhalts der Selbstdefinition anhand der in Abbildung 11 dargestellten Rangfolge der Bereiche folgen (angegeben als Prozent der Stichprobe, die einen Bereich mindestens einmal als selbstdefinierend thematisierte): Entsprechend den Erwartungen nahmen die Bereiche Interessen und Hobbies zu Hause – dies gilt sowohl für allgemeine als auch für gesellschaftsbezogene Interessen und Hobbies, die von 62,2 Prozent bzw. 47,4 Prozent der Stichprobe thematisiert wurden –, Tagesablauf/Alltagsroutinen (48,7 %), Gesundheit (44,9 %) und Lebensbilanz/Lebensrückblick (41,7 %) einen hohen Stellenwert ein; mehr als 40 Prozent der Stichprobe thematisierten diese Bereiche mindestens einmal, um die eigene Person zu definieren.

Entgegen der Erwartung wurde die Kompetenz, sich mit den alltäglichen Anforderungen des Lebens auseinanderzusetzen (Alltagskompetenz) nur von 28,8 Prozent der Stich-

⁶⁰ Um die verschiedenen Maße der Selbstdefinition im Raum psychologischer Konstrukte lokalisieren zu können, wurden die in dieser Studie erhobenen Merkmale der Selbstdefinition mit anderen in BASE erhobenen (bereits bewährten) Konstrukten korreliert (vgl. Abschnitt „Das Problem der Validität“ im Abschnitt 3.1 „Erfassung der Selbstdefinition“). Die Ergebnisse der Lokalisierung der Selbstdefinition sind in Anhang F wiedergegeben.

Abbildung 11: Häufigkeitsverteilung selbstdefinierender Bereiche (Prozent der Studienteilnehmer, die einen Bereich mindestens einmal zur Selbstdefinition heranzogen; N = 156)



probe zur Selbstdefinition herangezogen; am seltensten – von nur 5,8 Prozent – wurde das Nachdenken über Tod und Sterben als selbstdefinierend thematisiert, was der Annahme, daß die Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit eine wesentliche Rolle für die untersuchte Altersgruppe darstellt, widerspricht. Ebenfalls entgegen der Erwartung wurden außerhäusliche Hobbies von einem hohen Prozentsatz der Stichprobe (41,7 %) zur Selbstdefinition herangezogen.

Es kann als ein Beleg für die Nützlichkeit eines offenen Verfahrens angesehen werden, daß allgemeine Persönlichkeitseigenschaften zwar eine wichtige Rolle für die Definition

der eigenen Person (43,6 %), jedoch nur *einen* von vielen Bereichen der Selbstdefinition darstellen. Die Verwendung von Adjektiv-Listen oder Persönlichkeitsinventaren, die ausschließlich auf die Erfassung von Eigenschaften abzielen, wären nicht dazu in der Lage gewesen, die zentralen Themen oder Bereiche der Selbstdefinition im hohen Alter Interessen und Hobbies zu Hause, Tagesablauf/Alltagsroutinen und Gesundheit zu erfassen.

Bewertung und Zeitbezug der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter

Abbildung 12 zeigt die Verteilungen der Prozentwerte der *Stichprobe*, die eine bestimmte Anzahl positiv oder negativ bewerteter bzw. neutral formulierter selbstdefinierender Aussagen machten, Abbildung 13, den Prozentsatz der Studienteilnehmer, die eine bestimmte Anzahl gegenwarts-, vergangenheits- oder zukunftsbezogener Aussagen machten. Eine alternative Weise, diese Verteilung der Dimensionen zu betrachten, stellt die Häufigkeit von *Aussagen* dar, die einer bestimmten dimensional Kategorien zugeordnet wurden. Die meisten selbstdefinierenden Aussagen (67,4 %) stellten reine Beschreibungen dar; man sollte allerdings beachten, daß nicht die evaluative *Tendenz*, sondern ausschließlich die explizite Bewertung innerhalb der Aussagen codiert wurde. Das heißt, Aussagen wie „Ich bin krank“ wurden als eine reine Deskription aufgefaßt und daher als ‚neutral‘ codiert. Die Anzahl positiv bewerteter Aussagen war mit 21,4 Prozent fast doppelt so groß wie die der

Abbildung 12: Verteilung der Dimension ‚Bewertung‘, das heißt der Anzahl positiver und negativer Bewertungen bzw. rein beschreibender selbstdefinierender Aussagen (N = 156)

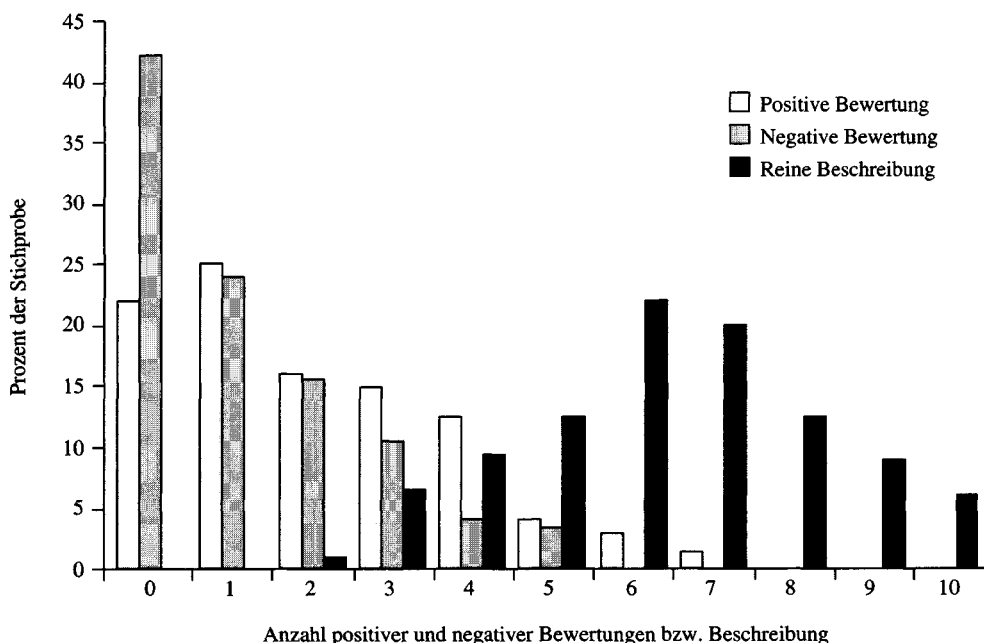
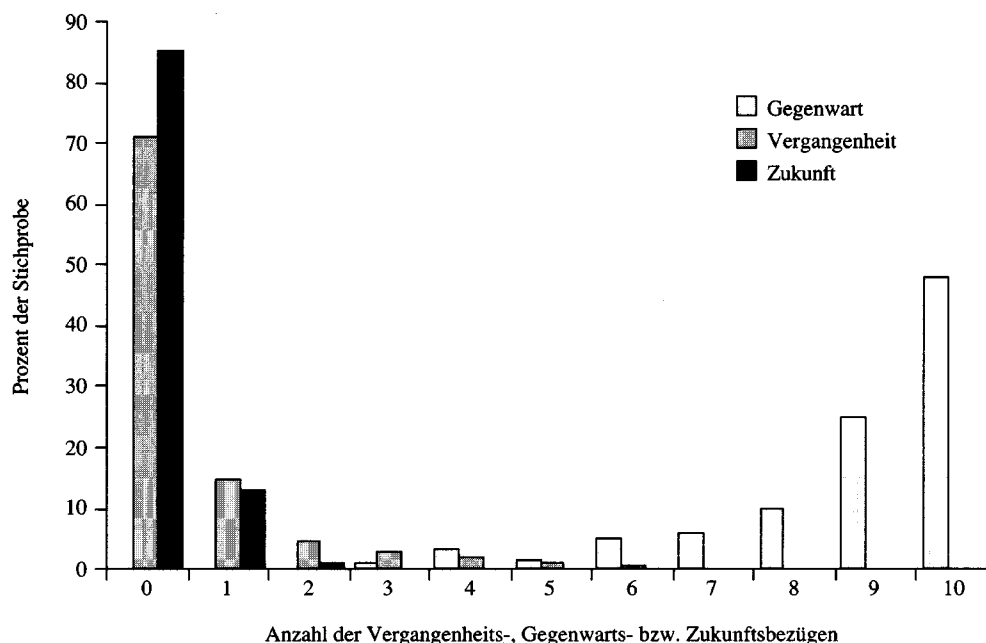


Abbildung 13: Verteilung der Dimension ‚Zeitbezug‘, das heißt der Anzahl der gegenwarts-, vergangenheits- bzw. zukunftsbezogenen selbstdefinierenden Aussagen (N = 156)



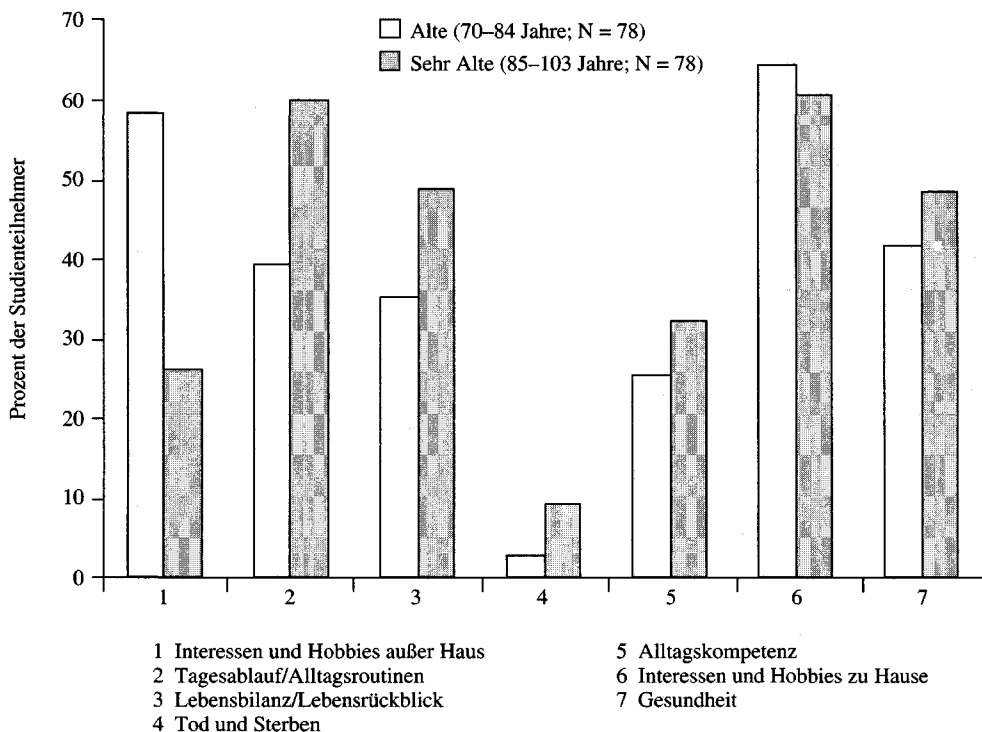
negativ bewerteten Aussagen (12,6 %). 0,9 Prozent der Aussagen enthielten eine ambivalente Bewertung. Der weitaus größte Teil (87,7 %) der selbstdefinierenden Aussagen war auf die Gegenwart bezogen, 10,7 Prozent auf die Vergangenheit und nur 1,6 Prozent auf die Zukunft.

Hypothese A.1 (b)

Die Bereiche Gesundheit, Alltagskompetenz, Tagesablauf/Alltagsroutinen, Interessen/Hobbies zu Hause, Lebensbilanz/Lebensrückblick und Nachdenken über Tod und Sterben nehmen mit zunehmendem Alter an Wichtigkeit für die Selbstdefinition zu, während der Bereich Interessen/Hobbies außer Haus an Bedeutung verliert. Diese altersbezogene Veränderung drückt sich in der unterschiedlichen Häufigkeit aus, mit der diese Bereiche von den ‚Alten‘ (70 bis 84 Jahre) bzw. ‚Sehr Alten‘ (85 bis 103 Jahre) zur Selbstdefinition herangezogen werden.

Wie im theoretischen Teil erläutert wurde, kann das hohe Alter als eine Lebensphase angesehen werden, in der sich die Lebenswelt eines Individuums hinsichtlich der vorherrschenden Themen und Anforderungen verändert. Im Vordergrund für die Zeitspanne zwischen dem 70. und dem 100. Lebensjahr stehen Veränderungen, die sich aus der Zunahme gesundheitlicher Einschränkungen und dem Herannahen des eigenen Todes ergeben. Mögliche altersbezogene Unterschiede im Inhalt der Selbstdefinition wurden aufgrund des querschnittlichen Designs von BASE durch einen Vergleich von Altersgruppen untersucht. Die Stichprobe wurde zu diesem Zweck in zwei Altersgruppen eingeteilt –

Abbildung 14: Vergleich des Inhalts der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen (N = 156)



in die der ‚Alten‘ (70 bis 84 Jahre) und die der ‚Sehr Alten‘ (85 bis 103 Jahre). Unterschiede im Inhalt der Selbstdefinition zwischen diesen Altersgruppen wurden mit Hilfe eines Vergleichs der erwarteten gegenüber der tatsächlich beobachteten Anzahl der Personen, die einen bestimmten Bereich mindestens einmal zur Selbstdefinition heranziehen, überprüft (χ^2 -Test). Da insgesamt sieben Vorhersagen hinsichtlich der Altersunterschiede in der Selbstdefinition überprüft wurden, wurde das α -Niveau a priori auf $p = .01$ festgelegt.

Nur zwei der vorhergesagten Unterschiede konnten empirisch bestätigt werden (siehe Abb. 14): Signifikant mehr sehr alte Personen zogen den Bereich Alltagsroutinen/Tagesablauf zur Selbstdefinition heran ($\chi^2_{[1]} = 6.6$; $p = .01$). Ebenfalls hypothesenkonform definierten sich signifikant weniger sehr alte Menschen über den Bereich Interessen/Hobbies außer Haus ($\chi^2_{[1]} = 16.5$; $p = .000$). Hinsichtlich der Bereiche Lebensbilanz/Lebensrückblick ($\chi^2_{[1]} = 3.2$; $p = .07$), Nachdenken über Tod und Sterben ($\chi^2_{[1]} = 2.9$; $p = .09$), Alltagskompetenz ($\chi^2_{[1]} = 1.1$; $p < .1$), Interessen/Hobbies zu Hause ($\chi^2_{[1]} = .25$; $p < .1$) und Gesundheit ($\chi^2_{[1]} = .93$; $p < .1$) unterschieden sich die beiden Altersgruppen entgegen den Erwartungen nicht signifikant voneinander, obgleich die numerischen Unterschiede in die vorhergesagte Richtung wiesen.

Hypothese A.2

Sowohl die Anzahl unterschiedlicher selbstdefinierender Bereiche als auch deren Reichhaltigkeit (Anzahl unterschiedlicher Aspekte innerhalb der selbstdefinierenden Bereiche) nimmt aufgrund der zunehmenden Einschränkungen und Rollenverluste im hohen Alter ab.

Um die Information der kontinuierlichen Variablen optimal zu nutzen, wurde diese Hypothese mit Hilfe von Korrelationen zwischen den einzelnen strukturellen Merkmalen und dem Alter überprüft⁶¹. Da das chronologische Alter hier als ein Indikator für Einschränkungen aufgefaßt wird, wurden zusätzlich die Korrelationen zwischen der Anzahl selbstdefinierender Bereiche (N), der Reichhaltigkeit der Selbstdefinition (R) sowie dem Facettenreichtum (N × R) und gesundheitlichen Einschränkungen berechnet⁶². Ob das chronologische Alter einen über gesundheitliche Einschränkungen hinausgehenden Einfluß auf die verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition hat, wurde überprüft, indem die Partialkorrelation zwischen dem chronologischen Alter – nach Herausparsialisierung der Varianz, die auf gesundheitliche Einschränkungen zurückzuführen ist – und den Merkmalen der Selbstdefinition berechnet wurde.

Wie aus Tabelle 24 ersichtlich, nahm sowohl die Anzahl selbstdefinierender Bereiche als auch der Facettenreichtum mit zunehmendem Alter signifikant ab. Der Zusammenhang zwischen dem Alter und der Reichhaltigkeit der Selbstdefinition verfehlte das statistische Signifikanzniveau ($p = .07$). Die strukturellen Merkmale der Selbstdefinition wiesen einen negativen Zusammenhang mit Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich auf: Je größer die gesundheitlichen Einschränkungen sind, desto geringer ist die Anzahl selbstdefi-

Tabelle 24: Korrelationen zwischen strukturellen Merkmalen und Dimensionen der Selbstdefinition und Alter sowie gesundheitlichen Einschränkungen (N = 156)

	Gesundheitliche Einschränkungen ¹	Alter	Partialkorrelation von Alter nach Kontrolle gesundheitlicher Einschränkungen (df = 153)
Anzahl der Bereiche (N)	-.19**	-.15*	-.04
Reichhaltigkeit (R)	-.20**	-.12	.01
Facettenreichtum (N × R)	-.24**	-.15*	.01
Gegenwartsbezug	-.30**	-.23**	-.04
Vergangenheitsbezug	.15*	.11	.01
Positive Bewertung	.00	-.09	-.13
Negative Bewertung	.22**	.13	-.03

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$ (1seitig).

¹ Höhere Werte zeigen größere gesundheitliche Einschränkungen an.

⁶¹ Wenn im folgenden die Begriffe Veränderung, Stabilität, Zunahme oder Abnahme verwendet werden, dann geschieht dies ausschließlich aus stilistischen Gründen; es soll damit *nicht* impliziert werden, daß die vorliegenden querschnittlichen Analysen tatsächlich Veränderungen abbilden können.

⁶² Daß gesundheitliche Einschränkungen mit dem Alter zunehmen zeigt sich in der Korrelation zwischen diesen beiden Variablen von $r = .66$ ($p \leq .01$).

nierender Bereiche, die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition sowie der Facettenreichtum der Selbstdefinition.

Hypothese A.3

Der Zukunfts- und Gegenwartsbezug der Selbstdefinition nimmt mit zunehmendem Alter zugunsten des Vergangenheitsbezugs ab. Die mit zunehmendem Alter ungünstiger werdende Gewinn-Verlust-Balance drückt sich in einer Zunahme an negativ bewerteten und einer Abnahme an positiv bewerteten selbstdefinierenden Bereichen aus. Mit zunehmendem Alter nahm vorhersagegemäß der Gegenwartsbezug ab; dieser negative Zusammenhang verschwand jedoch, wenn gesundheitliche Einschränkungen herauspartialisiert wurden (Partialkorrelation nach Kontrolle gesundheitlicher Einschränkungen $r = -.04$, $p > .10$). Der Vergangenheitsbezug wies keinen Zusammenhang mit dem Alter auf, nachdem die Schiefe der Verteilung dieser Variable korrigiert worden war (siehe Fußnote 1, Tab. 22).

Entgegen der Vorhersage zeigte sich kein Zusammenhang zwischen der positiven Bewertung der Selbstdefinition und dem Alter. Die Korrelation zwischen dem Alter und der negativen Bewertung der Selbstdefinition verfehlte knapp das statistische Signifikanzniveau ($p = .06$). Der Zusammenhang zwischen gesundheitlichen Einschränkungen und negativer Bewertung der Selbstdefinition erwies sich dagegen als statistisch signifikant: Mit zunehmenden gesundheitlichen Einschränkungen nahm die Anzahl negativer Bewertungen in der Selbstdefinition zu.

Geschlechtsunterschiede

Der Inhalt der Selbstdefinition der Frauen unterschied sich ausschließlich in der Häufigkeit der Thematisierung des Bereiches Beruf/berufsähnliche Tätigkeit von dem Inhalt der Selbstdefinition der Männer: 53,8 Prozent der Männer und 23,1 Prozent der Frauen zogen diesen Lebensbereich zu ihrer Selbstdefinition heran ($\chi^2_{[1]} = 15.6$; $p < .000$).

Mögliche Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition wurden – anders als alters- und einschränkungsbezogene interindividuelle Unterschiede – aufgrund der kategorialen Natur der Variable Geschlecht als Mittelwertvergleiche mit Hilfe von T-Tests berechnet.

Die Mittelwertvergleiche für die verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition ergaben nur für die Dimension Positive Bewertung einen signifikanten Unterschied zwischen alten und sehr alten Männern und Frauen. Die Gruppe der Männer unterschied sich weder hinsichtlich der strukturellen Merkmale der Selbstdefinition Anzahl der Bereiche ($t_{[154]} = -.06$; $p > .1$), Reichhaltigkeit ($t_{[154]} = -16$; $p > .1$), Facettenreichtum ($t_{[154]} = 1.1$; $p > .1$) noch für die Dimension Zeitbezug (Gegenwart: $t_{[154]} = -1.6$; $p > .1$; Vergangenheit: $t_{[154]} = 1.7$; $p = .09$) und Negative Bewertung ($t_{[154]} = -.7$; $p > .1$) von der der Frauen. Für die Dimension Positive Bewertung ergab sich ein signifikanter Mittelwertunterschied ($t_{[154]} = -3.7$; $p < .001$): Männer bewerteten signifikant weniger selbstdefinierende Aspekte positiv ($M = 1.5$) als Frauen ($M = 2.5$).

Tabelle 25 faßt die Ergebnisse zu Teil A von der Studie I hinsichtlich Inhalt und Struktur der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter zusammen.

Insgesamt wurden nur wenige der postulierten altersbezogenen Unterschiede im Inhalt der Selbstdefinition gefunden. Mit Ausnahme des Bereiches Tagesablauf/Alltagsroutinen, der von mehr sehr alten als alten Personen zur Selbstdefinition herangezogen wurde, und des Bereiches Interessen/Hobbies außer Haus, der von weniger sehr alten Menschen

Tabelle 25: Überblick über die Ergebnisse von Teil A (Studie I): Inhalt und Struktur der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter

Merkmale der Selbstdefinition	Analyse		Hypothesenkonform?
A.1 Inhalt	(a)Rangplatz der Bereiche (Häufigkeitsverteilung):	– Gesundheit (3)	Ja
		– Alltagskompetenz (11)	Nein
		– Tagesablauf/Tagesroutinen (2)	Ja
		– Interessen/Hobbies zu Hause (1)	Ja
		– Lebensrückblick/Lebensbilanz (7)	Ja
		– Nachdenken über Tod und Sterben (20)	Nein
		– Interessen/Hobbies außer Haus (7)	Nein
	(b) Vergleich von Altersgruppen („Alte“ vs. „Sehr Alte“)	– Gesundheit	Nein
		– Alltagskompetenz	Nein
		– Tagesablauf/Alltagsroutinen	Ja
		– Interessen/Hobbies zu Hause	Nein
		– Lebensbilanz/Lebensrückblick	Nein
		– Nachdenken über Tod und Sterben	Nein
Geschlechtsunterschiede	– Interessen/Hobbies außer Haus	Ja	
	– Beruf/berufsähnliche Tätigkeit		
A.2 Struktur	Interindividuelle Unterschiede:		
	(a) Zusammenhang mit Alter	– Anzahl der Bereiche (N)	Ja
		– Reichhaltigkeit (R)	Nein
		– Facettenreichtum (N × R)	Ja
	(b) Zusammenhang mit Gesundheit	– Anzahl der Bereiche (N)	Ja
		– Reichhaltigkeit (R)	Ja
		– Facettenreichtum (N × R)	Ja
Geschlechtsunterschiede	keine		
A.3 Dimensionen	Interindividuelle Unterschiede:		
	– Zeitbezug ¹ (a) Zusammenhang mit Alter	– Gegenwartsbezug	Ja
		– Vergangenheitsbezug	Nein
	(b) Zusammenhang mit Gesundheit	– Gegenwartsbezug	Ja
		– Vergangenheitsbezug	Ja
	Geschlechtsunterschiede	keine	
	– Bewertung (a) Zusammeng mit Alter	– Positive Bewertung	Nein
		– Negative Bewertung	Ja
	(b) Zusammenhang mit Gesundheit	– Positive Bewertung	Nein
		– Negative Bewertung	Nein
	Geschlechtsunterschiede	– Positive Bewertung	

¹ Korrelationen mit Zukunftsbezug konnten aufgrund der geringen Häufigkeit nicht berechnet werden.

thematisiert wurde, unterschieden sich die beiden Altersgruppen hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition nicht voneinander. Zusammenhänge mit dem Alter zeigten sich vielmehr hinsichtlich der Merkmale der Selbstdefinition: Die Anzahl der Bereiche, der Gegenwartsbezug und die negative Bewertung der Selbstdefinition waren signifikant mit dem Alter korreliert. Die Ergebnisse zu Teil A dieser Studie legen den Schluß nahe, daß die entscheidende Variable nicht das Alter selbst darstellt, sondern die damit einhergehenden gesundheitlichen Einschränkungen (vgl. Tab. 24).

4.4 Teil B: Schützen Merkmale der Selbstdefinition vor der wohlbefindensmindernden Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen im hohen Alter?

Teil B von Studie I geht der Frage nach, ob – und gegebenenfalls welche – Merkmale der Selbstdefinition vor der negativen Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen im hohen Alter schützen können. Verminderte Anfälligkeit gegenüber Einschränkungen wurde als Invulnerabilität bezeichnet, als deren Indikator subjektives Wohlbefinden gewählt wurde. Wie im Hypothesenteil bereits erläutert wurde (vgl. Tab. 14), sollen drei Hypothesenkomplexe überprüft werden:

(B.1) Es wird postuliert, daß die strukturellen Merkmale (1) Anzahl selbstdefinierender Bereiche und (2) Reichhaltigkeit die Anfälligkeit gegenüber Einschränkungen vermindern. Darüber hinaus wurde die Hypothese aufgestellt, daß (3) die Interaktion der Anzahl selbstdefinierender Bereiche und der Reichhaltigkeit der Selbstdefinition – bezeichnet als Facettenreichtum – eine zweifache Kompensationsmöglichkeit für Einschränkungen und Verluste darstellt und daher deren negative Wirkung mildern kann.

(B.2) Der zweite Hypothesenkomplex bezieht sich auf die Dimensionen Zeitbezug und Bewertung. Es wird angenommen, daß (1) der Gegenwartsbezug und (2) die positive Bewertung der Selbstdefinition zum subjektiven Wohlbefinden einer Person beitragen und die negative Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen auf subjektives Wohlbefinden mildern können.

(B.3) Ein weiterer Auswertungsschritt umfaßt die Überprüfung der *gemeinsamen* Wirkung, die diese verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition auf das Wohlbefinden alter und sehr alter Menschen haben.

Diese Hypothesen wurden mit Hilfe von hierarchischen Regressionsanalysen überprüft. In diese Regressionsanalysen gingen jeweils in einem ersten Schritt der Haupteffekt des jeweiligen Merkmals der Selbstdefinition, in einem zweiten Schritt der Haupteffekt gesundheitlicher Einschränkungen ein. Der postulierte Moderatoreffekt der Merkmale der Selbstdefinition wurde als deren Interaktion mit gesundheitlichen Einschränkungen für die Vorhersage subjektiven Wohlbefindens überprüft. Indem die Interaktion zwischen Merkmalen der Selbstdefinition und gesundheitlichen Einschränkungen als jeweils letzter Schritt in die hierarchische Regressionsanalyse eingeht, kann getestet werden, inwieweit die Interaktion über die Haupteffekte und deren additive Verknüpfung hinaus einen signifikanten Varianzanteil des Kriteriums ‚subjektives Wohlbefinden‘ aufklären kann (Cohen & Cohen, 1983).

Bevor die Ergebnisse der einzelnen Regressionsanalysen dargestellt werden, soll die Annahme überprüft werden, daß gesundheitliche Einschränkungen zu einer Minderung des subjektiven Wohlbefindens führten. Diese Annahme entspricht dem Haupteffekt von

gesundheitlichen Einschränkungen auf subjektives Wohlbefinden, der jeweils als zweiter Schritt in die hierarchischen Regressionsanalysen einging. Zur Vereinfachung der Darstellung der Ergebnisse wird dieser Haupteffekt als Korrelation zwischen diesen beiden Konstrukten wiedergegeben. Die Korrelation zwischen gesundheitlichen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden betrug $r = -.25$ ($p \leq .01$)⁶³.

B.1 Funktion struktureller Merkmale der Selbstdefinition

B.1 (a) Je größer die Anzahl verschiedener Bereiche ist, die eine Person zu ihrer Selbstdefinition heranzieht, desto leichter kann ein einschränkungsbedingter Verlust eines Bereiches kompensiert werden, da alternative Bereiche zur Selbstdefinition zur Verfügung stehen. Auf diese Weise trägt eine hohe Anzahl selbstdefinierender Bereiche zur Aufrechterhaltung der Selbstdefinition angesichts von Einschränkungen bei. Ausgehend von der An-

⁶³ Als Alternative zur Berechnung der Korrelation zwischen den globalen Werten für gesundheitliche Einschränkungen und subjektives Wohlbefinden als den Mittelwerten ihrer einzelnen Indikatoren (Mobilität, Sehschärfe, Hörgenauigkeit, Unabhängigkeit in Basisaktivitäten des täglichen Lebens) bzw. der 15 Items der Skala für subjektives Wohlbefinden (PCGMS, Lawton, 1975) wurde zusätzlich eine kanonische Korrelationsanalyse durchgeführt (Hotelling, 1935, 1936). Dieses Verfahren maximiert den Zusammenhang zwischen mehreren Prädiktorvariablen und mehreren Kriteriumsvariablen, indem aus beiden Variablenkomplexen Faktoren extrahiert werden. Die Achsen werden hierbei nicht nach dem Kriterium der Varianzmaximierung festgelegt (wie beispielsweise bei der Hauptkomponentenanalyse), sondern nach dem Kriterium der Maximierung der Kovarianzaufklärung zwischen Prädiktor- und Kriteriumsvariablen. Ist die Gesamtvarianz einer bzw. beider Variablenkomplexe nicht mit Hilfe eines Faktors aufgeklärt, werden – wiederum nach dem Prinzip der Maximierung der Kovarianzaufklärung – sukzessiv weitere Faktoren gebildet, die voneinander unabhängig sind.

In Tabelle A sind die standardisierten kanonischen Koeffizienten der Prädiktorvariablen (gesundheitliche Einschränkungen in den Bereichen Mobilität, Sehschärfe, Hörgenauigkeit und Unabhängigkeit in Basisaktivitäten des täglichen Lebens) und Kriteriumsvariablen (Subskalen der Philadelphia Center Morale Scale Ausgeglichenheit, Zufriedenheit mit dem Alter, und Lebenszufriedenheit) auf den drei extrahierten Faktoren und die kanonische Korrelation angegeben.

Der mit Hilfe der kanonischen Korrelation berechnete Zusammenhang zwischen gesundheitlichen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden des ersten extrahierten Faktors liegt mit $r_1 = .46$ deutlich höher als die Korrelation von $r = -.25$ (ein Test auf die Signifikanz dieses Unterschieds ist nicht möglich). Es kann also davon ausgegangen werden, daß unter Verwendung der globalen Maße (Mittelwerte) von gesundheitlichen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden der Zusammenhang dieser Variablen unterschätzt wird, was bei der Interpretation der im folgenden berichteten Ergebnisse der Regressionsanalysen beachtet werden sollte.

Tabelle A: Kanonische Korrelationsanalyse für gesundheitliche Einschränkungen und die strukturellen Merkmale und Dimensionen der Selbstdefinition (N = 156)

	Faktor 1	Faktor 2	Faktor 3
Kanonische Korrelation	.46 ^a	.21	.12
Prädiktoren:			
Mobilität	.03	-1.34	-.18
Sehschärfe	-.36	.79	-.28
Hörgenauigkeit	-.03	.11	1.13
ADL	.03	1.06	-.31
Kriterien:			
Ausgeglichenheit	-.23	.74	.75
Zufriedenheit mit dem Alter	1.02	.40	-.46
Lebenszufriedenheit	.06	-.97	.67

^a Kanonische Korrelationskoeffizienten zeigen den maximalen Zusammenhang zwischen Variablenkomplexen auf, nicht dessen Richtung; daher wird kein Vorzeichen angegeben.

Tabelle 26: Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Anzahl selbstdefinierender Bereiche und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)

Schritt	Prädiktor	B	SE B	Zuwachs in R ²	Kumulatives R ²	F (df)
1	Anzahl der Bereiche (N)	-.03	.03	.003	.003	0.56 (1,154)
2	Gesundheitliche Einschränkungen (E)	-.22**	.07	.07**	.07**	5.9 (2,153)
3	N × E	-.05	.04	.01	.08**	4.6 (3,152)
	Vollständiges Modell:					
	N	-.04	.03			
	E	.16	.29			
	N × E	-.05	.04			
	Konstante	3.85	.24			

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$.

nahme, daß die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition wesentlich zum Wohlbefinden einer Person beiträgt, wird vorhergesagt, daß der negative Effekt von Einschränkungen durch eine große Anzahl selbstdefinierender Bereiche abgeschwächt werden kann.

Diese Hypothese konnte *nicht bestätigt* werden. Die hierarchische Regressionsanalyse (siehe Tab. 26), die drei Schritte umfaßte, zeigte lediglich den bereits aus den Korrelationsanalysen bekannten negativen Haupteffekt gesundheitlicher Einschränkungen in der Aufklärung der Varianz des Kriteriums ‚subjektives Wohlbefinden‘ (Schritt 2). Die Anzahl verschiedener Bereiche zeigte weder einen signifikanten Haupteffekt in der Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden (Schritt 1), noch konnte dieses Merkmal der Selbstdefinition die negative Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen abschwächen (Schritt 3).

Tabelle 27: Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Reichhaltigkeit der Selbstdefinition und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)

Schritt	Prädiktor	B	SE B	Zuwachs in R ²	Kumulatives R ²	F (df)
1	Reichhaltigkeit (R)	-.004	.01	.00	.00	0.12 (1,154)
2	Gesundheitliche Einschränkungen (E)	-.22**	.06	.07**	.07**	5.5 (2,153)
3	R × E	.001	.02	.00	.07**	3.6 (4,152)
	Vollständiges Modell:					
	R	-.01	.01			
	E	-.24	.24			
	R × E	.001	.02	.00	.07**	3.6 (4,152)
	Konstante	3.75	.19			

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$.

Tabelle 28: Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Facettenreichtum der Selbstdefinition und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)

Schritt	Prädiktor	B	SE B	Zuwachs in R ²	Kumulatives R ²	F (df)
1	Facettenreichtum (F)	-.002	.001	.003	.003	0.5 (1,154)
2	Gesundheitliche Einschränkungen (E)	-.23**	.07	.07**	.07**	6.1 (2,153)
3	F × E	-.002	.002	.005	.08**	4.3 (3,152)
Vollständiges Modell:						
	F	-.002	.001			
	E	-.07	.18			
	F × E	-.002	.002			
	Konstante	3.76	.15			

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$.

B.1 (b) Je größer die *Reichhaltigkeit* eines selbstdefinierenden Bereiches ist, desto leichter kann er trotz Einschränkungen und Verlusten aufrechterhalten werden, da der Verlust eines Aspekts eines reichhaltigen selbstdefinierenden Bereiches von anderen Aspekten desselben Bereiches kompensiert werden kann, so daß der Bereich insgesamt als selbstdefinierend aufrechterhalten werden kann. Eine reichhaltige Selbstdefinition kann damit als resistenter gegenüber einschränkenden Lebensbedingungen angesehen werden. Es wird vorhergesagt, daß eine reichhaltige Selbstdefinition auf diese Weise die negative Wirkung von Einschränkungen mildern kann.

Auch Hypothese B.1 (b) konnte empirisch *nicht gestützt* werden. Tabelle 27 faßt die Ergebnisse der Regressionsanalyse zur Überprüfung dieser Hypothese zusammen. Die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition zeigte weder einen direkten Effekt auf das subjektive Wohlbefinden alter und sehr alter Menschen, noch erwies sich eine reichhaltige Selbstdefinition als Moderator zwischen gesundheitlichen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden.

B.1 (c) Je größer der *Facettenreichtum* der Selbstdefinition, das heißt die Anzahl verschiedener Bereiche *und* die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition ist, desto wahrscheinlicher kann der Verlust einzelner Aspekte eines selbstdefinierenden Bereiches und ganzer Bereiche kompensiert werden, da sowohl alternative Aspekte innerhalb eines Bereichs als auch alternative Bereiche zur Verfügung stehen. Es wird angenommen, daß eine facettenreiche Selbstdefinition aufgrund ihrer hohen Ressourcen gegenüber Einschränkungen weniger anfällig ist und daher deren wohlbefindensmindernden Einfluß abschwächen kann.

Die postulierte positive Wirkung des Facettenreichtums der Selbstdefinition – ausgedrückt als die Interaktion zwischen der Anzahl der Bereiche und der Reichhaltigkeit – ließ sich empirisch nicht zeigen. Wie aus Tabelle 28 hervorgeht, konnte die Annahme, daß eine facettenreiche Selbstdefinition Einschränkungen auf zweifache Weise kompensieren könne, in der Regressionsanalyse (Schritt 3) *nicht bestätigt* werden.

B.2 Funktion der Dimensionen der Selbstdefinition

B.2 (a) Der *Gegenwartsbezug* der Selbstdefinition bietet einen für die Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Umwelt effektiven, handlungsleitenden Orientierungsrahmen. Je höher ihr Gegenwartsbezug ist, desto besser kann die Selbstdefinition dieser handlungsleitenden Funktion nachkommen, was sich in einem hohen Maß an subjektivem Wohlbefinden äußert. Darüber hinaus schwächt ein hoher Gegenwartsbezug aufgrund seiner handlungsleitenden Funktion den negativen Effekt von Einschränkungen auf das subjektive Wohlbefinden einer Person ab.

In Tabelle 29 sind die Werte für die einzelnen Schritte der Regressionsanalyse zur Überprüfung von Hypothese B.2 angegeben. Der Gegenwartsbezug der Selbstdefini-

Tabelle 29: Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Gegenwartsbezug der Selbstdefinition und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)

Schritt	Prädiktor	B	SE B	Zuwachs in R ²	Kumulatives R ²	F (df)
1	Gegenwartsbezug (G)	-.0003	.03	.00	.00	0.00 (1,153)
2	Gesundheitliche Einschränkungen (E)	-.22**	.07	.07**	.07**	5.5 (2,152)
3	G × E	.03	.03	.006	.07**	4.0 (3,151)
Vollständiges Modell:						
	G	-.04	.03			
	E	-.48	.26			
	G × E	.03	.03			
	Konstante	3.91	.03			

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$.

tion erwies sich weder hinsichtlich des direkten Effekts noch in der Interaktion mit gesundheitlichen Einschränkungen als ein signifikanter Prädiktor von subjektivem Wohlbefinden.

(b) Je positiver die Bewertung der Selbstdefinition ist, desto höher ist das subjektive Wohlbefinden einer Person. Über diesen direkten Effekt der auf subjektives Wohlbefinden hinaus kann die positive Bewertung der Selbstdefinition die negative Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen aufheben.

Wie Tabelle 30 zeigt, konnte das Ausmaß der positiven Bewertung der Selbstdefinition entsprechend der Hypothese einen signifikanten Anteil der Varianz von subjektivem Wohlbefinden (5 %) aufklären. Die positive Bewertung der Selbstdefinition konnte jedoch – entgegen der Vorhersage – die negative Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen *nicht* abschwächen.

Tabelle 30: Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch positive Bewertung der Selbstdefinition und gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)

Schritt	Prädiktor	B	SE B	Zuwachs in R ²	Kumulatives R ²	F (df)
1	Positive Bewertung (P)	.07**	.03	.05**	.05**	7.3 (1,153)
2	Gesundheitliche Einschränkungen (E)	-.20**	.06	.06**	.11**	9.1 (2,152)
3	P × E	.06	.04	.02	.12**	9.1 (3,151)
Vollständiges Modell:						
	P	.08**	.03			
	E	-.34*	.10			
	P × E	.06	.04			
	Konstante	3.41	.07			

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$.

B.3 Integration

B.3 Es wird angenommen, daß eine Selbstdefinition, die sehr facettenreich *und* gegenwartsbezogen *und* positiv bewertet ist, die negative Wirkung von Einschränkungen abschwächen kann. Diese postulierte *gemeinsame* Wirkung der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition wird als deren Interaktion ausgedrückt.

Tabelle 31: Ergebnisse der hierarchischen Regressionsanalyse: Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden durch Facettenreichtum, Gegenwartsbezug und positive Bewertung der Selbstdefinition sowie gesundheitliche Einschränkungen (N = 156)

Schritt	Prädiktor	B	SE B	Zuwachs in R ²	Kumulatives R ²	F (df)
1	Facettenreichtum (F)	-.001	.002	.05*	.05*	2.7 (3,152)
	Gegenwartsbezug (G)	.004	.03			
	Positive Bereiche (P)	.08**	.03			
2	Gesundheitliche Einschränkungen (E)	-.25**	.07	.08**	.13**	5.6 (4,151)
3	F × G	-.001	.001	.05*	.18**	4.6 (7,148)
	F × P	-.002	.001			
	G × P	-.03	.02			
4	F × E	-.005	.002	.05*	.22**	4.1 (10,145)
	G × E	.09*	.04			
	P × E	.02	.04			
5	F × G × P	-.001*	.001	.03*	.25**	4.4 (11,144)
6	F × G × E	-.0002	.001	.0001	.25**	3.4 (14,141)
	F × P × E	-.0002	.002			
	G × P × E	.01	.03			
7	E × G × P × F	-.002*	.001	.03*	.28**	3.7 (15,140)
	Vollständiges Modell:					
	F	-.01	.01			
	G	-.08	.10			
	P	.35	.62			
	E	.67	.77			
	F×G	.002	.001			
	F×P	.004	.006			
	G×P	-.005	.07			
	F×E	-.03	.01			
	G×E	-.09	.11			
	P×E	-1.1*	.51			
	F×G×P	-.0007	-.0007			
	F×G×E	.003	.002			
	F×P×E	.02*	.007			
	G×P×E	.14*	.06			
	F×P×G×E	-.002*	.001			
	Konstante	3.97	.83			

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$.

Wie aus Tabelle 31 ersichtlich, konnte die Hypothese bezüglich der *gemeinsamen* Wirkung (Interaktion) von Facettenreichtum, Gegenwartsbezug *und* positiver Bewertung der Selbstdefinition als Moderator zwischen gesundheitlichen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden bestätigt werden. Die im letzten Schritt dieser hierarchischen Regressionsanalyse eingegebene Interaktion der Merkmale der Selbstdefinition mit gesundheitlichen Einschränkungen ($F \times G \times P \times E$) erbrachte eine über die Haupteffekte und Interaktionen niederer Ordnung hinausgehende Varianzaufklärung von 3 Prozent. Insgesamt klärten die Prädiktoren – Facettenreichtum, Gegenwartsbezug, positive Bewertung der Selbstdefinition und gesundheitliche Einschränkungen – 28 Prozent der Varianz des Kriteriums ‚subjektives Wohlbefinden‘ auf.

Die Interaktionseffekte niederer Ordnung sollen hier nicht interpretiert werden, da die Vierfachinteraktion ($F \times G \times P \times E$) einen signifikanten Effekt in der Vorhersage des Kriteriums ergab. Die Interaktionen niederer Ordnung repräsentieren Befunde, die in die gleiche Richtung wie die Vierfachinteraktion wiesen, werden jedoch durch diese qualifiziert (Cohen, 1978; Aiken & West, 1991).

Abbildung 15 stellt die Interaktion von Facettenreichtum der Selbstdefinition (F), Gegenwartsbezug (G), positiver Bewertung der Selbstdefinition (P) und gesundheitlichen Einschränkungen grafisch dar. Zu diesem Zweck wurde die Stichprobe durch Medianhalbierung des Produkts (Interaktion) der Merkmale der Selbstdefinition ($F \times G \times P$) in

Abbildung 15: Grafische Veranschaulichung der Interaktion zwischen gesundheitlichen Einschränkungen (E), Facettenreichtum der Selbstdefinition (F), Gegenwartsbezug (G) und positiver Bewertung (P) der Selbstdefinition

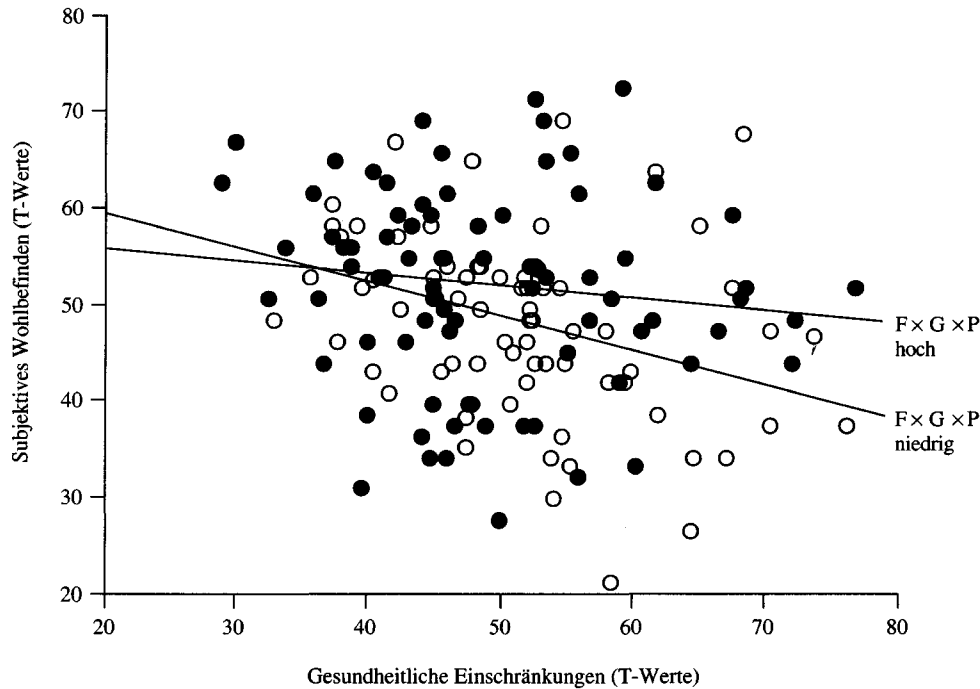


Tabelle 32: Überblick über die Ergebnisse der Regressionsanalysen zur Überprüfung der Hypothesen von Teil B (Studie I)

Prädiktor-Variablen		Kriterium: Subjektives Wohlbefinden		
Merkmale der Selbstdefinition		Prädiktor in Regressionsanalyse	Zuwachs in R ²	Kumulatives R ²
B.1 Struktur	– Anzahl der Bereiche (N)	1. N	.00	.00
		2. Gesundheitliche Einschränkungen (E)	.07**	.07**
		3. N × E	.01	.08**
	– Reichhaltigkeit (R)	1. R	.00	.00
		2. E	.07**	.07**
		3. R × E	.00	.07**
	– Facettenreichtum (F)	1. F	.003	.003
		2. E	.07**	.07**
		3. F × E	.005	.08**
B.2 Dimensionen	– Gegenwartsbezug (G)	1. G	.00	.00
		2. E	.07**	.07**
		3. G × E	.00	.07**
	– Positive Bewertung (P)	1. P	.05**	.05**
		2. E	.06**	.11**
		3. P × E	.02	.12**1
B.3 Integration	– Facettenreichtum (F = N × R), Gegenwartsbezug (G), Positive Bewertung (P)	1. F, G, P	.05*	.05*
		2. E	.08**	.13**
		3. F × G, F × P, F × G	.05*	.18**
		4. F × E, G × E, P × E	.05*	.22**1
		5. F × G × P	.03*	.25**
		6. F × G × E, F × P × E, G × P × E	.0001	.25**
		7. F × P × G × E	.03*	.28**

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$.

¹ Durch Auf- bzw. Abrunden der einzelnen Werte für den Zuwachs in R² bzw. kumulatives R² entsprechen die Werte nicht exakt der Summe der hier angegebenen Werte.

zwei Gruppen geteilt. Diese Art der Darstellung, die von Cohen und Cohen (1983) vorgeschlagen wurde (vgl. auch Aiken & West, 1991), verdeutlicht die Moderatorwirkung eines hohen Facettenreichtums, einer stark gegenwartsbezogenen und positiv bewerteten Selbstdefinition: Während das subjektive Wohlbefinden bei Personen, die geringen Facettenreichtum, niedrigen Gegenwartsbezug und positive Bewertung der Selbstdefinition aufweisen, mit zunehmenden gesundheitlichen Einschränkungen abnimmt, ist dieser Effekt für Personen mit geringem Facettenreichtum, niedrigem Gegenwartsbezug und niedriger positiver Bewertung der Selbstdefinition nicht zu finden. Die Werte für das subjektive Wohlbefinden und gesundheitliche Einschränkungen sind in dieser Abbildung als T-Werte angegeben, um sie leichter interpretierbar zu machen. Höhere Werte zeigen ein größeres Maß an subjektivem Wohlbefinden bzw. gesundheitlichen Einschränkungen an.

Abbildung 15 macht auch deutlich, daß sich der Unterschied zwischen einer hohen und niedrigen Ausprägung auf der Merkmalskombination Facettenreichtum/Gegenwartsbezug/positive Bewertung ($F \times G \times P$) hinsichtlich der Höhe des subjektiven Wohlbefin-

dens vor allem bei einem großen Ausmaß an gesundheitlichen Einschränkungen zeigt. Dies ist mit der Annahme konsistent, daß die entsprechende Merkmalskombination der Selbstdefinition in Form eines „Buffers“ gegenüber dem wohlbefindensmindernden Einfluß gesundheitlicher Einschränkungen wirkt.

In Tabelle 32 sind die Ergebnisse der Regressionsanalysen von Teil B dieser Studie überblicksartig zusammengefaßt.

Bis auf einen direkten Effekt der positiven Bewertung der Selbstdefinition auf subjektives Wohlbefinden erwiesen sich die einzelnen Merkmale der Selbstdefinition nicht als bedeutsame Prädiktoren von subjektivem Wohlbefinden. Auch die postulierte Moderatorfunktion der einzelnen strukturellen Merkmale und Dimensionen der Selbstdefinition zwischen gesundheitlichen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden im hohen Alter konnte empirisch nicht gestützt werden. Weder die einzelnen strukturellen Merkmale Anzahl selbstdefinierender Bereiche und Reichhaltigkeit noch deren Interaktion (Facettenreichtum) konnten den signifikanten, negativen Effekt gesundheitlicher Einschränkungen abschwächen. Ebenso erwiesen sich der Gegenwartsbezug und die positive Bewertung der Selbstdefinition nicht als schützend gegenüber der wohlbefindensmindernden Wirkung solcher Einschränkungen.

Erst der *gemeinsame* Effekt aller dieser Merkmale zeigte die vorhergesagte Moderatorfunktion zwischen Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich und subjektivem Wohlbefinden. Die Interaktion zwischen dem Facettenreichtum, dem Gegenwartsbezug und der positiven Bewertung der Selbstdefinition konnte die negative Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen mildern. Dies bedeutet, daß eine facettenreiche Selbstdefinition, die einen starken Gegenwartsbezug *und* eine sehr positive Bewertung besitzt, vor der wohlbefindensmindernden Wirkung von Einschränkungen schützen kann.

4.5 Zusammenfassung

Der weitaus größte Teil der untersuchten Stichprobe alter und sehr alter Menschen (70 bis 103 Jahre) war dazu in der Lage, zehn codierbare Aussagen auf die offene Frage „Wer bin ich?“ zu generieren. Dieses Ergebnis ist besonders bemerkenswert, weil es sich um eine *repräsentative* Stichprobe handelt, die auch sehr kranke Personen umfaßte.

Das *inhaltsanalytische Vorgehen* erwies sich hinsichtlich der Segmentierung der WBI-Protokolle und auch der Codierung als reliabel: Sowohl die Übereinstimmung zwischen zwei unabhängigen Segmentierern mit der Normsegmentierung durch die Verfasserin als auch die Übereinstimmung zwischen zwei unabhängigen Codierern war zufriedenstellend hoch.

Teil A. Teil A dieser Studie ging der Frage nach, *wie* sich alte und sehr alte Menschen selbst definieren. Bezogen auf den *Inhalt der Selbstdefinition im hohen Alter* ergab sich folgendes Bild: Ein sehr großer Teil der Stichprobe definierte sich über Interessen und Hobbies, die zu Hause ausgeübt werden. Erwartungsgemäß wurden Tagesablauf und Alltagsroutinen, die Gesundheit und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebenslauf und die Lebensbilanzierung ebenfalls von einem hohen Prozentsatz der Stichprobe zur Selbstdefinition herangezogen. Die Kompetenz, Anforderungen des Alltags zu bewältigen, wurde entgegen der Erwartung nur von etwas mehr als einem Viertel der Studienteilnehmer als selbstdefinierend thematisiert. Nur sehr wenige der untersuchten alten und

sehr alten Personen definierten sich – auch dieses Ergebnis war erwartungswidrig – über das Nachdenken über Tod und Sterben.

Hinsichtlich des *Zeitbezugs* zeigte sich, daß sich der größte der Teil der selbstdefinierenden Aussagen auf die Gegenwart bezog. Nur eine verschwindend geringe Anzahl betraf die Zukunft. Während dieses Ergebnis in Anbetracht der geringen *verbleibenden* Lebenszeit dieser Altersgruppe nicht erstaunlich ist, ist der geringe Prozentsatz von vergangenheitsbezogenen Aussagen angesichts der langen Zeitspanne der *gelebten* Zeit eher überraschend. Die Selbstdefinition ist diesen Befunden zufolge auch im hohen und sehr hohen Alter primär an der gegenwärtigen Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Lebenswelt orientiert.

Mehr als die Hälfte aller selbstdefinierenden Aussagen stellten reine Beschreibungen dar, enthielten also keine explizite Bewertung. Positive Bewertungen waren fast doppelt so häufig wie negative. Dieser Befund entspricht dem aus Untersuchungen zur Entwicklung des Selbstwertgefühls bereits bekannten Ergebnis, nach dem auch im höheren Alter ein positives Bild von der eigenen Person vorherrscht (vgl. Bengtson, Reedy & Gordon, 1985).

Zur Überprüfung von *altersbezogenen Unterschieden* der Selbstdefinition wurde die Stichprobe in zwei Altersgruppen geteilt. Insgesamt unterschied sich die Gruppe der ‚Alten‘ hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition kaum von der Gruppe der ‚Sehr Alten‘: Nur zwei der sieben vorhergesagten Altersunterschiede konnten bestätigt werden. Mehr sehr alte Menschen zogen den Bereich Alltagsroutinen/Tagesablauf zur Selbstdefinition heran; Interessen und Hobbies, die das Verlassen des Hauses notwendig machen, wurden dagegen von weniger sehr Alten thematisiert.

Der Inhalt der Selbstdefinition alter und sehr alter Frauen unterschied sich nur in einem Bereich von der alter und sehr alter Männer. Männer thematisierten häufiger den Bereich Beruf/berufsähnliche Tätigkeit. Hinsichtlich der strukturellen Merkmale der Selbstdefinition Anzahl der Bereiche, Reichhaltigkeit und Facettenreichtum sowie der Dimension Zeitbezug unterschieden sich beide Gruppen nicht. Die Frauen bewerteten ihre Selbstdefinition jedoch bedeutsam positiver als die Männer.

Teil B. Dieser Teil von Studie I beschäftigte sich mit der Frage, welche Merkmale der Selbstdefinition vor der negativen Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen schützen können. Es zeigte sich, daß – mit Ausnahme der positiven Bewertung – keines der untersuchten Merkmale *alleine* einen bedeutsamen Einfluß auf das subjektive Wohlbefinden alter und sehr alter Menschen nimmt oder den negativen Effekt gesundheitlicher Einschränkungen abschwächen kann. *Gemeinsam* können diese Merkmale jedoch vor der negativen Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen schützen. Die Interaktion zwischen dem Facettenreichtum der Selbstdefinition, dem Gegenwartsbezug und der positiven Bewertung konnte die negative Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen mildern. Wie im Diskussionsteil eingehender erläutert wird, stellt dieses Ergebnis eine wesentliche Erweiterung anderer Modelle über die protektiven Merkmale der Selbstdefinition dar (z.B. Rosenberg & Gara, 1985; Linville, 1987).

Betrachtet man die Ergebnisse von Teil A und Teil B dieser Studie gemeinsam, so fällt auf, daß nur wenige der Hypothesen bestätigt werden konnten (vgl. Tab. 25 und Tab. 32): Nur zwei der sieben vorhergesagten altersbezogenen Unterschiede im Inhalt der Selbstdefinition konnten empirisch bestätigt werden. Auch die Hypothesen bezüglich der Funktion der einzelnen Merkmale der Selbstdefinition für das subjektive Wohlbefinden alter

und sehr alter Menschen konnten empirisch nicht gestützt werden. Erst die Interaktion der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition erwies sich als statistisch bedeutsamer Moderator zwischen gesundheitlichen Einschränkungen und subjektivem Wohlbefinden.

Will man die aufgestellten Hypothesen nicht aufgrund der Ergebnisse von Studie I verwerfen, so stellt sich die Frage, ob vielleicht bestimmte Voraussetzungen für die Untersuchung des Inhalts und der Funktion der Selbstdefinition nicht erfüllt waren und so zu dieser Befundlage beigetragen haben könnten. Eine der zentralen Voraussetzungen für die Überprüfung der Hypothesen von Studie I ist die zeitliche Stabilität der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition. Die temporale Stabilität der mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ erfaßten Selbstdefinition ist bisher noch nicht untersucht worden. Um die referierten Ergebnisse von Teil A und Teil B dieser Studie besser interpretieren zu können, wurde eine zusätzliche Untersuchung (Studie II) zur temporalen Stabilität des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ durchgeführt. Sie wird im folgenden Kapitel dargestellt.

Kapitel 5

Studie II: Überprüfung der temporalen Stabilität der Selbstdefinition

Eine der wichtigen Voraussetzungen für die Untersuchung der Hypothesen von Studie I zu Inhalt und Funktion der Selbstdefinition im hohen Alter ist die einer hinreichenden temporalen Stabilität der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition. Diese Frage gewann auch dadurch an Bedeutung, daß die in Studie I erhaltenen Befunde von eher geringer Größe waren. Ist diese Befundlage möglicherweise darauf zurückzuführen, daß die durch die Methode „Wer bin ich?“ erfaßte Selbstdefinition nicht hinreichend präzise gemessen werden konnte (Reliabilität) bzw. temporal nicht konstant ist (Stabilität)? Die Meßgenauigkeit im Sinne der Übereinstimmung von je zwei unabhängigen Segmentierern und Codierern hatte sich jedoch als zufriedenstellend erwiesen. Eine andere Möglichkeit besteht darin, daß die mit Hilfe dieser Methode erhobene Selbstdefinition nicht, wie postuliert, ein zeitlich überdauerndes Personenmerkmal, sondern zeitlich instabil ist. Geringe temporale Stabilität der Selbstdefinition würde sowohl die Entdeckung von Altersunterschieden im Inhalt der Selbstdefinition als auch die Überprüfung der Hypothesen zu Merkmalen der Selbstdefinition, die zur Invulnerabilität gegenüber Einschränkungen beitragen können, erschweren.

Die Frage nach der temporalen Stabilität der mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ erfaßten Selbstdefinition wurde in einer zusätzlichen Studie untersucht, die eine zweimalige Erhebung der Selbstdefinition umfaßte. Der Zeitraum zwischen den beiden Meßzeitpunkten betrug durchschnittlich acht Wochen. Die Art der Kategorisierung der „Wer bin ich?“-Protokolle, die für Studie I entwickelt worden war, wurde in derselben Weise auch für die Untersuchung der temporalen Stabilität angewandt. Dieses Vorgehen ermöglichte sowohl die Überprüfung der Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition, die für Teil A von Studie I zentrale Bedeutung hatte, als auch der für Teil B von Studie I relevanten Merkmale der Selbstdefinition (Anzahl selbstdefinierender Bereiche, Reichhaltigkeit, Facettenreichtum, Zeitbezug und Bewertung).

Nach einer allgemeinen Einleitung zu Fragen der Untersuchung der Stabilität der Selbstdefinition wird die Methode von Studie II (Design, Vorgehen, Stichprobe, Meßinstrumente) vorgestellt. Im dritten Abschnitt werden die für Teil A von Studie I relevanten Ergebnisse zur temporalen Stabilität des *Inhalts* der Selbstdefinition dargestellt. Anschließend wird die zeitliche Stabilität der *strukturellen Merkmale* der Selbstdefinition Anzahl der Bereiche und Reichhaltigkeit sowie der *Dimensionen* Zeitbezug und Bewertung berichtet, die in die in Kapitel 4 berichteten Regressionsanalysen des Teils B von Studie I eingingen.

5.1 Untersuchung der temporalen Stabilität der Selbstdefinition

Der Forderung nach der Untersuchung der Stabilität der mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ erfaßten Selbstdefinition, die Wylie vor zwei Jahrzehnten (1974) in ihrem

umfassenden Überblick über Instrumente zur Erfassung der Selbstdefinition stellte, ist bisher noch nicht nachgekommen worden. Einer der Gründe hierfür liegt sicherlich darin, daß dieses Verfahren wegen der zu leistenden inhaltsanalytischen Auswertung im Vergleich zu Fragebogenverfahren oder Adjektiv-Checklisten sehr aufwendig ist, was eine zweimalige Messung ‚lediglich‘ zur Überprüfung der zeitlichen Stabilität wenig attraktiv macht. Darüber hinaus könnte die hohe Augenscheinvalidität des Verfahrens dazu verführen, auf die Frage nach der temporalen Stabilität zu verzichten, wenn eine eher deskriptive Frage nach dem Inhalt der Selbstdefinition im Mittelpunkt des Interesses steht, deren Ergebnisse nicht sichtbar durch eine geringe Stabilität beeinträchtigt werden. In der vorliegenden Arbeit war die Untersuchung der temporalen Stabilität der mit Hilfe des Verfahrens „Wer bin ich?“ erhobenen Selbstdefinition von der Frage geleitet, worauf die Befundlage von Studie I – nur wenige der aufgestellten Hypothesen konnten empirisch bestätigt werden – zurückzuführen ist.

Einer der möglichen Gründe für das Zustandekommen dieser Befundlage besteht darin, daß das Meßinstrument „Wer bin ich?“ nicht die zeitlich stabilen Aspekte der Selbstdefinition erfaßt. Eine geringe Stabilität der Selbstdefinition könnte dazu geführt haben, daß weniger ihre zeitlich überdauernden Aspekte als vielmehr situative oder vorübergehende Einflüsse die Aussagen auf die Frage „Wer bin ich?“ bestimmten. Dies würde bedeuten, daß das Konstrukt ‚Selbstdefinition‘, wie es am Anfang dieser Arbeit definiert wurde – nämlich als eine zeitlich relativ überdauernde Bestimmung der eigenen Person mit Hilfe der Zuschreibung von Attributen (vgl. Kasten 1) – nicht angemessen mit dem Verfahren „Wer bin ich?“ erfaßt wird. In diesem Fall könnte mit Daten, die auf diese Weise gewonnen wurden, keine angemessene Überprüfung der Hypothesen von Studie I vorgenommen werden. Wenn dagegen gezeigt werden kann, daß es sich bei „Wer bin ich?“ um ein Verfahren handelt, das die zeitlich stabilen Aspekte der Selbstdefinition erfaßt, können die Ergebnisse der vorhergehenden Untersuchung mit größerer Sicherheit interpretiert werden.

Unterscheidung von Reliabilität und Stabilität der Selbstdefinition

Eines der Probleme bei der Untersuchung der Retest-Reliabilität eines Meßinstruments ist die Konfundierung der ‚wahren‘ Veränderung des zu erfassenden Konstrukts mit der auf die mangelnde Reliabilität des Erhebungsverfahrens, das heißt auf die fehlende Präzision der Messung, zurückzuführenden Instabilität:

„A distinction must be carefully made and maintained between the repeatability of the measurement (reliability) and the repeatability of the phenomenon being measured (stability). If one particular event is observed by two independent observers (...), and they assign the same measurement (number or score), then a basis exists for arguing that the measurement is reliable (consistent scores were assigned). The scores obtained at some later time, however, may indicate that the phenomenon being measured has changed. The question is, did the amount of the attribute actually change, or is the apparent change simply due to some peculiarity of the measurement process? The correlation between measurements on occasion 1 and measurements on occasion 2 reflects both changes in the attribute being measured and unreliability of the measurement instrument, and it is these two sources of variance that one should try to disentangle.“ (Baltes, Reese & Nesselroade, 1988, S. 67)

Als eine Form der Reliabilität der Erfassung der Selbstdefinition mit Hilfe eines offenen Verfahrens kann die Übereinstimmung in der Segmentbildung und Codierung der Interviewprotokolle angesehen werden. Diese Form der Reliabilität bestimmt die maximal mögliche Übereinstimmung der Selbstdefinition zwischen zwei Meßzeitpunkten. Das „Rauschen“, das auf Ungenauigkeiten in der Segmentierung und Codierung zurückgeht, ist für ein bestimmtes Maß an Nichtübereinstimmung zwischen den zu zwei Meßzeitpunk-

ten erhobenen Selbstdefinitionen verantwortlich, ohne daß sich das Phänomen tatsächlich verändert hat (z.B. indem einer Aussage A zu Meßzeitpunkt 1 ein anderer Code zugewiesen wird als zu Meßzeitpunkt 2)⁶⁴. Von der Reliabilität der *Auswertung* der Interviewprotokolle (Segmentierung und Codierung) muß jedoch die Reliabilität der *Erhebung* getrennt werden. In welchem Ausmaß gehen die Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ tatsächlich auf das selbstbezogene Wissen zurück, das die eigene Person definiert, und inwieweit sind sie von situativen Einflüssen, sozialer Erwünschtheit oder Strategien der Selbstpräsentation determiniert? Einflüsse dieser Art, die die Erhebung der Selbstdefinition betreffen, können nicht durch die Präzision der Auswertung (Intercoder-Übereinstimmung) erfaßt werden. Eine Möglichkeit der Untersuchung des Ausmaßes, in dem situative oder andere Faktoren die Datenerhebung beeinflussen, besteht in einer zweimaligen Erhebung. Ausgehend von der Annahme, daß es sich bei Störeinflüssen nicht um systematische, sondern um *zufällige* Fehlerquellen handelt, kann die Übereinstimmung bzw. Korrelation der verschiedenen inhaltlichen und strukturellen Merkmale der Selbstdefinition als ein Maß der Präzision, das heißt der Resistenz gegenüber zufälligen Störeinflüssen, des Erhebungsinstruments aufgefaßt werden.

Der Interpretation der Übereinstimmung des Inhalts der Selbstdefinition bzw. der Korrelation der Merkmale der Selbstdefinition über zwei Meßzeitpunkte als Maß für die Retest-Reliabilität des Erhebungsinstruments liegt darüber hinaus die Annahme zugrunde, daß die Selbstdefinition ein zeitlich stabiles Phänomen darstellt. Eine Möglichkeit zur Dekonfundierung von Retest-Reliabilität und Stabilität besteht darin, parallel zu dem zu überprüfenden Verfahren „Wer bin ich?“ ein bereits etabliertes Meßinstrument einzusetzen, dessen Retest-Reliabilität bekannt ist. Gegenwärtig existiert jedoch kein Verfahren zur Erfassung der Selbstdefinition (z.B. Fragebögen oder Adjektiv-Checklisten), das die verschiedenen Bereiche anbietet, die in dem offenen Verfahren „Wer bin ich?“ zur Selbstdefinition herangezogen werden können⁶⁵.

Aus diesem Grund soll der Begriff der Reliabilität als die Präzision des Meßinstrumentes „Wer bin ich?“ für die Übereinstimmung der Segmentierer bzw. Codierer hinsichtlich der Einheitenbildung bzw. Zuweisung von Kategorien zu Segmenten vorbehalten werden. Der Begriff der temporalen Stabilität wird für das Ausmaß der Übereinstimmung des Inhalts bzw. der Konstanz der Position einer Person innerhalb der untersuchten Stichprobe (Korrelation) bezüglich verschiedener Merkmale der Selbstdefinition über einen bestimmten Zeitraum verwendet.

Erwartungen bezüglich der Höhe der temporalen Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition

Aus den Modellen zur kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens, die im Abschnitt „Selbstbezogenes Wissen: Implikationen der kognitiven Struktur“ dargestellt wurden, las-

⁶⁴ Die Werte, die in die Analysen von Studie I und Studie II eingingen, können als präziser als das Maß der Intercoder-Übereinstimmung angesehen werden, da jede Nichtübereinstimmung zwischen den Codierern durch Konsensbildung gelöst wurde und die daraus hervorgegangenen Codierungen die Datenbasis für alle weiteren Analysen bildete.

⁶⁵ In dieser Studie wurde ein erster Versuch unternommen, ein alternatives Verfahren zur Erfassung der Selbstdefinition zu entwickeln, das es ermöglicht, dieselben Bereiche zur Selbstdefinition heranzuziehen, die das für Studie I verwendete Kategoriensystem bereitstellt. Dieses Kartensortierverfahren und die darauf bezogenen Ergebnisse sind in Anhang G dargestellt.

sen sich zwei Positionen ableiten, die unterschiedlich starke Vorhersagen bezüglich der Übereinstimmung bei einer zweimaligen Erhebung der Selbstdefinition mit Hilfe eines offenen Verfahrens implizieren.

Eine äußerst ‚starke‘ Position legt ein Modell der kognitiven Struktur der Selbstdefinition zugrunde, nach dem die zentralen Aspekte des selbstbezogenen Wissens aufgrund der Häufigkeit und Dauer der Beschäftigung („Praxis“) mit der eigenen Person über die Lebensspanne im höheren Erwachsenenalter sehr gut elaboriert und daher leicht und zuverlässig zugänglich sind (Markus, 1983; Cantor & Kihlstrom, 1989; vgl. den Abschnitt „Die kognitive Struktur selbstbezogenen Wissens im hohen Alter“). Der Abruf von Wissens-elementen als selbstdefinierend sollte dieser Auffassung zufolge hoch automatisiert sein (Higgins & King 1981; Markus & Sentsis, 1982; Markus, 1991). In einer zweimaligen Erhebung sollten daher dieselben Bereiche als selbstdefinierend generiert werden.

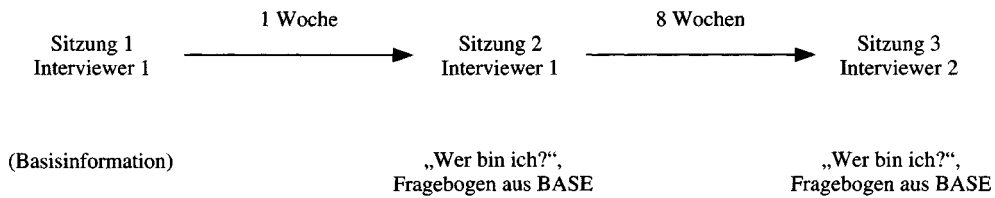
Dieser ‚starken‘ Position kann ein ‚liberaleres‘ Modell entgegengesetzt werden, nach dem der Abruf selbstbezogenen Wissens von Faktoren wie zum Beispiel der Stimmung (z.B. Bower, 1981, 1987; Wyer & Srull, 1986; Schwarz, 1988; Schwarz & Clore, 1988) oder situativen Hinweisreizen beeinflussbar ist, die dazu führen können, daß unterschiedliche Bereiche des Wissenssystems über die eigene Person – „Selbst-Schemata“ (Markus, 1977), „Bins“ (Wyer & Srull, 1989) oder „Knoten“ (Bower & Gilligan, 1979) – aktiviert werden. Dies bedeutet, daß zwei Erhebungen zur Produktion unterschiedlicher Bereiche der Selbstdefinition führen könnten. Nach diesem ‚liberaleren‘ Modell, das die Abhängigkeit der Generierung selbstbezogenen Wissens von dem jeweiligen Kontext eines Individuums annimmt (z.B. eine akute Erkrankung macht den Bereich Gesundheit für den Abruf von Wissen leichter zugänglich), würde eine weniger hohe Übereinstimmung hinsichtlich der Bereiche erwarten lassen, die auf die Frage „Wer bin ich?“ thematisiert werden. Die im theoretischen Teil dieser Arbeit vorgestellten Modelle zur kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens gehen jedoch übereinstimmend davon aus, daß die zentralen, häufig aktivierten, gut elaborierten und typischen Bereiche selbstbezogenen Wissens mit hoher Wahrscheinlichkeit bei einem offenen Verfahren als selbstdefinierend abgerufen werden (vgl. Tab. 15). Dies bedeutet, daß bei zweimaliger Erhebung zwar nicht erwartet werden kann, daß der Inhalt der Selbstdefinition identisch ist, wohl aber, daß ein Teil der Bereiche übereinstimmt. Darüber hinaus kann nach diesem Modell angenommen werden, daß die globaleren Aspekte der Selbstdefinition – in der Terminologie des „Bin“-Modells von Wyer und Srull (1989) die Überschriften („header“) eines „Self Bin“ – eine höhere Stabilität aufweisen als spezifischere Aspekte. So kann angenommen werden, daß die Übereinstimmung hinsichtlich der einzelnen Bereiche, die zu zwei Zeitpunkten zur Selbstdefinition herangezogen werden, geringer ist als die strukturellen Merkmale und Dimensionen der Selbstdefinition.

5.2 Methode

Design

Studie II wurde im Zeitraum vom 23. März bis 2. Dezember 1992 durchgeführt; sie umfaßte für jeden Studienteilnehmer drei Sitzungen (siehe Abb. 16). (1) In der ersten Sitzung wurden – angelehnt an die multidisziplinäre Ersterhebung von BASE – verschiedene Basisinformationen (z.B. soziodemographische Variablen) erhoben. Die Dauer dieser Sitzung betrug durchschnittlich $M = 63$ Minuten ($SD = 20$ Minuten). (2) Im Abstand von durch-

Abbildung 16: Design von Studie II



schnittlich acht Tagen erfolgte die Erhebung des „Selbst und Persönlichkeit“-Fragebogens aus BASE, an deren Beginn die offene Frage „Wer bin ich?“ zur Erfassung der Selbstdefinition stand. Insgesamt dauerte die zweite Sitzung $M = 83$ Minuten ($SD = 22$ Minuten). (3) Acht Wochen später ($M = 61$ Tage, $SD = 9$ Tage) wurde die zweite Sitzung wiederholt; die durchschnittliche Dauer dieser Sitzung betrug $M = 77$ Minuten ($SD = 21$ Minuten).

Vorgehen

Das Vorgehen wurde aus Vergleichbarkeitsgründen so weit wie möglich an die Studie I angelehnt. Die Interviews fanden in Einzelsitzungen statt, im Unterschied zu Studie I jedoch in den Räumen des Max-Planck-Instituts und nicht in der Wohnung des Studienteilnehmers⁶⁶. Die Instruktionen wurden von den Interviewern laut vorgelesen und gleichzeitig auf Lesekarten dargeboten. Die zweite und dritte Sitzung wurden von jeweils unterschiedlichen Forschungstechnischen Assistenten (FTA) geleitet, um auszuschließen, daß die Erwartung konsistenter Antworten aufgrund der Bekanntheit von Studienteilnehmer und FTA die Stabilität künstlich erhöht. Darüber hinaus wurde den Studienteilnehmern versichert, daß keine Informationen der zweiten Sitzung weitergeleitet wurden und daher den FTA keine der Antworten bekannt sei. Außerdem wurde in der Einleitung der Sitzung folgende Erläuterung gegeben, die der Bemühung um Konsistenz entgegenarbeiten sollte (der vollständige Text der Einleitung der dritten Sitzung sowie eine Liste von Aussagen, die dann verwendet werden sollte, wenn ein Studienteilnehmer sich offensichtlich um eine Konsistenz der Antworten bemüht, befindet sich in Anhang G):

„Manche Fragen kommen Ihnen vielleicht bekannt vor, weil [Name von FTA der zweiten Sitzung] diese oder ähnliche in den vorhergehenden Sitzungen schon einmal gestellt hat. Dieses Vorgehen ist in der Wissenschaft üblich und notwendig. In den letzten Wochen und Monaten kann sich bei Ihnen ja einiges verändert haben, anderes ist vielleicht gleich geblieben.“

Stichprobe

Im Unterschied zu Studie I wurde die Stichprobe von Studie II ($N = 72$) zum einen über Zeitungsannoncen für die Teilnahme geworben, zum anderen über die telephonische Kontaktierung von Personen, die bereits an Studien aus anderen Forschungseinheiten des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung teilgenommen und Interesse an weiteren Unter-

⁶⁶ Mit Ausnahme von $n = 5$ Studienteilnehmern, denen aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen das Verlassen des Hauses nicht möglich war.

Tabelle 33: Charakterisierung der Stichprobe von Studie II (N = 72)

Variable		Gesamtstichprobe (%)	Frauen (%)	Männer (%)
Familienstand	Verheiratet	33,8	12,5	78,3
	Verwitwet	47,9	64,6	13,0
	Geschieden	11,3	12,5	8,7
	Ledig	7,0	10,4	0,0
Schulabschluß	Volksschule	18,3	20,8	13,0
	Realschule	39,4	50,0	17,4
	Abitur	36,6	25,0	60,9
Wohnform	Privatwohnung	93,0	91,7	95,7
	Seniorenwohnhaus	4,2	4,2	4,3
	Seniorenheim	2,8	4,2	0,0

suchungen bekundet hatten. Die Studienteilnehmer waren zwischen 69 und 92 Jahre alt ($M = 77,4$ Jahre); 67,6 Prozent der Stichprobe waren Frauen, die zwischen 70 und 92 Jahre alt waren ($M = 78$ Jahre). Die Gruppe der Männer war etwas jünger als die der Frauen (69 bis 84 Jahre, $M = 76,13$). 71,8 Prozent der Stichprobe verdiente 2.200 DM oder mehr. In Tabelle 33 sind weitere Informationen über soziodemographische Variablen zusammengefaßt (sowohl für die gesamte Stichprobe als auch getrennt für Frauen und Männer).

Verglichen mit der repräsentativen Stichprobe von Studie I waren die Studienteilnehmer von Studie II im Durchschnitt jünger (Studie I: $M = 84,8$ Jahre; Studie II: $M = 77,4$ Jahre), hatten eine bessere Schulbildung (nur 6,4 % der Studienteilnehmer von Studie I hatten das Abitur abgeschlossen) und wohnten häufiger in ihrer Privatwohnung (Studie I: 76,9 %, Studie II: 93,0 %).

Erfassung der Selbstdefinition

Die Selbstdefinition wurde auch in Studie II mit Hilfe der Frage „Wer bin ich?“ (WBI) erfaßt. Die Instruktion der am Anfang der Interviewsitzung stehenden offenen Frage war mit der von Studie I identisch (siehe Kasten 3). Wie auch in Studie I wurde dieser Interviewabschnitt von einer Tonbandaufnahme transkribiert, so daß eine Bearbeitung der wörtlichen WBI-Protokolle möglich war⁶⁷.

Segmentierung und Codierung der WBI-Protokolle

Die Segmentierung wurde so vorgenommen, daß jeweils zwei Segmentierern die Hälfte der WBI-Protokolle der ersten Erhebung (gerade Studienteilnehmer-Kennnummern) und die andere Hälfte der Protokolle der zweiten Erhebung (ungerade Studienteilnehmer-Kennnummern) zugewiesen wurde, zwei anderen Segmentierern die jeweils komplementären Hälften der Erhebungen. Dieses Vorgehen garantierte, daß die beiden Protokolle eines Studienteilnehmers nicht von denselben Segmentierern bearbeitet wurden, da dies zu einer Erhöhung der Konsistenz der Segmentierung des Protokolls der zweiten Erhe-

⁶⁷ Insgesamt mußte für sechs WBI-Protokolle aufgrund technischer Fehler bei der Tonbandaufnahme auf die Mitschriften der FTA zurückgegriffen werden.

bung mit dem der ersten Erhebung hätte führen können. Die Übereinstimmung der Segmentierung wurde für beide Erhebungen von der Verfasserin bestimmt und betrug für die WBI-Protokolle der zweiten Sitzung für S1 durchschnittlich 89 Prozent, für S2 92 Prozent; für die Protokolle der dritten Sitzung betrug die Übereinstimmung für S1 durchschnittlich 94 Prozent, für S2 93 Prozent⁶⁸.

Die Codierung der Segmente wurde von zwei unabhängigen Codierern vorgenommen, die die Segmente in derselben Weise wie in Studie I einer der Kategorien zuordneten (computerisiertes Verfahren, randomisierte Sequenz der Segmente)⁶⁹. In Anhang G ist die die prozentuale Übereinstimmung zwischen den beiden unabhängigen Codierern für jede Kategorie sowohl für die zweite als auch die dritte Sitzung angegeben. Über das gesamte Kategoriensystem wurde die um die Zufallswahrscheinlichkeit bereinigte Übereinstimmung zwischen C1 und C2 mit Hilfe der von Brennan und Prediger (1981) vorgeschlagenen Modifikation von Cohens Kappa (1960) berechnet; für die zweite Sitzung ergab die Übereinstimmung $\kappa_n = .74$, für die dritte Sitzung $\kappa_n = .82$. Die Reliabilität der Auswertung kann damit als zufriedenstellend angesehen werden.

Hinsichtlich der *Reichhaltigkeit* der Selbstdefinition erzielten die Codierer für die Segmente der zweiten Sitzung eine Übereinstimmung von 82,4 Prozent, für die dritte Sitzung von 81,1 Prozent. Der *Zeitbezug* wurde sowohl für die zweite als auch die dritte Sitzung mit einer Übereinstimmung von 93,4 Prozent codiert. Für die Dimension *Bewertung* ergab die Übereinstimmung zwischen den beiden unabhängigen Codierern für die zweite Sitzung 79 Prozent, für die dritte Sitzung 80,1 Prozent.

5.3 Ergebnisse

Die Stabilität von „Wer bin ich?“ wurde zum einen als die Übereinstimmung der selbstdefinierenden Bereiche zwischen den beiden Meßzeitpunkten bestimmt. In einem zweiten Schritt wurde die Stabilität der strukturellen Merkmale Anzahl selbstdefinierender Bereiche, Reichhaltigkeit und Facettenreichtum und der Dimensionen Zeitbezug und Bewertung als Korrelationen über die beiden Zeitpunkte (r_{tt}) berechnet.

Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition

Im folgenden soll die für Teil A von Studie I relevante Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition zunächst auf einer globalen Ebene betrachtet werden, nämlich wieviele der selbstdefinierenden Bereiche von einer Person zu beiden Zeitpunkten thematisiert wurden. Zum anderen wird die (intraindividuelle) Stabilität der einzelnen Bereiche über den Zeit-

⁶⁸ Da die Normsegmentierung für beide Sitzungen von derselben Person durchgeführt wurde, wurden zusätzlich von zwei weiteren unabhängigen Segmentierern (von S3 für 67 Protokolle [= 75 %] der zweiten Sitzung; von S4 für 42 Protokolle [= 59 %] der dritten Sitzung) Segmentierungen vorgenommen; die Übereinstimmung mit der Verfasserin betrug für S3 durchschnittlich 83 Prozent, für S4 91 Prozent.

⁶⁹ Die beiden Codierer bearbeiteten sowohl die Segmente von Studie I als auch von Studie II. Zwei der Segmentierer von Studie II waren ebenfalls mit der Segmentierung der Protokolle von Studie I betraut; die beiden zusätzlichen Segmentierer wurden entsprechend dem Vorgehen von Studie I im Umgang mit dem Segmentierungsverfahren trainiert, bis die Übereinstimmung mit der Autorin befriedigend war (Kriterium: durchschnittliche Übereinstimmung von mindestens 70 %).

Tabelle 34: Häufigkeitsverteilung (Prozent der Stichprobe) der prozentualen Übereinstimmung hinsichtlich der selbstdefinierenden Bereiche über beide Meßzeitpunkte

Prozent der zu beiden Zeitpunkten identischen Bereiche	Prozent der Studienteilnehmer	(Kumulative %)
80–90	4,2	(4,2)
70–79	8,4	(12,6)
60–69	21,2	(33,8)
50–59	28,2	(62,0)
40–49	16,9	(76,9)
30–39	11,2	(88,1)
20–29	7,0	(95,1)
10–19	2,8	(87,9)
0– 9	2,1	(100,0)

raum von acht Wochen betrachtet. Es wurde erwartet, daß die Stabilität auf einer allgemeineren Betrachtungsebene höher liegt als bei den einzelnen Aspekten (siehe oben).

Eine Möglichkeit, das Ausmaß der Übereinstimmung des Inhalts der Selbstdefinition einer Person zwischen den beiden Zeitpunkten zu bestimmen, besteht darin, die Anzahl der zu beiden Zeitpunkten übereinstimmend als selbstdefinierend thematisierten Bereiche zu berechnen. Ein solches Maß würde die Übereinstimmung insofern unterschätzen, als sie die Anzahl der Bereiche, die eine Person überhaupt zur Selbstdefinition herangezogen hat, nicht in Betracht zieht. Relativiert man die Anzahl der Übereinstimmungen auf die Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche, so ergibt sich die in Tabelle 34 wiedergegebene Verteilung. 62 Prozent der Stichprobe thematisierten mehr als 50 Prozent derselben selbstdefinierenden Bereiche zu beiden Zeitpunkten ($M = 51,7\%$, $SD = 15,9\%$)⁷⁰.

Um zu überprüfen, ob sich die verschiedenen selbstdefinierenden Bereiche hinsichtlich der zeitlichen Stabilität voneinander unterscheiden, wurde die Übereinstimmung zwischen den beiden Meßzeitpunkten für jede Kategorie einzeln bestimmt. Hierzu wurden fünf verschiedene Übereinstimmungsmaße herangezogen, die im folgenden kurz dargestellt werden. Alle diese Maße sind insofern konservativ, als sie ein Vierfelderschema zugrundelegen (vgl. Abb. 17), das von einer dichotomen Entscheidung ausgeht (1 = als selbstbeschreibend thematisiert; 0 = nicht als selbstbeschreibend thematisiert), während tatsächlich insgesamt 24 verschiedene Alternativen (Kategorien) zur Auswahl standen⁷¹.

⁷⁰ Die Zufallswahrscheinlichkeit, zu beiden MZP eine bestimmte Anzahl identischer Bereiche zur Selbstdefinition heranzuziehen, ist davon abhängig, wieviele verschiedene Bereiche zu jedem der MZP thematisiert wurden. Wenn zu beiden MZP vier verschiedene Bereiche thematisiert wurden, so beträgt die Zufallswahrscheinlichkeit, vier identische Bereiche zu nennen, $p = .00009$. Wenn zu beiden MZP zwei Bereiche thematisiert wurden, so beträgt die Zufallswahrscheinlichkeit, daß dieselben Bereiche genannt werden, $p = .0085$, daß einer der beiden Bereiche über die MZP identisch ist, $p = .16$.

⁷¹ Das Kategoriensystem bestand aus 20 Hauptkategorien. Die detaillierte Codierung umfaßte jedoch auch Subkategorien (3a, 3b, 3c; 9a, 9b; 20a, 20b). Insgesamt ergeben sich daher 24 Kategorien.

Abbildung 17: Notation zur Bezeichnung der einzelnen Felder des Vierfelderschemas

		2. Meßzeitpunkt	
		1	0
1. Meßzeitpunkt	1	A	B
	0	C	D

Die fünf verschiedenen Übereinstimmungsmaße wurden nach den folgenden Formeln berechnet:

(1) „Hits“: Die totale prozentuale Übereinstimmung („Hit“) bezeichnet den Prozentsatz der Stichprobe, die eine Kategorie zu beiden Meßzeitpunkten übereinstimmend als selbstbeschreibend oder nichtselbstbeschreibend thematisierte:

$$\text{„Hits“} = \frac{A + D}{A + B + C + D} \times 100$$

Da jedoch bei jeder Erhebung nur maximal zehn verschiedene Bereiche aus einem Pool von 24 Bereichen, die das Kategoriensystem umfaßte, zur Selbstdefinition herangezogen werden konnten, ist die Wahrscheinlichkeit hinsichtlich der Bereiche, die *nicht* als selbstdefinierend thematisiert wurden (Nicht-Ereignisse), zwangsläufig höher als die Wahrscheinlichkeit hinsichtlich der selbstdefinierenden Bereiche (Ereignisse) übereinzustimmen. Aus diesem Grund wurden zwei getrennte Übereinstimmungsmaße für Ereignisse und Nicht-Ereignisse berechnet:

(2) *NO %*: Die Übereinstimmung hinsichtlich der Nicht-Ereignisse („nonoccurrence agreement“) wurde nach Hawkins und Dotson (1975) berechnet:

$$\text{NO \%} = \frac{D}{B + C + D} \times 100$$

(3) *O %*: Die Übereinstimmung hinsichtlich der Ereignisse („occurrence agreement“) wurde ebenfalls nach Hawkins und Dotson (1975) nach der folgenden Formel berechnet:

$$\text{O \%} = \frac{A}{A + B + C} \times 100$$

(4) *M %*: In die Berechnung der mittleren Übereinstimmung geht nach Hawkins und Dotson (1975) die Übereinstimmung sowohl hinsichtlich der Ereignisse als auch der Nicht-Ereignisse ein, die beide mit gleichem Gewicht in die Bestimmung der Übereinstimmung eingehen:

$$\text{M \%} = \frac{\left[\frac{A}{(A + B + C)} \right] + \left[\frac{D}{(B + C + D)} \right]}{2} \times 100$$

(5) κ : Eine Möglichkeit der Korrektur der beobachteten Übereinstimmung um die zufällig zu erwartende Übereinstimmung bietet Cohens Kappa (Cohen, 1960; vgl. House, House & Campbell, 1981; Feger, 1983). Die beobachtete Übereinstimmung P_o bezieht sowohl die Ereignisse als auch die Nicht-Ereignisse mit ein:

$$\kappa = \frac{P_o - P_e}{1 - P_e}$$

wobei

$$P_o = \frac{A + D}{A + B + C + D}$$

$$P_e = \frac{[(A + B)(A + C)]}{(A + B + C + D)} + \frac{[(C + D)(B + D)]}{(A + B + C + D)}$$

Tabelle 35: Übereinstimmung des Inhalts der Selbstdefinition zwischen Meßzeitpunkt 2 und 3 (N = 72)

Kategorie	„Hits“ (%)	NO %	O %	M %	κ
1. Soziodemographische Variablen	52,1	30,6	39,3	34,9	.05
2. Finanzielle/materielle Belange	78,9	78,3	11,8	45,0	.09
3. Psychischer Stil					
a) Persönlichkeitsmerkmale	57,7	47,4	31,8	39,6	.17
b) Vorlieben/Abneigungen	76,1	76,1	0,0	38,0	-.13
4. Gefühle/Stimmung	78,9	76,9	28,6	52,8	.34
5. Körperselbstbild	90,1	90,1	0,0	45,1	-.03
6. Gesundheit	60,6	47,2	39,1	43,1	.21
7. Intellektuelle Fähigkeiten	70,4	65,0	34,4	49,7	.30
8. Beruf/berufsähnliche Beschäftigung	57,8	42,3	38,8	40,5	.16
9. Interessen zu Hause					
a) Gesellschaftliche Partizipation	59,1	35,6	47,3	41,4	.17
b) Allgemeine Interessen	53,5	34,0	38,9	36,4	.07
10. Außerhäusige Aktivitäten					
a) Gesellschaftliche Partizipation	69,0	63,3	33,3	48,3	.28
b) Allgemeine Interessen	64,8	50,0	45,7	47,8	.30
11. Tagesablauf	74,6	72,7	21,7	47,2	.20
12. Alltagskompetenz	76,1	73,9	26,1	50,0	.27
13. Erlebnisse/Lebensereignisse	91,6	91,6	0,0	45,8	-.04
14. Soziale Kontakte/Beziehungen	69,1	57,7	46,3	52,0	.37
15. Familie/Angehörige	67,6	42,5	57,4	50,0	.33
16. Interpersoneller Stil	60,5	48,2	37,8	43,0	.21
17. Allgemeines Lebenswissen	71,8	71,0	9,1	40,1	.00
18. Lebensbilanz/Lebensrückblick	60,6	51,7	31,7	41,7	.17
19. Nachdenken über Sterben/Tod	95,8	95,7	40,0	67,8	.55
20. Überzeugungen					
a) Religiös/ideologisch	69,0	61,4	38,9	50,2	.32
b) (Sozial-)politisch	77,5	75,4	27,3	51,3	.29
Mittlere Übereinstimmungen über alle Kategorien hinweg	70,1	61,6	30,2	45,9	$\kappa_n = .26$

Wie zu erwarten, lag die Übereinstimmung hinsichtlich der Nicht-Ereignisse durchschnittlich höher als die Übereinstimmung hinsichtlich der Ereignisse: NO % betrug durchschnittlich 61,6; O % 30,2. Besonders deutlich wurde dieser Unterschied für Kategorien, die selten als selbstdefinierend thematisiert wurden (z.B. ergab sich für die Kategorien Vorlieben/Abneigungen NO % = 76 und O % = 0, für Körper selbstbild NO % = 90 und O % = 0 und für Erlebnisse/Lebensereignisse NO % = 91,6; O % = 0). Dieses Verhältnis wird in den entsprechend niedrigen κ -Werten deutlich (z.B. Vorlieben/Abneigungen $\kappa = -.13$, Körper selbstbild $\kappa = -.03$ und Erlebnisse/Lebensereignisse $\kappa = -.04$). Die einzelnen Kategorien variierten hinsichtlich der Übereinstimmungsmaße, die die Übereinstimmung hinsichtlich der Ereignisse betonen, zwar deutlich (O % zwischen 0 und 57, κ zwischen $-.13$ und $.55$), unterschreiten aber ohne Ausnahme eine Größe, die die Annahme einer hohen zeitlichen Stabilität der inhaltlichen Bereiche der Selbstdefinition rechtfertigt (vgl. Tab. 35).

Eine globale Einschätzung der (intraindividuellen) Übereinstimmung über alle Bereiche gibt der nach Brennan und Prediger (1981) berechnete κ -Wert über alle Kategorien an. Dieser Wert bezieht sich auf die Übereinstimmung hinsichtlich der Ereignisse (die „Hits“ werden über die Diagonale der 24×24 -Kategorien-Matrix bestimmt). Da für die Beurteilung der Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition vor allem die Übereinstimmung hinsichtlich der Bereiche, die eine Person zu ihrer Selbstdefinition heranzog, von Interesse ist (und weniger die Übereinstimmung hinsichtlich der Bereiche, die eine Person *nicht* thematisierte), kann κ als ein gutes Maß für die Beurteilung der Stabilität der Selbstdefinition nach Korrektur um die Zufallswahrscheinlichkeit angesehen werden. κ betrug $\kappa_n = .26$; die Höhe dieses Wertes kann ebenfalls als Hinweis für eine eher geringe zeitliche Stabilität interpretiert werden. Tabelle 36 faßt die Befunde zur Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition zusammen.

Zusammengenommen legen die verschiedenen Maße der Übereinstimmung für die *einzelnen* Kategorien (vor allem O % und κ) den Schluß nahe, daß der Inhalt der mit Hilfe des Verfahrens „Wer bin ich?“ erfaßten Selbstdefinition über einen Zeitraum von acht Wochen zeitlich nicht stabil ist. Betrachtet man nicht die Übereinstimmung der Studienteilnehmer hinsichtlich der einzelnen Kategorien, sondern die *Anzahl* inhaltlicher Bereiche, die zu beiden Meßzeitpunkten thematisiert wurden, fällt die Einschätzung etwas positiver aus: 62 Prozent der Stichprobe thematisierten mehr als 50 Prozent derselben

Tabelle 36: Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition über einen Zeitraum von acht Wochen (N = 72)

Übereinstimmungsmaß	Stabilität
a) Global (≥ 50 % identisch)	62,0 % der Studienteilnehmer
b) Einzelne Kategorien	
κ_n	.26
„Hits“ (%)	70,1
NO %	61,6
O %	30,2
M %	45,9

Bereiche zu beiden Meßzeitpunkten. Letzteres Ergebnis entspricht der Erwartung des ‚liberalen‘ Modells der kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens, nach dem bei zweimaliger Erhebung der Selbstdefinition nicht erwartet werden kann, daß ihr Inhalt identisch ist, jedoch ein Teil der Bereiche übereinstimmt. Darüber hinaus kann dieses Ergebnis als Hinweis darauf verstanden werden, daß situative und andere Einflüsse zwar eine wesentliche Rolle dafür spielen, welche (Lebens-)Bereiche auf die Frage „Wer bin ich?“ thematisiert werden, daß es jedoch für einen hohen Prozentsatz der Studienteilnehmer einen „Kern“ der Selbstdefinition zu geben scheint, der zu beiden Erhebungszeitpunkten konsistent genannt wird.

Zeitliche Stabilität der Merkmale Anzahl selbstdefinierender Bereiche, Reichhaltigkeit der Selbstdefinition, Zeitbezug und Bewertung

Für die Interpretation der Ergebnisse von Teil B von Studie I ist die zeitliche Stabilität der Merkmale der Selbstdefinition von besonderem Interesse, die als Prädiktoren in die Regressionsanalysen zur Vorhersage von subjektivem Wohlbefinden eingingen. Die zeitliche Stabilität wurde mit Hilfe von Korrelationen über beide Meßzeitpunkte berechnet. Die Korrelationskoeffizienten sind in Tabelle 37 wiedergegeben.

Für die strukturellen Merkmale Reichhaltigkeit und Facettenreichtum (bestimmt als die Interaktion der Anzahl selbstdefinierender Bereiche und der Reichhaltigkeit) ergab die jeweilige Korrelation über einen Zeitraum von acht Wochen (r_{tt}) eine moderate, wenngleich statistisch signifikante temporale Stabilität. Alle anderen Merkmale der Selbstdefinition korrelierten über die beiden Meßzeitpunkte nicht signifikant und erwiesen sich damit als zeitlich nicht stabil.

Tabelle 37: Stabilität der Merkmale Selbstdefinition (r_{tt}) über einen Zeitraum von acht Wochen (N = 72)

Merkmal der Selbstdefinition		r_{tt}
Struktur	Anzahl der Bereiche ¹	.12
	Reichhaltigkeit	.29*
	Facettenreichtum	.22*
Zeitbezug	Gegenwart	.16
	Vergangenheit	.02
Bewertung	Neutral	.09
	Positiv	.08
	Negativ	.07

* $p \leq .05$.

¹ Als ein weiteres, sehr strenges Kriterium zur Bestimmung der Stabilität dieses Merkmals kann die Übereinstimmung als die *identische* Anzahl der Bereiche herangezogen werden. Für dieses strenge Kriterium ergab sich, daß 30,6 Prozent der Stichprobe zu beiden Meßzeitpunkten die identische Anzahl der Bereiche zur Selbstdefinition heranzog. Ein weniger konservatives Vorgehen der Bestimmung der Stabilität dieser Dimension besteht darin, das Kriterium so festzulegen, daß die Anzahl um einen Bereich variieren darf (± 1). Wird dieses Kriterium zugrundegelegt, so erwies sich das Merkmal Anzahl selbstdefinierender Bereiche bei 65,3 Prozent der Stichprobe als stabil.

5.4 Zusammenfassung

Die zeitliche Stabilität der mit Hilfe des Verfahrens „Wer bin ich?“ erhobenen Selbstdefinition erwies sich über einen Zeitraum von acht Wochen insgesamt als gering. Sowohl hinsichtlich des Inhalts als auch der Merkmale der Selbstdefinition Anzahl der Bereiche, Reichhaltigkeit, Facettenreichtum, Zeitbezug und Bewertung konnten über einen Zeitraum von acht Wochen bei der untersuchten Stichprobe von alten und sehr alten Menschen keine zufriedenstellend hohen Stabilitätswerte gefunden werden.

Eine globale Schätzung der Übereinstimmung des Inhalts der Selbstdefinition (% der Studienteilnehmer, die mehr als 50 % derselben Bereiche zu beiden Meßzeitpunkten als selbstdefinierend thematisieren) ergab – den Vorhersagen eines ‚liberalen‘ Modells der kognitiven Struktur selbstbezogenen Wissens entsprechend – eine höhere Stabilität (62 % der Stichprobe) als auf einem detaillierteren Betrachtungsniveau ($\kappa_n = .26$). Auf der anderen Seite war auf der Grundlage dieses ‚liberalen‘ Modells ebenfalls eine höhere Stabilität der strukturellen Merkmale und Dimensionen der Selbstdefinition erwartet worden, als sich empirisch zeigte: Die Korrelationen dieser Merkmale über die beiden Meßzeitpunkte erwiesen sich – mit Ausnahme der Reichhaltigkeit und des Facettenreichtums – als nicht signifikant.

Die geringe zeitliche Stabilität der Selbstdefinition kann auf verschiedene Weise interpretiert werden: (1) Die *Selbstdefinition* ist an sich ein instabiles Phänomen, das sich innerhalb eines Zeitraumes von acht Wochen verändert. (2) Das Verfahren „Wer bin ich?“ erfaßt die *Aspekte* der Selbstdefinition, die zeitlich nicht überdauernd sind. (3) Die Antworten, die auf die offene Frage „Wer bin ich?“ generiert werden, basieren weniger auf dem selbstbezogenen Wissen, das die eigene Person gut definiert, sondern vielmehr auf situativen oder anderen Einflüssen (z.B. Wetter, momentane Stimmung, Spezifika der Interviewsituation).

Für die Bewertung der Befunde von Studie II muß die spezifische Altersgruppe berücksichtigt werden: So ist es möglich, daß die Stabilität der mit dem Instrument „Wer bin ich?“ erhobenen Selbstdefinition im jüngeren und mittleren Erwachsenenalter höher ist und erst im hohen und sehr hohen Alter „zusammenbricht“⁷². Dieses Phänomen konnte in der vorliegenden Studie mit einer Stichprobe von ausschließlich alten und sehr alten Personen nicht untersucht werden. Da vergleichbare Untersuchungen zur Stabilität der Selbstdefinition für jüngere Altersgruppen fehlen, sollten die Ergebnisse dieser Studie nicht verallgemeinert werden, sondern ausschließlich auf den untersuchten Altersabschnitt des hohen Erwachsenenalters bezogen werden.

Die spezifischere Fragestellung dieser Studie, ob sich die Befundlage von Studie I – nur wenige signifikante Effekte hinsichtlich des Inhalts und der Funktion der Selbstdefinition – auf eine geringe Stabilität der Selbstdefinition zurückführen läßt, kann jedoch bejaht werden. Die Stabilität der mit Hilfe der offenen Frage „Wer bin ich?“ erfaßten

⁷² Ein Vergleich mit reaktiven Verfahren zur Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen ergab, daß die Stabilität bei der untersuchten Stichprobe alter und sehr alter Personen nicht generell niedriger ist als die für jüngere Stichproben (siehe Anhang G). Da diese Verfahren jedoch *Persönlichkeitsmerkmale* („traits“) erfaßten, bleibt die Frage ungeklärt, ob sich die Stabilität der *Selbstdefinition* mit einem offenen Verfahren altersspezifisch verändert.

Selbstdefinition erwies sich für den gegebenen Altersbereich (hohes und sehr hohes Alter) als eher gering. Dieses Ergebnis kann als einer der Faktoren angesehen werden, die zu einer Schwächung der Ergebnisse von Studie I beigetragen haben, da eine ihrer (theoretischen und empirischen) Voraussetzungen nicht hinreichend erfüllt war⁷³. Eine eingehendere Diskussion der Befunde von Studie I auf der Grundlage der Ergebnisse von Studie II wird im folgenden Kapitel vorgenommen.

⁷³ Da die Übereinstimmung des Inhalts bzw. die Korrelation der strukturellen Merkmale und Dimensionen der Selbstdefinition als Maße der *temporalen Stabilität* aufgefaßt wird und nicht als Maße der Präzision der Messung dieses Konstruktes (siehe Abschnitt: „Unterscheidung von Reliabilität und Stabilität der Selbstdefinition“) ist eine Minderungskorrektur (Bortz, 1987) für Studie I nicht angebracht.

Kapitel 6

Diskussion

In diesem abschließenden Kapitel soll diskutiert werden, welchen Beitrag die vorliegende Arbeit zur Beantwortung der in der Einleitung gestellten Fragen nach Inhalt und Funktion der Selbstdefinition im hohen Alter leistet. Die Antworten alter und sehr alter Menschen auf die Frage „Wer bin ich?“ stellten eine reichhaltige Datenbasis für die Untersuchung dieser Fragen dar. Bis ins höchste Alter waren Personen dazu in der Lage, zehn Aussagen frei zu formulieren, um sich selbst zu definieren. Diese selbstdefinierenden Aussagen konnten sowohl hinsichtlich des Inhalts als auch verschiedener Merkmale und Dimensionen mit hoher Reliabilität codiert werden.

Das Profil der inhaltlichen Bereiche der Selbstdefinition vermittelt ein anschauliches Bild davon, mit welchen Themen und Lebensbereichen sich eine heterogene Stichprobe von Frauen und Männern zwischen 70 und 103 Jahren auseinandersetzt. Ein solches Bild ist bisher in der Literatur noch nicht gezeichnet worden; die wenigen Studien zu diesem Thema beziehen sich auf jüngere und positiv selektierte Stichproben (z.B. Filipp & Klauer, 1985; George & Okun, 1985; McCrae & Costa, 1988). Auch die Funktion der Selbstdefinition für die Bewältigung von Einschränkungen oder Verlusten war für diese Altersgruppe, die einem besonders hohen Risiko für schwere Erkrankungen, dem Verlust des Ehepartners oder von Freunden und Bekannten ausgesetzt ist, bisher noch nicht untersucht worden.

Weitergehende methodische Analysen der Antworten alter Menschen auf die Frage „Wer bin ich?“, die in einer zusätzlichen Studie durchgeführt wurden, führten zu wichtigen methodischen und theoretischen Fragen. Diese Fragen beziehen sich sowohl auf die Erfassung der Selbstdefinition als auch auf theoretische Annahmen über Struktur und Funktion der Selbstdefinition. Ein zentrales Thema bezüglich der Erfassung ist die Stabilität der Selbstdefinition über einen relativ kurzen Zeitraum. Ausgehend von Annahmen zur kognitiven Struktur und Generierung selbstbezogenen Wissens würde man eine mittlere Stabilität der Selbstdefinition über einen Zeitraum von acht Wochen erwarten. Daß in Studie II der vorliegenden Arbeit nur eine geringe zeitliche Stabilität der Selbstdefinition gefunden wurde, verweist nicht nur auf die Schwierigkeiten der Erfassung und Operationalisierung der Selbstdefinition, sondern darüber hinaus auch auf theoretische Probleme der Konzeptualisierung der Selbstdefinition. Die methodischen und theoretischen Implikationen der Befunde der vorliegenden Arbeit werden am Ende dieses Kapitels diskutiert.

6.1 Erfassung der Selbstdefinition

Für die Untersuchung der Selbstdefinition ist die Frage nach der Methode zu deren Erfassung von zentraler Bedeutung. In der vorliegenden Arbeit wurde die Selbstdefinition als die Teilmenge des selbstbezogenen Wissens bestimmt, die zwischen der eigenen und

anderen Personen besonders gut diskriminiert, zeitlich konstant und subjektiv bedeutsam ist (Markus, 1977; Kihlstrom & Cantor, 1984; Epstein, 1990; Brandtstädter & Greve, 1994). Es wurde argumentiert, daß die Selbstdefinition ausschließlich subjektiv, das heißt durch die Person selbst, bestimmt werden kann. Im Gegensatz zu den für die Bestimmung von Persönlichkeitsmerkmalen („traits“) existierenden ‚objektiven‘ Erfassungsmethoden, bei denen aus einem bestimmten Antwortverhalten auf zugrundeliegende Persönlichkeitskonstrukte geschlossen wird, ging es bei der Erhebung der Selbstdefinition darum, einer Person maximale Freiheit in der Auswahl der Attribute zu gewähren, die sie für die Definition ihrer selbst als relevant erachtet (McGuire & McGuire, 1988). Insbesondere unter Berücksichtigung des weitgehenden Fehlens von empirisch gesicherten Befunden, welche (Lebens-)Bereiche die Selbstdefinition alter und insbesondere sehr alter Menschen konstituieren, schien es von Vorteil, den Raum der Möglichkeiten nicht von vornherein festzulegen (vgl. L'Écuyer, 1992). Aus diesen Gründen wurde das offene Verfahren „Wer bin ich?“ (Bugental & Zelen, 1950) zur Erfassung der Selbstdefinition eingesetzt.

Aus Modellen über die kognitive Repräsentation selbstbezogenen Wissens (Markus, 1977; Bower & Gilligan, 1979; Wyer & Srull, 1989) wurde die Annahme abgeleitet, daß sich sowohl inhaltliche als auch strukturelle Merkmale von Selbstdefinitionen über freie sprachliche Produktionen erfassen lassen. Es zeigte sich, daß der größte Teil (85 %) der repräsentativen Stichprobe von Personen im Alter zwischen 70 und 103 Jahren, die auch sehr kranke Menschen umfaßte, in der Lage war, gemäß der Instruktion zehn selbstdefinierende Aussagen auf die Frage „Wer bin ich?“ zu generieren. Diese Aussagen konnten anhand eines detaillierten Kategoriensystems, das im Rahmen einer Pilotstudie entwickelt worden war, sowohl hinsichtlich des Inhalts als auch struktureller Merkmale und Dimensionen zuverlässig codiert werden (die Inter-coder-Übereinstimmung variierte zwischen $\kappa_n = .85$ für den Inhalt der Selbstdefinition und $\kappa_n = .82$ für das Merkmal Reichhaltigkeit). Damit war eine wesentliche Voraussetzung für die Untersuchung der Frage, wie sich alte und sehr alte Menschen selbst definieren, gegeben.

Eine weitere Voraussetzung ist eine hinreichende intraindividuelle zeitliche Stabilität der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition. Eine grundlegende Annahme dieser Arbeit bestand darin, daß die Selbstdefinition eine handlungsleitende und orientierungsstiftende Funktion besitzt. Um diese Funktion angemessen erfüllen zu können, ist ein gewisses Ausmaß an Stabilität über die Zeit erforderlich. Eine hinreichende intraindividuelle Stabilität der Selbstdefinition über einige Wochen, einen Zeitraum also, in dem nur wenige tiefgreifende Veränderungen in der Person-Umwelt-Interaktion zu erwarten sind (Brown & Harris, 1989), ist sowohl für die Entdeckung systematischer Unterschiede zwischen Altersgruppen als auch für die Überprüfung der prädiktiven Kraft der Selbstdefinition notwendig. In Studie II der vorliegenden Arbeit wurde die temporale Stabilität der mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ erfaßten Selbstdefinition über einen Zeitraum von acht Wochen untersucht. Sie erwies sich insgesamt als eher gering. Sowohl der Inhalt als auch die verschiedenen untersuchten Merkmale der Selbstdefinition – Anzahl der Bereiche, Reichhaltigkeit, Facettenreichtum, Zeitbezug und Bewertung – wiesen keine zufriedenstellend hohen Stabilitätswerte auf.

Auf die Ergebnisse von Studie II wird bei der Darstellung der Überprüfung der Hypothesen von Studie I im einzelnen eingegangen. An dieser Stelle soll festgehalten werden, daß die Reliabilität im Sinne der Präzision der Erhebung der Selbstdefinition durch die

hohe Übereinstimmung von jeweils zwei unabhängigen Segmentierern und Codierern als zufriedenstellend angesehen werden kann, während die zeitliche Stabilität als eher gering gelten muß.

6.2 Wie definieren sich alte und sehr alte Menschen selbst?

Der Frage, welche inhaltlichen und strukturellen Merkmale die Selbstdefinition im hohen Alter aufweist, wurde im Rahmen der Berliner Altersstudie an einer repräsentativen, nach Alter und Geschlecht stratifizierten Stichprobe der über 70jährigen Bürger (West-)Berlins nachgegangen (Baltes et al., 1993). Diese sehr heterogene Stichprobe umfaßt einen Altersabschnitt von über 30 Jahren (70 bis 103 Jahre), über den es bisher keine empirischen Befunde über inhaltliche und strukturelle Merkmale der Selbstdefinition gibt.

Wie aus der Zusammenfassung in Tabelle 38 ersichtlich ist, umfaßt das Profil des Inhaltes der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen ein breites Spektrum an (Lebens-)Bereichen und Thematiken. Ein Bereich, der für mehr als 60 Prozent der untersuchten Stichprobe zur Selbstdefinition herangezogen wurde, stellen Hobbies und Interessen dar, denen zu Hause nachgegangen werden kann. Auch die Beschäftigung mit Routinen des täglichen Lebens und das Thema Gesundheit waren für mehr als 40 Prozent von Bedeutung für die Bestimmung der eigenen Person. Sehr selten (von weniger als 10 Prozent der Stichprobe) wurden dagegen (sozial-)politische Einstellungen und Überzeugungen, das Körperselbstbild, Lebensereignisse und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Tod thematisiert. Die Gruppe der ‚Alten‘ (70 bis 84 Jahre) unterschied sich hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition kaum von der Gruppe der ‚Sehr Alten‘ (85 bis 103 Jahre).

Durchschnittlich zogen die Studienteilnehmer sieben verschiedene Bereiche zur Selbstdefinition heran. Die Anzahl der Bereiche nahm mit dem Alter leicht ab, während die Reichhaltigkeit, bestimmt als die Anzahl unterschiedlicher Aspekte, aus denen sie sich zusammensetzen, nicht mit dem Alter zusammenhing. Die Selbstdefinition erwies sich auch im hohen Alter als primär gegenwartsbezogen; die Vergangenheit und insbesondere die Zukunft spielten nur eine untergeordnete Rolle. Die meisten selbstdefinierenden Aussagen (67 %) stellten reine Beschreibungen dar; der Anteil positiver Bewertungen (21 %) lag deutlich höher als der der negativen Bewertungen (13 %). Wie Tabelle 38 zeigt, hingen diese Merkmale der Selbstdefinition eher mit dem Gesundheitszustand als mit dem Alter zusammen.

Inhalt der Selbstdefinition im hohen Alter

Der Inhalt der Selbstdefinition, der als ein Spiegel der Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Lebenswelt aufgefaßt wird, kann als ein Zugang zum Verständnis des hohen Alters angesehen werden. Jeder der 20 verschiedenen Inhaltsbereiche des Kategoriensystems wurde von den alten und sehr alten Menschen thematisiert.

Weiteren Aufschluß über die Entwicklung in dieser Lebensphase bietet der Vergleich von Altersgruppen: Unterscheiden sich alte Menschen (70 bis 84 Jahre) von sehr alten Menschen (85 bis 103 Jahre) hinsichtlich der Bereiche, die sie zur Selbstdefinition heranziehen? Der Vergleich mit Untersuchungen zur Selbstdefinition jüngerer Altersgruppen ist

Tabelle 38: Überblick über die Hypothesen und Ergebnisse von Studie I, Teil A: Inhalt, Struktur und Dimensionen der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter

Hypothese	Ergebnis	
A.1 <i>Inhalt</i> der Selbstdefinition	(a) Gesamte Stichprobe	(b) Altersunterschiede
Hohe Salienz der Bereiche:		
– Gesundheit	Ja	Nein
– Alltagskompetenz	Nein	Nein
– Tagesablauf/Alltagsroutinen	Ja	Ja
– Interessen/Hobbies zu Hause	Ja	Nein
– Lebensbilanz/Lebensrückblick	Ja	Nein
– Nachdenken über Tod/Sterben	Nein	Nein
Geringe Salienz des Bereichs:		
– Interessen/Hobbies außer Haus	Nein	Ja
Hypothese	Ergebnis	
A.2 <i>Struktur</i> der Selbstdefinition	Zusammenhang mit	
	Alter	Gesundheitlichen Einschränkungen
(a) Abnahme der Anzahl der Bereiche	Ja	Ja
(b) Abnahme der Reichhaltigkeit	Nein	Ja
Hypothese	Ergebnis	
A.3 <i>Dimensionen</i> der Selbstdefinition	Zusammenhang mit	
	Alter	Gesundheitlichen Einschränkungen
(a) Zeitbezug:		
Abnahme des Gegenwartsbezugs	Ja	Ja
Zunahme des Vergangenheitsbezugs	Nein	Ja
(b) Bewertung:		
Abnahme der positiven Bewertung	Nein	Nein
Zunahme der negativen Bewertung	Nein	Ja

aufgrund von Unterschieden in den Kategoriensystemen – vor allem hinsichtlich der Anzahl und Art der Kategorien – nur schwer möglich.

Den ersten Platz in der Selbstdefinition nahm der Bereich der *allgemeinen Interessen und Hobbies*, die *zu Hause* ausgeübt werden, ein (mehr als 60 % der Stichprobe). Auch in der Duke Longitudinal Study stellten Interessen und Hobbies einen wesentlichen Bereich für die Selbstdefinition alter Menschen (65 Jahre und älter) dar (George & Okun, 1985). Ihre Wichtigkeit spiegelt sich darüber hinaus in der Häufigkeit wider, mit der das Interesse am gesellschaftlichen Geschehen, wie zum Beispiel das Verfolgen der politischen Tagesereignisse oder des kulturellen Lebens, thematisiert wurde. Dieses Ergebnis widerspricht einer der zentralen Postulate der „Disengagement“-Theorie (Cumming & Henry, 1961),

nach der im hohen Alter eine Abwendung von äußeren, gesellschaftsbezogenen Ereignissen und ein Rückzug aus dem aktiven Leben stattfindet.

Die Thematisierung von Hobbies und Interessen könnte – unter Berücksichtigung des Fehlens einer beruflichen Beschäftigung aufgrund der Verrentung – auch ein Bedürfnis nach Sinngebung durch das Engagement für eine Form von „produktiven“ Aktivitäten reflektieren, die ein Gefühl von Kompetenz („mastery“) vermitteln können (z.B. Markus, Cross & Wurf, 1990). In diesem Zusammenhang ist auch der Befund, daß Hobbies und Interessen einen höheren Rangplatz als die Gesundheit einnehmen, von besonderem Interesse – die Gesundheit stellt einen Bereich dar, der in dieser Lebensphase wahrscheinlich sehr stark von Befürchtungen, Ängsten oder Verlusten geprägt ist, und demnach kaum als eine Quelle für die Erfahrung und Darstellung der eigenen Kompetenz dienen kann.

Auch *allgemeine Interessen und Hobbies*, die *außer Haus* ausgeübt werden, wurden von mehr als 40 Prozent der Stichprobe zur Selbstdefinition herangezogen. Dieses Ergebnis entsprach nicht der Erwartung, daß Aktivitäten, zu denen das Verlassen des Hauses notwendig ist, aufgrund von Einschränkungen in der Gesundheit und Mobilität nur eine untergeordnete Rolle spielen würden. Die ‚Sehr Alten‘ thematisierten diesen Bereich jedoch seltener als die ‚Alten‘. Baltes et al. (1993) konnten zeigen, daß das Ausmaß, in dem alte und sehr alte Menschen außerhäuslichen Aktivitäten nachgehen, vor allem von der (fluiden) Intelligenz und einer aktiven, äußeren Ereignissen zugewandten Persönlichkeit („active/outgoingness“) abhängig ist. Sowohl die (fluide) Intelligenz als auch das Persönlichkeitskonstrukt hingen negativ mit dem Alter zusammen. Der Altersunterschied in der Häufigkeit, mit der Aktivitäten außer Haus als selbstdefinierend thematisiert wurden, reflektiert demnach wahrscheinlich zum Teil die altersbezogenen Unterschiede in der (fluiden) Intelligenz und dem Persönlichkeitskonstrukt „active/outgoingness“. Personen mit einer aktiven, nach außen gerichteten Persönlichkeit sind möglicherweise auch weniger ängstlich bezüglich der Anforderungen, die das Ausgehen erfordert, und der Gefahr, überfallen zu werden. Solche Ängste sind unter alten und sehr alten Menschen weit verbreitet und spielen, besonders bei Personen, deren Mobilität eingeschränkt ist, durchaus eine Rolle für die Teilnahme an außerhäuslichen Aktivitäten (Harris et al., 1975).

Alltagsroutinen und der *Tagesablauf* nehmen den zweiten Platz für die Selbstdefinition im hohen Alter ein. Die Haushaltsführung und die alltäglich zu verrichtenden Hausarbeiten könnten für alte und sehr alte Menschen auch einen berufsähnlichen Charakter besitzen und aus diesem Grund von fast der Hälfte der Stichprobe zur Definition der eigenen Person thematisiert werden. Die Gruppe der über 85jährigen zog diesen Bereich häufiger heran als die 70- bis 84jährigen. Möglicherweise tritt die Beschäftigung mit den Angelegenheiten des täglichen Lebens an die Stelle von Aktivitäten, die das Verlassen des Hauses verlangen und denen damit viele der sehr alten Menschen nur noch bedingt oder gar nicht mehr nachgehen können.

Wie vorhergesagt worden war, stellte die *Gesundheit* ein wichtiges Thema dar (vierter Rangplatz); 45 Prozent der Stichprobe zogen diesen Bereich zur Bestimmung ihrer eigenen Person heran. Da das Morbiditätsrisiko für diese Altersgruppe sehr hoch ist, kann angenommen werden, daß entweder eigene Erkrankungen, die die Lebensführung stark beeinflussen können, oder auch der Vergleich mit Gleichaltrigen, die unter Krankheiten leiden, zu einer hohen Salienz dieses Themenbereiches führen (vgl. Peck, 1968). Es wurden jedoch keine Altersunterschiede in der Häufigkeit gefunden, mit der die eigene Gesundheit oder die Auseinandersetzung mit Krankheit zur Selbstdefinition herangezogen wurden.

Auf der Grundlage von Eriksons Theorie der psychosozialen Krisen (z.B. Erikson, 1982) war erwartet worden, daß die *Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebenslauf*, das Ziehen einer *Lebensbilanz* eines der vorherrschenden Themen im hohen Alter darstellt (Sherman, 1991). Entsprechend dieser Erwartung definierten sich 42 Prozent der Stichprobe über die Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebenslauf und der Lebensbilanzierung. Die Gruppe der ‚Sehr Alten‘ zog diesen Bereich jedoch nicht häufiger zur Selbstdefinition heran als die Gruppe der ‚Alten‘.

Weiterhin war vorhergesagt worden, daß die *Kompetenz, die Anforderungen des Alltags selbständig zu bewältigen*, im hohen Alter aufgrund der Bedrohung der Unabhängigkeit durch gesundheitliche Einschränkungen eine zentrale Rolle spielt (z.B. Baltes et al., 1993) und daher für die Selbstdefinition von großer Wichtigkeit ist. Diese Vorhersage wurde nicht bestätigt: Die Alltagskompetenz nahm nur einen mittleren Rangplatz in der Häufigkeitsverteilung ein, nur wenig mehr als ein Viertel der untersuchten Stichprobe thematisierte diesen Lebensbereich als selbstdefinierend. Es ist allerdings möglich, daß in einem Teil der Aussagen, die sich auf die Beschreibung von Alltagsroutinen beziehen, implizit die Kompetenz thematisiert wurde, Dinge des alltäglichen Lebens zu verrichten. So ist beispielsweise eine Aussage wie „Ich koche mir jeden Mittag eine warme Mahlzeit“ zwar nicht explizit als die Fähigkeit formuliert, sich ohne fremde Hilfe eine Mahlzeit zuzubereiten, könnte jedoch auf dem Hintergrund geäußert worden sein, daß die Bewältigung einer solchen Anforderung im hohen und sehr hohen Alter nicht selbstverständlich ist.

Die *Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit und dem Sterben* spielte entgegen der Annahme, daß die Nähe zum Tod dieses Thema zu einem zentralen Aspekt der Selbstdefinition macht (Cumming & Henry, 1961; Erikson, 1968; Peck, 1968), nur eine sehr untergeordnete Rolle. Zusammen mit der Thematisierung von Lebensereignissen nahm der Bereich des Nachdenkens über den eigenen Tod den niedrigsten Rangplatz in der Häufigkeitsverteilung ein. Es ist allerdings möglich, daß Gedanken an den vielleicht sehr nahen Tod emotional zu belastend sind, um in einer Interviewsituation geäußert zu werden. Es ist daher denkbar, daß die Auseinandersetzung damit in eher indirekter Weise als *religiöse und ideologische Überzeugungen und Einstellungen*, die von einem großen Teil der Stichprobe (42 %) zur Selbstdefinition herangezogen wurde, ausgedrückt wurde.

Wie auch Untersuchungen an jüngeren Altersgruppen zeigen, stellen *allgemeine Persönlichkeitsmerkmale* einen wichtigen Bereich für die Bestimmung der eigenen Person dar (z.B. Montemayor & Eisen, 1977). Die bisher referierten Ergebnisse machen allerdings deutlich, daß Persönlichkeitseigenschaften alleine die Breite der verschiedenen (Lebens-)Bereiche, die eine Person definieren, nicht abdecken kann (vgl. McGuire & Padawer-Singer, 1976; George & Okun, 1985). Mit Hilfe von Persönlichkeitsfragebögen oder Adjektivlisten wäre es demnach nicht möglich gewesen, die zentralen Themen bzw. Bereiche der Selbstdefinition im hohen Alter zu erfassen. Die Verwendung eines offenen Verfahrens ermöglichte die Berücksichtigung eines breiten Spektrums an (Lebens-)Bereichen und konnte dadurch ein differenziertes Bild des Inhalts der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen vermitteln.

Ist der Inhalt der Selbstdefinition stabil?

Der querschnittliche Vergleich von Altersgruppen kann als eine Art von „Simulation“ einer längsschnittlichen Untersuchung der Entwicklung des Inhalts der Selbstdefinition

betrachtet werden. Unterschiede zwischen Altersgruppen können in dieser Betrachtungsweise als Hinweise für altersbezogene Veränderungen angesehen werden. Das weitgehende Fehlen von Unterschieden zwischen den beiden Altersgruppen in der vorliegenden Studie könnte demnach als Hinweis auf eine zugrundeliegende hohe Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter interpretiert werden.

Eine entgegengesetzte Interpretation könnte lauten, daß mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ solche Aspekte der Selbstdefinition erfaßt werden, die über einen kurzen Zeitraum, in dem keine altersbezogenen Veränderungen in der Person-Umwelt-Interaktion zu erwarten sind, nur eine geringe Stabilität aufweisen. Dies würde bedeuten, daß die Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ nicht – wie postuliert – die zeitlich überdauernden Wissens Elemente über die eigene Person beinhalten, sondern vielmehr von transienten Faktoren beeinflusst werden. Wenn jedoch die mit Hilfe des Verfahrens „Wer bin ich?“ erfaßte Selbstdefinition nicht primär die in einem bestimmten Altersabschnitt vorherrschenden Themen der Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Lebenswelt abbildet, sondern sensibel gegenüber geringfügigen Veränderungen der Person-Umwelt-Interaktion oder situativen Faktoren ist, so ist das Auffinden von *altersbezogenen* Unterschieden erschwert. Ein gewisses Maß an intraindividuelle Stabilität über einen Zeitraum von wenigen Wochen kann damit als eine der Voraussetzungen für die Untersuchung altersbezogener Unterschiede angesehen werden.

Um die Befunde bezüglich des Vergleichs der beiden Altersgruppen besser interpretieren zu können, wurde die intraindividuelle zeitliche Stabilität des Inhalts der Selbstdefinition über einen Zeitraum von acht Wochen an einer Stichprobe untersucht (Studie II). Es zeigte sich, daß die intraindividuelle Übereinstimmung hinsichtlich der einzelnen (Lebens-)Bereiche, die zur Selbstdefinition herangezogen wurden, über diesen Zeitraum gering war. Eine globalere Schätzung der Übereinstimmung des Inhalts der Selbstdefinition ergab jedoch, daß ein großer Teil der Stichprobe mehr als 50 Prozent derselben selbstdefinierenden Bereiche zu beiden Meßzeitpunkten thematisierte. Dieses Ergebnis kann als ein Hinweis darauf verstanden werden, daß situative und andere eher transiente Faktoren zwar einen großen Einfluß darauf haben, welche (Lebens-)Bereiche in der jeweiligen Erhebungssitzung als selbstdefinierend thematisiert werden, mit Hilfe der Frage „Wer bin ich?“ jedoch auch ein Teil der zeitlich stabileren selbstdefinierenden Bereiche erfaßt wird.

Es kann davon ausgegangen werden, daß die verhältnismäßig geringe intraindividuelle zeitliche Stabilität der mit „Wer bin ich?“ erfaßten selbstdefinierenden Bereiche dazu beigetragen hat, daß in Studie I nur wenige Unterschiede zwischen den Altersgruppen gefunden wurden.

Strukturelle Merkmale und Dimensionen der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen

Während der Inhalt der Selbstdefinition einen Einblick in die (Lebens-)Bereiche und Themen vermitteln sollte, mit denen sich alte und sehr alte Menschen auseinandersetzen, soll die Selbstdefinition dieser Altersgruppe nun aus einer eher abstrakten Perspektive betrachtet und charakterisiert werden. Zum einen beziehen sich diese Merkmale auf die Struktur der Selbstdefinition (Anzahl selbstdefinierender Bereiche, Reichhaltigkeit), zum anderen auf eher qualitative Dimensionen (Zeitbezug, Bewertung). Diese Merkmale waren nicht nur für die Charakterisierung der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen von Interesse, sondern wurden darüber hinaus hinsichtlich ihrer Funktion für die

Bewältigung gesundheitlicher Einschränkungen untersucht, die weiter unten diskutiert wird.

Strukturelle Merkmale. Die Anzahl verschiedener Bereiche, die von den untersuchten alten und sehr alten Menschen zur Selbstdefinition herangezogen wurden, variierte zwischen zwei und zehn. Damit schöpfte die Stichprobe den gesamten, möglichen ‚Range‘ aus, der durch die Instruktion und die Art der Segmentierung der Protokolle vorgegeben war. Durchschnittlich wurde in den zehn selbstdefinierenden Aussagen eine hohe Anzahl, nämlich sieben verschiedene Bereiche, thematisiert. Diese Bereiche setzten sich aus durchschnittlich zwei verschiedenen Aspekten zusammen (d.h. die mittlere *Reichhaltigkeit* der Selbstdefinition betrug 14 Aspekte).

Das hohe Alter stellt einen Lebensabschnitt dar, der von zunehmenden Einschränkungen und Rollenverlusten betroffen ist, die dazu führen können, daß Lebensbereiche, über die sich eine Person definierte, nicht mehr aufrechterhalten werden können (z.B. Rosow, 1973; Atchley, 1982; Tobin, 1988; Waterman & Archer, 1990). Definiert sich eine Person beispielsweise darüber, daß sie täglich ausgedehnte Spaziergänge in einem Park macht, so ist dieser Bereich bedroht, wenn die Mobilität eingeschränkt ist. Es wurde daher angenommen, daß die Anzahl der Bereiche und die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition mit dem Alter aufgrund zunehmender Einschränkungen abnimmt.

Tatsächlich zeigte sich, daß Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich sowohl mit der Anzahl der Bereiche als auch der Reichhaltigkeit negativ zusammenhingen: Je größer die Einschränkungen im gesundheitlichen Bereich waren, desto niedriger war die Anzahl selbstdefinierender Bereiche und desto geringer war die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition. Das chronologische Alter spielte dagegen nur eine untergeordnete Rolle. Während das Alter keinen Einfluß auf die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition hatte, konnte der negative Zusammenhang zwischen der Anzahl selbstdefinierender Bereiche und dem Alter vollständig durch gesundheitliche Einschränkungen aufgeklärt werden.

Dimensionen. Auf welche (Lebens-)Zeit beziehen sich alte und sehr alte Menschen in ihrer Selbstdefinition? Der Befund zu dieser Frage war sehr deutlich: Der weitaus größte Teil der selbstdefinierenden Aussagen alter und sehr alter Menschen (88 %) bezog sich auf die Gegenwart, die Vergangenheit spielte dagegen nur eine untergeordnete Rolle (11 % der Aussagen). Die Zukunft stellte für die Selbstdefinition im hohen Alter – wahrscheinlich aufgrund der geringen verbleibenden Lebenszeit – keine wesentliche zeitliche Orientierung dar; weniger als 2 Prozent der Aussagen bezogen sich auf die Zukunft.

Dieses Ergebnis ist angesichts der Vielzahl an Erlebnissen und Erfahrungen, auf die ein 70- oder gar 100jähriger Mensch zurückblicken kann, erstaunlich. Entgegen dem gängigen Bild von alten Menschen als rückwärtsgewandt und in der eigenen Vergangenheit lebend (z.B. McTavish, 1971), reflektiert die Selbstdefinition vor allem die *gegenwärtige* Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Lebenswelt.

Fast die Hälfte aller selbstdefinierenden Aussagen enthielten eine explizite positive oder negative *Bewertung*. Die Anzahl positiver Bewertungen lag deutlich höher als die der negativen Bewertungen. Es zeigte sich kein Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der positiven oder negativen Bewertung und dem Alter. Einschränkungen in der Lebenswelt eines Individuums spiegelten sich in einer Zunahme negativer Bewertungen in der Selbstdefinition wider, nahmen aber keinen Einfluß auf das Ausmaß der positiven Bewertung.

Das Ergebnis, daß die Selbstdefinition auch im sehr hohen Alter weit mehr positive als negative Bewertungen enthält, war insofern erwartungswidrig, als eine Untersuchung von Heckhausen, Dixon und Baltes (1989) gezeigt hatte, daß das Verhältnis von Gewinnen und Verlusten mit zunehmendem Alter negativer wird. Es war daher angenommen worden, daß sich dieses ungünstige Gewinn-Verlust-Verhältnis in einer Abnahme positiver und einer Zunahme negativer Bewertungen niederschlägt. Auf der anderen Seite ist das vorliegende Ergebnis konsistent mit einem Befund von Heckhausen und Krueger (1993), nach dem die eigene Person positiver beurteilt wird als die vergleichbare Altersgruppe. Interessanterweise war dieser Effekt für das höhere Alter am ausgeprägtesten. Auch Studien zur Entwicklung des Selbstwertgefühls zeigen, daß im höheren Alter ein positives Bild von der eigenen Person und ein hohes Maß an Selbstakzeptanz vorherrscht (z.B. Nehrke, Hulicka & Morganti, 1980; Ryff, 1989; Dittmann-Kohli, 1990).

6.3 Schützen Merkmale der Selbstdefinition vor der negativen Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen im hohen Alter?

Das hohe und vor allem das sehr hohe Alter stellt einen Lebensabschnitt dar, in dem die Gesundheit besonders bedroht ist (Manton, 1990). Die hohe Morbidität, die Abnahme der Mobilität und der sensorischen Funktionstüchtigkeit (Sehschärfe und Hörgenauigkeit) kann einschneidende subjektive und objektive Folgen hinsichtlich der Lebensgestaltung und der Person-Umwelt-Interaktion zur Folge haben (z.B. Whitebourne, 1985; Lindenberger & Baltes, 1994), den Aktionsradius einer Person stark einengen (z.B. Baltes et al., 1993) und das subjektive Wohlbefinden mindern. Welche internen oder externen Ressourcen einer von solchen Einschränkungen betroffenen Person helfen können, ihre Lebenssituation zu meistern, ist für die Frage nach Bedingungen des „erfolgreichen Alterns“ von zentraler Wichtigkeit (vgl. Lawton & Nahemow, 1973; Thomae, 1974; Baltes & Baltes, 1990). Als zweiter Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit wurde der Versuch unternommen, die Rolle der Selbstdefinition für die Bewältigung gesundheitlich bedingter Einschränkungen zu untersuchen. Lassen sich Merkmale der Selbstdefinition identifizieren, die vor den negativen Folgen solcher Einschränkungen schützen?

Um die in Tabelle 39 zusammengefaßten Hypothesen verständlich zu machen, sollen an dieser Stelle kurz die ihnen zugrundeliegenden Annahmen über die Funktion der Selbstdefinition ins Gedächtnis gerufen werden: Nach Epstein (1973, 1990) dient die Selbstdefinition unter anderem dazu, die komplexe Interaktion eines Individuums mit der Umwelt zu strukturieren und organisieren (siehe auch Markus, 1977, 1983; Brandtstädter, 1985; Baars, 1988; Greve, 1990). Die Selbstdefinition stellt dieser Annahme zufolge Konzepte zur Verfügung, die Handlungen leitet und einen Orientierungsrahmen für die Auseinandersetzung mit der Umwelt bieten (z.B. Swann, 1990). Um diese Funktion angemessen erfüllen zu können, ist ein gewisses Ausmaß an zeitlicher Kontinuität und Stabilität der Konzepte nötig (z.B. Filipp & Klauer, 1986). Die Bedrohung der Kontinuität der Selbstdefinition kann dieser Auffassung zufolge zu einer Bedrohung des Identitätsgefühls (Erikson, 1968; Marcia, 1980; Archer, 1989; Ball & Chandler, 1989), zu Angst (Epstein, 1990) oder sogar einer „erkenntnistheoretischen Krise“ (Swann, 1990) führen.

Die Aufrechterhaltung der Selbstdefinition sollte diesen Annahmen zufolge für das Wohlbefinden einer Person wesentlich sein. Wie kann die Selbstdefinition im hohen Alter

Tabelle 39: Überblick über die Hypothesen und Ergebnisse von Studie I, Teil B: Welche Merkmale der Selbstdefinition schützen vor der negativen Wirkung gesundheitlicher Einschränkungen?

Hypothese	Ergebnis
B.1 (a) Je größer die Anzahl selbstdefinierender Bereiche, desto geringer der negative Effekt von Einschränkungen	Nein
(b) Je größer die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition, desto geringer der negative Effekt von Einschränkungen	Nein
(c) Je größer der Facettenreichtum der Selbstdefinition (Anzahl der Bereiche <i>und</i> Reichhaltigkeit), desto geringer der negative Effekt von Einschränkungen	Nein
B.2 (a) Je größer der Gegenwartsbezug der Selbstdefinition, – desto höher das subjektive Wohlbefinden – desto geringer der negative Effekt von Einschränkungen	Nein Nein
(b) Je höher die positive Bewertung der Selbstdefinition, – desto höher das subjektive Wohlbefinden – desto geringer der negative Effekt von Einschränkungen	Ja Nein
B.3 Je größer der Facettenreichtum <i>und</i> der Gegenwartsbezug <i>und</i> die positive Bewertung der Selbstdefinition, desto geringer der negative Effekt von Einschränkungen	Ja

trotz gesundheitlicher Einschränkungen aufrechterhalten werden? In Anlehnung an Rosenberg und Gara (1985) wurde die Hypothese aufgestellt, daß eine große *Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche* und eine große Anzahl an Aspekten, die die selbstdefinierenden Bereiche konstituieren (*Reichhaltigkeit*), durch die Bereitstellung alternativer Bereiche und Aspekte dazu beiträgt, die Selbstdefinition trotz einschränkender Lebensbedingungen aufrechtzuerhalten. Besteht eine Selbstdefinition aus einer großen Anzahl an Bereichen *und* Aspekten (*Facettenreichtum*), so sollte sie demnach über eine zweifache Kompensationsmöglichkeit für Einschränkungen und Verluste verfügen.

Eine weitere Annahme dieser Untersuchung bestand darin, daß die handlungsleitende Funktion der Selbstdefinition dann besonders gut erfüllt wird, wenn sie sich auf die *gegenwärtige* Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Umwelt bezieht.

Eine zentrale Rolle für das Wohlbefinden und insbesondere die Bewältigung einschneidender Erkrankungen wird von vielen Autoren dem *positiven* Bild von der eigenen Person zugeschrieben (Taylor, 1983; Steele, 1988; Taylor & Brown, 1988; Epstein, 1990; Tesser & Cornell, 1991; Steele, Spencer & Lynch, 1993). Eine große Anzahl positiv bewerteter selbstdefinierender Bereiche oder Aspekte kann nach Steele als eine Ressource aufgefaßt werden, die die negative Wirkung einer Bedrohung der Selbstdefinition kompensieren kann (Steele & Liu, 1983). Dem Modell von Steele zufolge ist nicht die reine Anzahl selbstdefinierender Bereiche oder Aspekte entscheidend, sondern deren Bewertung.

Die einzelnen Hypothesen und Befunde der Untersuchung zur Funktion der Selbstdefinition, den negativen Effekt gesundheitlicher Einschränkungen zu mildern, sind in Tabelle 39 zusammengefaßt.

Das Ausmaß der positiven Bewertung der Selbstdefinition konnte einen zwar geringen, aber statistisch signifikanten Anteil der Varianz (5 %) des subjektiven Wohlbefindens alter

und sehr alter Menschen vorhersagen. Keines der untersuchten Merkmale der Selbstdefinition – Anzahl der Bereiche, Reichhaltigkeit, Facettenreichtum, Gegenwartsbezug, positive Bewertung – konnte jedoch *alleine* den negativen Effekt gesundheitlicher Einschränkungen abschwächen (Hypothese B.1). Erst die Kombination dieser Merkmale erwies sich als wirksamer Moderator zwischen gesundheitlichen Einschränkungen und dem subjektiven Wohlbefinden (Hypothese B.3). Dieses Ergebnis bedeutet, daß eine Person, die über eine sehr facettenreiche, stark gegenwartsbezogene *und* sehr positive Selbstdefinition verfügt, gegenüber Einschränkungen weniger anfällig ist als eine Person, deren Selbstdefinition nur über eine niedrige Ausprägung dieser Merkmalskombination verfügt. Dieses Ergebnis sollte jedoch repliziert werden, bevor es als empirisch hinreichend abgesichert gelten kann.

Wie können die Befunde dieser Untersuchung interpretiert werden? Greifen Modelle, die nur einzelne oder einen Teil der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition berücksichtigen, zu kurz? Ist es wirklich ausschließlich die *Merkmalskombination* aus Facettenreichtum, Gegenwartsbezug und positiver Bewertung, die die negative Wirkung von Einschränkungen abschwächen kann? Will man die sparsameren Modelle, die sich auf die einzelnen Merkmale der Selbstdefinition beziehen, nicht voreilig ablehnen, so sollten die Befunde von Studie II berücksichtigt werden, die eine geringe zeitliche Stabilität der mit Hilfe von „Wer bin ich?“ erfaßten Merkmale ergaben.

Der Beitrag, den die einzelnen Merkmale der Selbstdefinition für die Invulnerabilität gegenüber gesundheitlichen Einschränkungen im hohen Alter leisten können, kann auf der Grundlage der Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung somit nicht eindeutig eingeschätzt werden: Es ist möglich, daß keines der Merkmale alleine dazu in der Lage ist. Eine andere Möglichkeit besteht darin, daß die geringe zeitliche Stabilität der verschiedenen Merkmale für das Zustandekommen dieser Befunde verantwortlich ist.

Die oben erläuterten Annahmen bezüglich der Funktion der Selbstdefinition und ihrer verschiedenen Merkmale setzen deren zeitliche Stabilität voraus. Die zeitliche Kontinuität der Selbstdefinition kann, so wurde argumentiert, als eine zentrale Voraussetzung ihrer orientierungsstiftenden, handlungsleitenden Funktion angesehen werden. Ebenso ist es nur dann sinnvoll, die Anzahl selbstdefinierender Bereiche oder die Reichhaltigkeit der Selbstdefinition als eine Ressource für die Bewältigung von Einschränkungen vorzuschlagen, wenn es sich um zeitlich überdauernde Merkmale handelt. Verändert sich zum Beispiel die Anzahl selbstdefinierender Bereiche in Abhängigkeit von vorübergehenden externen, situativen Faktoren oder der Befindlichkeit der Person, so kann nicht angenommen werden, daß der Verlust eines selbstdefinierenden Bereiches zu einer Bedrohung des Identitätsgefühls, zu Angst und vermindertem Wohlbefinden führen wird. Auf dieselbe Weise können auch der Gegenwartsbezug und die positive Bewertung der Selbstdefinition ihre postulierte Funktion nur dann erfüllen, wenn es sich um zeitlich überdauernde Merkmale handelt. Für die vorliegende Erfassung der Selbstdefinition hatten sich jedoch die mit Hilfe von „Wer bin ich?“ erfaßten Merkmale nicht als zeitlich stabil erwiesen.

Eine mögliche Interpretation dieser Ergebnisse ist, daß die geringe Stabilität auf die spezifische Form der *Erfassung* der Selbstdefinition mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“ zurückzuführen ist. Eine andere Möglichkeit besteht darin, daß die *Selbstdefinition* alter Menschen kein zeitlich überdauerndes Personenmerkmal darstellt. Im folgenden werden beide Varianten diskutiert.

6.4 Implikationen und Ausblick

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung werfen eine Vielzahl an Fragen auf, die sich sowohl auf methodische als auch auf theoretische Themen zur Selbstdefinition beziehen.

Methodische Implikationen

Was bedeutet es, daß eine Stichprobe alter Personen im Abstand von acht Wochen unterschiedliche Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ gibt? Zur Beantwortung müssen zum einen die spezifischen Faktoren der vorliegenden Stabilitätsstudie, die zu diesem Ergebnis beigetragen haben könnten, beachtet werden, zum anderen sollen grundsätzliche Fragen an die Methode zur Erfassung der Selbstdefinition gestellt werden.

Alter der Untersuchungsteilnehmer. Könnte es sein, daß das hohe Alter der Stichprobe für die geringe Stabilität der Selbstdefinition verantwortlich ist? Es ist denkbar, daß die Stabilität im jüngeren und mittleren Erwachsenenalter höher ist – Untersuchungen zur Stabilität der mit Hilfe eines offenen Verfahrens erfaßten Selbstdefinition mit jüngeren Stichproben liegen gegenwärtig nicht vor – und nur im hohen Alter niedrige Werte aufweist. Aber welche Gründe gibt es, eine solche Entwicklung der Stabilität der Selbstdefinition anzunehmen? Außer im Fall von schweren Erkrankungen, die die Intelligenz stark beeinträchtigen wie zum Beispiel die verschiedenen Formen der Demenz, gibt es keine Hinweise darauf, daß alte und sehr alte Menschen weniger gut als jüngere Erwachsene dazu in der Lage sein sollten, sich mit eigenen Worten zu beschreiben. Das Alter scheint auf die Pragmatik der Intelligenz, also jenen Aspekt der Intelligenz, der auf Wissen und Sprache basiert, keine negative Wirkung zu haben (vgl. Baltes, 1987).

Eine andere Möglichkeit besteht darin, daß die Persönlichkeit insgesamt im hohen Alter kein stabiles System darstellt. Gegen diese Annahme spricht jedoch, daß die Stabilität für die untersuchte Stichprobe alter und sehr alter Personen hinsichtlich verschiedener Persönlichkeitsmerkmale (z.B. Kontrollüberzeugungen, Neurotizismus, Extraversion, Offenheit) nicht niedriger war als die für jüngere Altersgruppen (vgl. Anhang G). Da es sich hierbei jedoch um *Persönlichkeitsmerkmale* handelt, die, wie im Abschnitt „Begriffsbestimmung“ erläutert, konzeptuell von der Selbstdefinition zu trennen sind, kann die Frage, ob sich die Stabilität der *Selbstdefinition* altersspezifisch verändert, streng genommen nicht eindeutig geklärt werden. Weitere Untersuchungen sollten daher auch jüngere Altersgruppen einbeziehen und einen direkten Altersvergleich ermöglichen.

Codierung. Die Codierung der selbstdefinierenden Aussagen erwies sich sowohl hinsichtlich des Inhalts als auch der verschiedenen Merkmale der Selbstdefinition als sehr reliabel. Sie kann damit nicht für die geringe zeitliche Stabilität verantwortlich sein. Es ist jedoch möglich, daß eine andere Art der Codierung zu höheren Stabilitätswerten geführt hätte. Dimensionen, die andere als die in der vorliegenden Arbeit untersuchten Aspekte der Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Lebenswelt reflektieren, könnten eine höhere Stabilität aufweisen. Solche Dimensionen der Selbstdefinition, die insbesondere für die Untersuchung des hohen und sehr hohen Alters interessant sind, sind beispielsweise Erwünschtheit, Kontrollierbarkeit oder Integrität versus Verzweiflung.

Ein erster Versuch, solche Dimensionen auf die Codierung der Selbstdefinition anzuwenden, wurde in einer weiterführenden Studie unternommen. Es zeigte sich, daß eine Stichprobe von älteren Personen ($N = 21$, $M = 70$ Jahre) die selbstdefinierenden Aussagen

aus Studie I mit sehr hoher Übereinstimmung (Cronbachs Alpha zwischen .97 und .81) hinsichtlich acht verschiedener Dimensionen einschätzte (Erwünschtheit, Kontrollierbarkeit, Vulnerabilität gegenüber Veränderungen, Affektive Tönung, Engagiertheit, Integrität vs. Verzweiflung und Selbstbezug vs. sozialer Bezug)⁷⁴. Die selbstdefinierenden Aussagen alter und sehr alter Menschen reflektieren diesem Ergebnis zufolge die Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Lebenswelt auf eine Weise, die solche Aspekte wie deren Kontrollierbarkeit oder Erwünschtheit deutlich (d.h. mit großer Intersubjektivität) zum Ausdruck bringt. Möglicherweise sind solche eher allgemeinen Aspekte der Person-Umwelt-Interaktion in der Selbstdefinition älterer Menschen von höherer Stabilität als die in der vorliegenden Arbeit untersuchten. So ist denkbar, daß sich eine Dimension wie die Kontrollierbarkeit unabhängig vom konkreten Inhalt einer selbstdefinierenden Aussage in der Art und Weise, *wie* sie thematisiert wird, ausdrückt. Beispielsweise drückt sowohl die Aussage „Ich brauche meinen Sohn nur anzurufen, dann hilft er mir bei allem, worum ich ihn bitte“ als auch die Aussage „Ich kann ja auch einiges für meine Gesundheit tun – ich halte in allem Maß und bewege mich viel“ eine hohe Kontrollierbarkeit aus, obwohl die konkreten (Lebens-)Bereiche sehr verschieden voneinander sind. Studie II der vorliegenden Arbeit bietet eine Möglichkeit zur empirischen Überprüfung dieser Annahme. Die „Wer bin ich?“-Protokolle beider Meßzeitpunkte können zu diesem Zweck hinsichtlich solcher Dimensionen wie Kontrollierbarkeit oder Erwünschtheit eingeschätzt werden.

„*Wer bin ich?*“. Die offene Frage „Wer bin ich?“ eröffnet den Befragten einen sehr großen Freiraum zur Definition der eigenen Person. Dies ist eine der Stärken dieses Verfahrens, da der Befragte selbst die relevanten Attribute und Bereiche bestimmen kann, die er als selbstdefinierend erachtet (McGuire 1984; McGuire & McGuire, 1988). Insbesondere für eine Fragestellung wie die der vorliegenden Arbeit nach dem Inhalt der Selbstdefinition einer Altersgruppe, über die nur wenig empirisches Wissen besteht, bietet sich ein solches Verfahren an (L'Écuyer, 1992).

Auf der anderen Seite ist die offene Frage „Wer bin ich?“ aber möglicherweise gerade aufgrund des großen Freiheitsraums bezüglich ihrer Beantwortung besonders anfällig gegenüber situativen und anderen Einflüssen. Studien, die die Anfälligkeit des Antwortverhaltens auf reaktive und offene Verfahren gegenüber situativen und anderen Faktoren miteinander vergleichen, liegen nicht vor. Die hohe zeitliche Stabilität der mit Hilfe von Adjektivlisten oder Fragebogenverfahren erfaßten Persönlichkeitsmerkmale bzw. Selbstkonzeptionen (z.B. Costa & McCrae, 1988; Hahn, 1990) legt aber den Schluß nahe, daß reaktive Verfahren nicht sehr sensibel gegenüber solchen Einflüssen sind. Wie bereits in dem Abschnitt 3.1 „Mögliche Störeinflüsse für offene Verfahren“ erläutert wurde, könnte dies darauf zurückzuführen sein, daß die Adjektive bzw. Aussagen, die hinsichtlich des Zutreffens auf die eigene Person beurteilt werden sollen, so starke Hinweisreize sind, daß

⁷⁴ Jeder Teilnehmer von Studie I (N = 156) hatte im Anschluß an die Frage „Wer bin ich?“ die wichtigste der zehn selbstdefinierenden Aussagen ausgewählt. Die jeweils wichtigste selbstdefinierende Aussage jedes Teilnehmers von Studie I (d.h. insgesamt 156 Aussagen) wurde durch die Stichprobe älterer Personen hinsichtlich der verschiedenen Dimensionen eingeschätzt. Die Einschätzung der 156 Aussagen wurde für jede der Dimensionen getrennt anhand einer bipolaren, siebenfach abgestuften Skala vorgenommen (z.B. unerwünscht vs. erwünscht) (detailliertere Informationen über die Stichprobe der 21 älteren Personen und das Vorgehen findet sich in Smith, Freund & Marsiske, 1993).

andere Einflußfaktoren keine erhebliche Rolle für die Verfügbarkeit des für die Selbsteinschätzung relevanten selbstbezogenen Wissens spielen.

Als empirische Evidenz für diese Annahme könnten die Untersuchungsergebnisse zum Selbstkongruenzeffekt angesehen werden (z.B. Markus & Smith, 1981; Markus & Sentis, 1982; Markus et al., 1982; Williams & Broadbent, 1986; vgl. in Abschnitt 2.2.2 „Schema-Modell“). Diese Untersuchungen zeigen, daß Stimuli, die mit einem bestehenden Selbstschema übereinstimmen, mit größerer Sicherheit und schneller bezüglich ihres Selbstbeschreibungswertes beurteilt werden als selbstinkongruente oder selbstirrelevante Stimuli. Adjektive bzw. (selbstbeschreibende) Aussagen scheinen demnach sehr starke Hinweisreize für die Selbsteinschätzung darzustellen, die möglicherweise den Einfluß anderer (fragebogenexterner) Faktoren dominieren. Offene Verfahren bieten dagegen keine expliziten Hinweisreize an und könnten daher anfälliger für den Einfluß von (zufälligen) Faktoren sein.

Daß auch die Selbsteinschätzungen bei reaktiven Verfahren von Merkmalen wie dem Wetter oder dem Ausgang eines Fußballspiels abhängig sind, zeigen die Untersuchungen von Schwarz (1988; Schwarz & Clore, 1986, 1988). Diese Untersuchungen beziehen sich jedoch ausschließlich auf evaluative Einschätzungen wie (Lebens-)Zufriedenheit und subjektives Wohlbefinden, die wahrscheinlich stärker von solchen Merkmalen beeinflussbar sind als die Beurteilung des Selbstbeschreibungswertes eines Adjektivs oder einer Aussage. Die Frage, inwieweit Stabilitätswerte nicht nur von der Art der Erfassung, sondern auch davon abhängig sind, auf welche *Konstrukte* sie sich beziehen, wird im folgenden eingehender erörtert.

Verschiedene psychologische Konstrukte unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Stabilität deutlich voneinander. Während zum Beispiel „traits“ (Persönlichkeitsmerkmale, wie z.B. Neurotizismus) eine hohe Stabilität über die Zeit besitzen, unterliegen „states“ (Zustände, wie z.B. Stimmungen) starken Schwankungen (z.B. Nesselroade, 1988). Die höhere Stabilität von „traits“ bedeutet nicht, daß sie theoretisch oder empirisch wertvollere Informationen über ein Individuum darstellen als „states“. Die Stimmung einer Person kann sich beispielsweise als ein wichtiger Prädiktor für Gedächtnisinhalte (Bower, 1981, 1987) und die adaptiven Reaktionen auf negative Ereignisse (Taylor, 1991) erweisen. Hohe zeitliche Stabilität stellt nicht per se ein Gütemerkmal dar; Erwartungen bezüglich der Höhe der Stabilität eines Konstrukts über die Zeit müssen auf der Grundlage der jeweiligen Theorie erfolgen (vgl. Kogan, 1990; Mischel, 1990).

Persönlichkeitseigenschaften sind als situationsübergreifende, zeitlich überdauernde Dispositionen definiert und sollten daher eine hohe zeitliche Stabilität besitzen. Die empirischen Befunde, die eine solche zeitliche Stabilität der mit Hilfe von Fragebögen oder Adjektivlisten erfaßten *Persönlichkeitseigenschaften* zeigen, sind demnach theoriekonform. Die offene Frage „Wer bin ich?“ zielt dagegen auf die *Selbstdefinition* einer Person ab. Persönlichkeitseigenschaften können zwar ein Bestandteil der subjektiven Bestimmung der eigenen Person sein und werden, wie bei der Darstellung des Inhalts der Selbstdefinition gezeigt wurde, auch dazu herangezogen, sind jedoch konzeptuell von der Selbstdefinition zu trennen (Brown, 1991; vgl. Abschnitt 2.1 „Begriffsbestimmung“). Unterschiede in der Stabilität von reaktiven Verfahren, die der Erfassung von Persönlichkeitseigenschaften dienen, und dem offenen Verfahren „Wer bin ich?“, mit dem die Selbstdefinition erhoben werden soll, können demnach sowohl Unterschiede in den Erhebungsverfahren reflektieren als auch auf die Verschiedenheit der Konstrukte verweisen (vgl. Bengtson, Reedy & Gordon, 1985).

Modelle über die kognitive Struktur selbstbezogenen Wissens (z.B. Bower & Gilligan, 1979; Markus, 1983; Wyer & Srull, 1989) legen den Schluß nahe, daß auf die Frage „Wer bin ich?“ mit großer Wahrscheinlichkeit solches Wissen generiert wird, das zentral für die Selbstdefinition ist, häufig als selbstbezogen aktiviert wurde, gut elaboriert und besonders typisch für die eigene Person ist (vgl. Tab. 15). Wie bereits in Kapitel 5 erläutert wurde, sollte auf der Grundlage dieser Annahmen eine relativ hohe zeitliche Stabilität der mit Hilfe eines offenen Verfahrens erhobenen Selbstdefinition erwartet werden können. Einflußfaktoren wie der Erhebungssitzung unmittelbar vorausgehende Erlebnisse, Stimmung, Befindlichkeit oder Hinweisreize der Interviewsituation sollten die Antworten nur in einem geringen Ausmaß beeinflussen. Die geringe Stabilität der Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ kann aber als ein Hinweis darauf angesehen werden, daß solche Faktoren doch einen starken Einfluß auf die Selbstdefinition nehmen. Die Bedeutung der erwartungswidrigen geringen Stabilität der Selbstdefinition wird im nächsten Abschnitt diskutiert.

Theoretische Implikationen

Die Selbstdefinition wurde in dieser Arbeit als ein zeitlich stabiles Wissenssystem über die eigene Person konzeptualisiert. Wie oben dargelegt, setzt die Funktion der Selbstdefinition, die Interaktion einer Person mit sich selbst und seiner Umwelt zu strukturieren und zu leiten, ein gewisses Maß an zeitlicher Konstanz voraus (z.B. Epstein, 1973, 1990; Markus, 1983; Filipp & Klauer, 1986; Greve, 1990; Swann, 1990). Die Bedrohung der Kontinuität der Selbstdefinition, so wird angenommen, hat tiefgreifende Folgen, wie den Verlust des Gefühls der persönlichen Identität, Angst und Verzweiflung (z.B. Erikson, 1968; Epstein, 1990; Swann, 1990).

Was bedeutet es dann, daß die vorliegende Untersuchung (Studie II) nur eine geringe zeitliche Stabilität der Selbstdefinition ergab? Welche Art von Wissen konstituiert die Selbstdefinition? Welche Funktion kann sie erfüllen?

Wenn Personen zu zwei verschiedenen Zeitpunkten unterschiedliche Themen und (Inhalts-)Bereiche zu ihrer Selbstdefinition heranziehen, heißt dies nicht notwendigerweise, daß selbstbezogenes Wissen zeitlich nicht überdauernd ist, es kann vielmehr auch so verstanden werden, daß jeweils die *Aspekte* der (stabilen) subjektiven Theorie über die eigene Person aktiviert werden, die für eine gegebene Situation relevant sind. Dieser Interpretation zufolge verändert sich nicht die Selbstdefinition in Abhängigkeit von verschiedenen (internen oder externen) Merkmalen einer Situation sondern die *Auswahl* ihrer einzelnen Elemente.

Ein Beispiel soll diese Annahme verdeutlichen: Die Selbstdefinition einer Person umfaßt die Bereiche „Die Beziehung zu meiner Tochter ist mir wichtig“ und „Ich habe eine robuste Gesundheit“. Ein Anruf der Tochter, in dem sie mitteilt, sie könne ihren Vater in den nächsten Wochen aufgrund einer längeren Urlaubsreise nicht wie sonst regelmäßig besuchen, aktiviert mit großer Wahrscheinlichkeit das selbstbezogene Wissen, das mit der Beziehung zur Tochter verknüpft ist. Ein Arztbesuch aktiviert dagegen eher das eigene Gesundheitskonzept. Ja nachdem, ob man die Person nach dem Anruf der Tochter oder dem Arztbesuch auffordert, sich selbst zu definieren, werden sich die Antworten wahrscheinlich einmal eher auf die Tochter, das andere Mal eher auf die Gesundheit beziehen. Dies bedeutet aber nicht, daß der jeweils andere Bereich nicht Bestandteil des überdauernden Wissenssystems über die eigene Person ist, sondern lediglich, daß sie unterschiedliche Relevanz für die jeweilige Situation besitzen.

Die selbstdefinierenden Aussagen einer Person stellen dieser Auffassung zufolge jenen Ausschnitt der umfassenderen Selbstdefinition dar, der aufgrund von spezifischen Anforderungen der Person-Umwelt-Interaktion aktiviert ist. In der vorliegenden Untersuchung war ein Ausschnitt der Selbstdefinition über beide Meßzeitpunkte durchaus stabil (ein großer Teil der Stichprobe [62 %] thematisierte bei beiden Erhebungen mehr als die Hälfte derselben Bereiche). Dieser Befund könnte das Ausmaß der situativen Invarianz über beide Erhebungszeitpunkte reflektieren. Einen anderen Hinweis für diese Auffassung gibt eine Untersuchung von Sande, Goethals und Radloff (1988), in der sich zeigte, daß Personen die Tendenz haben, sich selbst mit beiden Polen eines Adjektivpaares entgegengesetzter Attribute zu beschreiben. Nach Sande et al. drückt dieser Befund die Flexibilität der Selbstdefinition aus:

„... people perceive themselves as having a richness and depth of personality that confers on them the capacity to act flexibly and appropriately. That is, people perceive themselves as being multifaceted.“ (Sande, Goethals & Radloff, 1988, S. 13)

Die Flexibilität in der Aktivierung verschiedener Bereiche und Aspekte der Selbstdefinition kann als funktional und adaptiv angesehen werden, da sie einer Person ermöglicht, sich primär mit situationsspezifischen Anforderungen auseinanderzusetzen, während (situationen-)irrelevante Aspekte der Selbstdefinition „ausgeblendet“ bzw. nicht aktiviert werden.

Wie Untersuchungen zur Verfügbarkeit von Wissenselementen zeigen, ist deren Aktivierung stark von situativen oder anderen Hinweisreizen abhängig und findet automatisch statt (siehe z.B. Bransford & Johnson, 1972; Tulvin & Thompson, 1973; Higgins & King, 1981; Tulving, Schacter & Stark, 1982; Bargh, 1989; Higgins, 1989). Automatische Informationsverarbeitungsvorgänge sind mit einem äußerst geringen kognitiven Aufwand verbunden und können daher als sehr ökonomisch betrachtet werden (z.B. Higgins & King, 1981; Logan, 1989). Die geringe Stabilität der Selbstdefinition könnte demnach einen ökonomischen Informationsverarbeitungsvorgang reflektieren, der sich durch eine hohe Flexibilität und Adaptivität in der Aktivierung selbstbezogenen Wissens auszeichnet.

Diese Konzeptualisierung der Selbstdefinition bietet einen interessanten Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen. Zum einen sollte überprüft werden, ob und inwieweit tatsächlich *unterschiedliche Elemente* der Selbstdefinition in Abhängigkeit von situativen Merkmalen aktiviert werden oder ob sich diese Elemente nicht doch *verändern*. Hierzu wäre es notwendig, die Verfügbarkeit und den Beschreibungswert von Wissenselementen gleichzeitig zu berücksichtigen. Experimentell wäre dies möglich, indem in einem ersten Schritt selbstbeschreibende und nichtselbstbeschreibende bzw. irrelevante Attribute einer Person identifiziert werden. In einem zweiten Schritt sollten bestimmte Hinweisreize systematisch manipuliert werden, die die Verfügbarkeit eines Teils der selbstbeschreibenden und nichtselbstbeschreibenden Wissenselemente erhöhen (z.B. mit Hilfe von „Priming“). In einer darauf folgenden, wiederholten Einschätzung des Selbstbeschreibungswertes der verschiedenen Attribute würde die Reaktionszeit Aufschluß über die Verfügbarkeit der Wissenselemente geben (leichtere Verfügbarkeit drückt sich in schnelleren Reaktionszeiten aus), während sich die Veränderung des Selbstbeschreibungswertes durch einen Vergleich mit der ersten Erhebung erfassen ließe. Verändert sich ausschließlich die Verfügbarkeit des selbstbezogenen Wissens, so sollte sich dies darin ausdrücken, daß der Selbstbeschreibungswert der einzelnen Attribute eine hohe Stabilität besitzt.

Die Befunde der vorliegenden Arbeit lassen sich auch in einer anderen Weise interpretieren. Möglicherweise ist die sprachliche Bestimmung der eigenen Person auf einer relativ

„oberflächlichen“ Ebene angesiedelt und weniger grundlegend für die Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Umwelt, als postuliert wurde. Die Merkmale der dem Bewußtsein direkt zugänglichen, sprachlich gebundenen Selbstdefinition könnten deshalb eine so geringe zeitliche Stabilität und einen nur geringen Einfluß auf die Bewältigung von Einschränkungen haben, weil sie nicht wirklich kritisch für das Gefühl der persönlichen Kontinuität und Identität sind. Das James'sche „I“, also das Selbst als das wahrnehmende Subjekt, ist möglicherweise gegenüber Veränderungen des „Me“, also dem Bild von der eigenen Person, nicht sehr anfällig. Das Gefühl der persönlichen Kontinuität und Identität wäre dann nicht wirklich durch „oberflächlichere“ Veränderungen bedroht. Nach Baars (1988) sind selbstbezogene Überzeugungen auf einem Niveau des kognitiven Systems angesiedelt, auf dem eine Verletzung der bestehenden Konzepte keine gravierenden Folgen hat, während das Selbst den Rahmen für jegliche bewußte Erfahrung darstellt. Die Bedrohung oder Verletzung der Kontinuität dieses grundlegendsten Erfahrungsrahmens führt nach Baars zu einem „Zusammenbruch der Persönlichkeit“, die sich beispielsweise in so tiefgreifenden Störungen wie zum Beispiel multipler Persönlichkeit oder psychogener Amnesie äußern.

„If one's car breaks down, one can take the bus. But if one's fundamental assumptions about life break down, all actions, ideas, and experiences that depend upon these assumptions must be reintegrated under a new set of top-level goals. Thus reintegration would take more time, if the violation occurs at a deeper level. This is indeed a model for severe stress and decompensation, for 'breakdowns' in the personality.“ (Baars, 1988, S. 344)

Auch Epstein (1990) geht davon aus, daß die Konsequenzen von Verletzungen von Annahmen über die eigene Person um so schwerer sind, je grundlegender sie sind (vgl. auch Janoff-Bulman & Schwarzberg, 1991). Im Gegensatz zu Epstein sind nach Baars die grundlegenden (kognitiven) Elemente des Selbst nicht Bestandteil der bewußten Erfahrung, obwohl sie in entscheidender Weise beeinflussen, wie eine Person sich selbst und ihre Umwelt wahrnimmt und erlebt (vgl. das Konzept der chronischen Verfügbarkeit von Higgins [1989]), können jedoch zum Wissensobjekt werden, wenn sie bedroht werden:

„One way to think of self is as a contextual organisation that seldom encounters contradiction, because it remains largely predictable across the situations we normally encounter. But once the predictable situations of our lives change, aspects of ourselves that previously provided adequate context for our experience are violated and need to be changed; these stable presuppositions may then be perceived as object-like, even though they were invisible components of self before.“ (Baars, 1988, S. 331)

Das Modell von Baars hat wichtige Konsequenzen für die Untersuchung der Stabilität und der Funktion der Selbstdefinition: Die zentralen Aspekte des Selbst sind dem Bewußtsein möglicherweise nicht unmittelbar zugänglich (vgl. James, 1890). Die *Erfassung* des grundlegenden Erfahrungsrahmens, der für das Gefühl der persönlichen Kontinuität und Identität wesentlich ist, und der Merkmale, die zur Invulnerabilität gegenüber Bedrohung und Verlusten beitragen können, sind daher wahrscheinlich nicht durch eine einfache Befragung möglich. Theoretische Annahmen und Untersuchungen der Funktion der Selbstdefinition sollten in Betracht ziehen, daß das ‚Selbstsystem‘ möglicherweise aus *verschiedenen Ebenen* besteht, die jeweils eine unterschiedliche Stabilität besitzen und unterschiedliche Funktionen erfüllen können.

In der vorliegenden Arbeit wurde die Ebene der sprachlich gebundenen, dem Bewußtsein unmittelbar zugänglichen Selbstdefinition untersucht. Die Selbstdefinition ist auf dieser Ebene möglicherweise ein System von Konzepten über die eigene Person, das sich adaptiv und flexibel auf die jeweiligen Anforderungen der Person-Umwelt-Interaktion einstellt.

Kapitel 7

Literaturverzeichnis

- Abelson, R. P., Aronson, E., McGuire, W. J., Newcomb, T. M., Rosenberg, M. J. & Tannenbaum, P. H. (Eds.). (1968). *Theories of cognitive consistency: A source book*. Chicago, IL: Rand McNally.
- Adams, G. R. & Fitch, S. A. (1982). Ego stage and identity status development: A cross-sequential analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 43, 574–583.
- Affleck, G., Tennen, H., Pfeiffer, C. & Fifield, J. (1987). Appraisals of control and predictability in adapting to a chronic disease. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 273–279.
- Aiken, L. S. & West, S. G. (1991). *Multiple regression: Testing and interpreting interactions*. Newbury Park, CA: Sage.
- Allport, G. W. (1955). *Becoming: Basic considerations for a psychology of personality*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Allport, G. W. (1961). *Patterns of growth in personality*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Amelang, M. & Bartussek, D. (1981). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Amsterdam, B. (1972). Mirror self-image reactions before age two. *Developmental Psychobiology*, 5, 297–305.
- Andersen, J. R. & Ross, L. (1984). Self-knowledge and social inference: The impact of cognitive, affective and behavioral data. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46, 280–293.
- Anderson, J. R. (1976). *Language, memory, and thought*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Anderson, J. R. (1980). *Cognitive psychology and its implication*. New York: Freeman & Company.
- Anderson, J. R. (1983). *The architecture of cognition*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Anderson, J. R. & Bower, G. H. (1973). *Human associative memory*. New York: Winston.
- Hahn, A. (1990). *Selbstbezogene Informationsverarbeitung bei Personen mit unterschiedlichen Angstkonzepten: Selbstschema- oder Stimmungs-Kongruenz-Effekt?* Diplomarbeit, Freie Universität Berlin.
- Antonucci, T. C. & Akiyama, H. (1987). Social networks in adult life and a preliminary examination of the convoy model. *Journal of Gerontology*, 42, 519–527.
- Archer, S. L. (1989). The status of identity: Reflections on the need for intervention. *Journal of Adolescence*, 12, 345–359.
- Atchley, R. C. (1976). Selected social and psychological differences between men and women in late life. *Journal of Gerontology*, 31, 204–211.
- Atchley, R. C. (1982). The aging self. *Psychotherapy: Theory, Research and Practice*, 19, 388–396.
- Baars, B. J. (1988). *A cognitive theory of consciousness*. Cambridge, MA: Cambridge University Press.
- Back, K. W. (1971). Transition to aging and the self-image. *Aging and Human Development*, 2, 296–304.
- Bäckman, L. & Dixon, R. A. (1992). Psychological Compensation: A Theoretical Framework. *Psychological Bulletin*, 112, 1–25.
- Bakeman, R. & Gottman, J. M. (1986). *Observing interaction: An introduction to sequential analysis*. Cambridge, MA: Cambridge University Press.
- Ball, L. & Chandler, M. (1989). Identity formation in suicidal and non-suicidal youth: The role of self-continuity. *Development and Psychopathology*, 1, 257–275.
- Baltes, M. M. & Carstensen, L. L. (in prep.). *Successful aging: A critical commentary and proposal*.
- Baltes, M. M., Mayr, U., Borchelt, M., Maas, I. & Wilms, H. U. (1993). Everyday competence in old and very old age: An interdisciplinary perspective. *Ageing and Society*, 13, 657–680.
- Baltes, M. M. & Wahl, H. W. (1987). Dependence in aging. In L. L. Carstensen & B. A. Edelstein (Eds.), *Handbook of clinical gerontology* (pp. 204–221). New York: Pergamon.
- Baltes, P. B. (1987). Theoretical propositions of life-span developmental psychology: On the dynamics between growth and decline. *Developmental Psychology*, 23, 611–623.
- Baltes, P. B. (1990). Entwicklungspsychologie der Lebensspanne: Theoretische Leitsätze. *Psychologische Rundschau*, 41, 1–24.
- Baltes, P. B. & Baltes, M. M. (1980). Plasticity and variability in psychological aging: Methodological and theoretical issues. In G. E. Gurski (Ed.), *Determining the effects of aging on the central nervous system* (pp. 41–66). Berlin: Schering.

- Baltes, P. B. & Baltes, M. M. (1989). Optimierung durch Selektion und Kompensation. *Zeitschrift für Pädagogik*, 35, 1, 85–105.
- Baltes, P. B. & Baltes, M. M. (1990). Psychological perspectives on successful aging: The model of selective optimization with compensation. In P. B. Baltes & M. M. Baltes (Eds.), *Successful aging. Perspectives from the behavioral sciences* (pp. 1–34). Cambridge, MA: Cambridge University Press.
- Baltes, P. B. & Baltes, M. M. (1992). Gerontologie: Begriff, Herausforderung und Brennpunkte. In P. B. Baltes & J. Mittelstraß (Hrsg.), *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung* (S. 1–34). Berlin: de Gruyter.
- Baltes, P. B., Cornelius, S. W. & Nesselroade, J. R. (1978). Cohort effects in behavioral development: Theoretical and methodological perspectives. In W. A. Collins, (Ed.), *Minnesota symposium on child psychology*, Vol. 11 (pp. 1–63). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Baltes, P. B., Dittmann-Kohli, F. & Dixon, R. A. (1984). New perspectives on the development of intelligence in adulthood: Toward a dual process conception and a model of selective optimization with compensation. In P. B. Baltes & O. G. Brim, Jr. (Eds.), *Life-span development and behavior*, Vol. 6 (pp. 33–76). New York: Academic Press.
- Baltes, P. B., Mayer, K. U., Helmchen, H. & Steinhagen-Thiessen, E. (1993). The Berlin Aging Study (BASE): Overview and design. *Ageing and Society*, 13, 475–515.
- Baltes, P. B. & Nesselroade, J. R. (1970). Multivariate longitudinal and cross-sectional sequences for analyzing ontogenetic and generational change: A methodological note. *Developmental Psychology*, 2, 163–168.
- Baltes, P. B., Reese, H. W. & Lipsitt, L. P. (1980). Life-span developmental psychology. *Annual Review of Psychology*, 31, 65–110.
- Baltes, P. B., Reese, H. W. & Nesselroade, J. R. (1988). *Life-span developmental psychology: Introduction to research methods*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Baltes, P. B., Sowarka, D. & Kliegl, R. (1989). Cognitive training research on fluid intelligence in old age: What can older adults achieve by themselves? *Psychology and Aging*, 4, 217–221.
- Bargh, J. A. (1989). Conditional automaticity: Varieties of automatic influence in social perception and cognition. In S. Uleman & J. A. Bargh (Eds.), *Unintended thought* (pp. 75–123). New York: Guilford Press.
- Baumeister, R. F. (1989). The optimal margin of illusion. *Journal of Social and Clinical Psychology*, 48, 176–189.
- Baumeister, R. F., Shapiro, J. P. & Tice, D. M. (1985). Two kinds of identity crisis. *Journal of Personality*, 53, 407–424.
- Baxter, T. L. & Goldberg, L. R. (1987). Perceived behavioral consistency underlying trait attributions to oneself and another: An extension of the actor-observer effect. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 13, 437–447.
- Beaton, L. B. (1989). No great expectations: The underpinnings of life satisfaction for older women. *Gerontologist*, 29, 772–778.
- Bem, D. J. (1972). Self-perception theory. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental psychology*, Vol. 6 (pp. 1–62). New York: Academic Press.
- Bem, D. J. & McConnell, H. K. (1970). Testing the self-perception explanation of dissonance phenomena: On the salience of pre-manipulation attitudes. *Journal of Personality and Social Psychology*, 14, 23–31.
- Bengtson, V. L., Reedy, M. N. & Gordon, C. (1985). Aging and self-conceptions: Personality processes and social contexts. In J. E. Birren & K. W. Schaie (Eds.), *Handbook of the psychology of aging*, Vol. 2 (pp. 544–593). New York: Van Nostrand Reinhold.
- Bergler, R. (1975). Selbstkonzept, Lebensalter und interindividuelle Differenz. In U. M. Lehr & F. E. Weinert (Hrsg.), *Entwicklung und Persönlichkeit* (S. 26–37). Stuttgart: Kohlhammer.
- Berzonsky, M. D. (1990). Self-construction over the life span: A process perspective on identity formation. *Advances in Personal Construct Psychology*, 1, 155–186.
- Bloom, L., Lightbrown, P. & Hood, L. (1975). Structure and variation in child language. *Monographs of the Society for Research in Child Development*, 40 (Serial No. 160), 1–97.
- Blau, Z. S. (1981). *Aging in a changing society*. 2nd ed, New York: Franklin Watts.
- Borchelt, M. F. & Steinhagen-Thiessen, E. (1992). Physical performance and sensory functions as determinants of independence in activities of daily living in the old and the very old. *Annals of the New York Academy of Sciences*, 673, 350–361.
- Bortz, J. (1987). *Lehrbuch der Statistik*. Berlin: Springer-Verlag.
- Bower, G. H. (1981). Mood and memory. *American Psychologist*, 36, 129–148.
- Bower, G. H. (1987). Commentary on mood and memory. *Behavioral Research and Therapy*, 25, 443–455.
- Bower, G. H. & Gilligan, S. G. (1979). Remembering information related to one's self. *Journal of Research in Personality*, 13, 420–432.
- Brandstädter, J. (1992). Personal control over development: Some developmental implications of self-efficacy. In R. Schwarzer (Ed.), *Self-efficacy: Thought control of action* (pp. 127–145). Washington, DC: Hemisphere.
- Brandstädter, J. (1985). Entwicklungssprobleme des Jugendalters als Probleme des Aufbaus von Handlungsorientierungen. In D. Liepmann & A. Stiksrud (Hrsg.), *Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme der Adoleszenz* (S. 5–12). Göttingen: Hogrefe.

- Brandtstädter, J. & Greve, W. (in press). The aging self: Stabilizing and protective processes. *Developmental Review*.
- Brandtstädter, J. & Renner, G. (1990). Tenacious goal pursuit and flexible goal adjustment: Explication and age-related analysis of assimilative and accommodative strategies of coping. *Psychology and Aging*, 5, 58–67.
- Brandtstädter, J. & Renner, G. (1992). Coping with discrepancies between aspirations and achievements in adult development: A dual-process mode. In L. Montada, S.-H. Filipp & M. J. Lerner (Eds.), *Life crises and experiences of loss in adulthood* (pp. 301–319). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Bransford, J. D. & Johnson, M. K. (1972). Contextual prerequisites for understanding: Some investigations of comprehension and recall. *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 11, 717–726.
- Bray, D. W. & Howard, A. (1983). The AT&T longitudinal studies of managers. In K. W. Schaie (Ed.), *Longitudinal studies of adult psychological development*. New York: Guilford Press.
- Brennan, R. L. & Prediger, D. J. (1981). Coefficient kappa: Some uses, misuses, and alternatives. *Educational and Psychological Measurement*, 41, 687–699.
- Brinthaup, T. M. & Erwin, L. J. (1992). Reporting about the self: Issues and implications. In T. M. Brinthaup & R. P. Lipka (Eds.), *The self. Definitional and methodological issues* (pp. 137–171). Albany, NY: State University of New York Press.
- Brown, G. W. & Harris, T. O. (Eds.). (1989). *Life events and illness*. New York: Guilford Press.
- Brown, J. D. (1991). Accuracy and bias in self-knowledge. In C. R. Snyder & D. R. Forsyth (Eds.), *Handbook of social and clinical psychology* (pp. 158–178). New York: Pergamon Press.
- Bugental, J. F. T. & Zehlen, S. L. (1950). Investigations into the self-concept – the WAY technique. *Journal of Personality*, 18, 483–498.
- Bühler, C. (1935). The curve of life as studied in biographies. *Journal of Applied Psychology*, 19, 405–409.
- Bullock, M. & Lütkenhaus, P. (1988). The development of volitional behavior in the toddler years. *Developmental Psychology*, 14, 44–50.
- Bullock, M. & Lütkenhaus, P. (1990). Who am I? Self-understanding in toddlers. *Merrill-Palmer Quarterly*, 36, 217–238.
- Buss, A. (1980). *Self-consciousness and social anxiety*. Oxford: Freeman.
- Campbell, D. T. & Fiske, D. W. (1959). Convergent and discriminant validation by the multitrait-multimethod matrix. *Psychological Bulletin*, 56, 91.
- Campbell, J. D., Chew, B. & Scratchley, L. S. (1991). Cognitive and emotional reactions to daily events: The effects of self-esteem and self-complexity. Special Issue: Personality and daily experience. *Journal of Personality*, 59, 473–505.
- Cantor, N. & Kihlstrom, J. F. (1989). Social intelligence and cognitive assessments of personality. In R. S. Wyer & T. K. Srull (Eds.), *Advances in social cognition*, Vol. 2 (pp. 1–59). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Caspi, A. & Bem, D. J. (1990). Personality continuity and change across the life course. In: L. A. Pervin (Ed.), *Handbook of personality. Theory and research* (pp. 549–575). New York: The Guilford Press.
- Carstensen, L. L. (1991). Selectivity theory: Social activity in life-span context. In K. W. Schaie (Ed.), *Annual review of gerontology and geriatrics*, Vol. 11 (pp. 195–217). New York: Springer.
- Carstensen, L. L. (1992). Social and emotional patterns in adulthood: Support for socioemotional selectivity theory. *Psychology and Aging*, 7, 331–338.
- Carstensen, L. L. & Freund, A. (in press). The resilience of the self. *Developmental Review*.
- Caspi, A. & Elder, J. H., Jr. (1986). Life satisfaction in old age: Linking social psychology and history. *Journal of Psychology and Aging*, 1, 18–26.
- Cattell, R. B. (1971). *Abilities: Their structure, growth and action*. Boston, MA: Houghton Mifflin.
- Chase, W. G. & Ericsson, K. A. (1982). Skill and working memory. In G. H. Bower (Ed.), *The psychology of learning and motivation*, Vol. 16 (pp. 1–58). New York: Academic Press.
- Cohen, J. (1960). A coefficient of agreement for nominal scales. *Educational and Psychological Measurement*, 20, 37–46.
- Cohen, J. (1978). Partialled products are interactions; partialled vectors are curve components. *Psychological Bulletin*, 85, 858–866.
- Cohen, J. (1988). *Statistical power analysis for the behavioral sciences*. 2nd ed., Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Cohen, J. & Cohen, P. (1983). *Applied multiple regression/correlation analysis for the behavioral sciences*. 2nd ed., Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Collins, A. M. & Quillian, M. R. (1970). Facilitating retrieval from semantic memory: The effect of repeating part of an inference. *Acta Psychologica*, 33, 304–314.
- Collins, R. L., Taylor, S. E. & Skokan, L. A. (1990). A better world or a shattered vision? Changes in perspectives following victimization. *Social Cognition*, 8, 263–285.
- Conway, M. & Ross, M. (1984). Getting what you want by revising what you had. *Journal of Personality and Social Psychology*, 47, 738–748.
- Cooley, G. H. (1902). *Human nature and the social order*. New York: Scribner's.

- Coser, L. A. (1975). The complexity of roles as a seedbed of individual autonomy. In L. A. Coser (Ed.), *The idea of social structure: Papers in honor of Robert K. Merton* (pp. 237–263). New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Costa, P. T., Jr. & McCrae, R. R. (1978). Objective personality assessment. In: M. Storandt, I. C. Siegler & M. F. Elias (Eds.), *The clinical psychology of aging* (pp. 119–143). New York: Plenum Press.
- Costa, P. T., Jr. & McCrae, R. R. (1980). Still stable after all these years: Personality as a key to some issues in adulthood and old age. In P. B. Baltes & O. G. Brim, Jr. (Eds.), *Life span development and behavior*, Vol. 3 (pp. 65–102). New York: Academic Press.
- Costa, P. T., Jr. & McCrae, R. R. (1984). Personality as a lifelong determinant of well-being. In C. Malatesta & C. Izard (Eds.), *Affective processes in adult development and aging* (pp. 141–157). Beverly Hills, CA: Sage.
- Costa, P. T., Jr. & McCrae, R. R. (1985). *The NEO Personality Inventory Manual*. Odessa, FL: Psychological Assessment Resources.
- Costa, P. T., Jr. & McCrae, R. R. (1986). Personality stability and its implications for clinical psychology. *Clinical Psychology Review*, 6, 407–423.
- Costa, P. T., Jr. & McCrae, R. R. (1988). Personality in adulthood: A six-year longitudinal study of self-reports and spouse ratings on the NEO Personality Inventory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54, 853–863.
- Costa, P. T., Jr. & McCrae, R. R. (1992). Trait psychology comes of age. In J. J. Berman & T. B. Sonderegger (Eds.), *Nebraska symposium on motivation 1991. Psychology and Aging*, Vol. 39 (pp. 169–204). Lincoln, NE: University of Nebraska Press.
- Costa, P. T., Jr., McCrae, R. R. & Arenberg, D. (1980). Enduring dispositions in adult males. *Journal of Personality and Social Psychology*, 38, 793–800.
- Costa, P. T., Jr., McCrae, R. R., Zonderman, A. B., Barbano, H. E., Lebowith, B. & Larson, D. M. (1986). Cross-sectional studies of personality in a national sample: 2. Stability in neuroticism, extroversion, and openness. *Psychology and Aging*, 1, 144–149.
- Crary, W. G. (1966). Reactions to incongruent self-experiences. *Journal of Abnormal Psychology*, 30, 246–252.
- Cronbach, L. J. (1951). Coefficient alpha and the internal structure of tests. *Psychometrika*, 16, 297–334.
- Cronbach, L. J. & Meehl, P. E. (1955). Construct validity in psychological tests. *Psychological Bulletin*, 52, 281.
- Cross, S. & Markus, H. (1991). Possible selves across the life span. *Human Development*, 34, 230–255.
- Cumming, E. & Henry, W. E. (1961). *Growing old: The process of disengagement*. New York: Basic Books.
- Damon, W. & Hart, D. (1982). The development of self-understanding from infancy through adolescence. *Child Development*, 52, 841–864.
- Demo, D. H. (1992). The self-concept over time: Research issues and directions. *Annual Review of Sociology*, 18, 303–326.
- Dittmann-Kohli, F. (1990). The construction of meaning in old age: Possibilities and constraints. *Ageing and Society*, 10, 279–294.
- Dittmann-Kohli, F. (1994). *Das persönliche Sinnsystem*. Göttingen: Hogrefe.
- Donahue, E. M., Robins, R. W., Roberts, B. W. & John, O. P. (1993). The divided self: Concurrent and longitudinal effects of psychological adjustment and social roles on self-concept differentiation. *Journal of Personality and Social Psychology*, 64, 834–846.
- Duval, S. & Wicklund, R. A. (1972). *A theory of objective self-awareness*. New York: Academic Press.
- Emmerich, W. (1964). Continuity and stability in early social development. *Child Development*, 35, 311–332.
- Emmerich, W. (1968). Personality development and concepts of structure. *Child Development*, 39, 671–690.
- Epstein, S. (1973). The self-concept revisited. Or a theory of a theory. *American Psychologist*, 28, 404–416.
- Epstein, S. (1979). The stability of behavior: I. On predicting most of the people much of the time. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1097–1126.
- Epstein, S. (1980). The self-concept: A review and the proposal of an interpreted theory of personality. In E. Straub (Ed.), *Personality, basic aspects and current research* (pp. 81–132). Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
- Epstein, S. (1990). Cognitive-experiential self-theory. In: A. Pervin (Ed.) *Handbook of personality: Theory and research* (pp. 165–192). New York: Guilford Press.
- Ericsson, K. A., Krampe, R. T. & Tesch-Romer, C. (1993). The role of deliberate practice in the acquisition of expert performance. *Psychological Review*, 100, 363–406.
- Ericsson, K. A. & Simon, H. A. (1984). *Protocol analysis: Verbal reports as data*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Erikson, E. H. (1959). *Identity and the life cycle*. New York: International Universities Press.
- Erikson, E. H. (1968). *Identity: Youth and crisis*. New York: Norton.
- Erikson, E. H. (1982). *The life cycle completed*. New York: Norton.
- Fahrenberg, B. (1986). Die Bewältigung der „empty nest situation“ als Entwicklungsaufgabe der älterwerdenden Frau – Eine Literaturanalyse. *Zeitschrift für Gerontologie*, 19, 323–335.

- Farrell, M. P. & Rosenberg, S. D. (1981). *Men at midlife*. Boston, MA: Auburn House.
- Feger, H. (1983). Planung und Bewertung von wissenschaftlichen Beobachtungen. In: H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.), *Datenerhebung. Enzyklopädie der Psychologie* (S. 1–75). Göttingen: Hogrefe.
- Fenigstein, A., Scheier, M. F. & Buss, A. (1975). Public and private self-consciousness: Assessment and theory. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 43, 522–527.
- Festinger, L. (1954). A theory of social comparison processes. *Human Relations*, 7, 117–140.
- Festinger, L. (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Fiedler, K., Fladung, U. & Hemminger, U. (1987). A positivity bias in person memory. *European Journal of Social Psychology*, 17, 243–246.
- Filipp, S.-H. (1978). Aufbau und Wandel von Selbstschemata über die Lebensspanne. In R. Oerter (Hrsg.) *Entwicklung als lebenslanger Prozess* (S. 111–135). Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Filipp, S.-H. (1980). Entwicklung von Selbstkonzepten. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 12, 105–125.
- Filipp, S.-H. (1981). Ein allgemeines Modell für die Analyse kritischer Lebensereignisse. In S.-H. Philipp (Hrsg.) *Kritische Lebensereignisse* (S. 3–52). München: Urban & Schwarzenberg.
- Filipp, S.-H. & Klauer, T. (1986). Conceptions of self over the life span: Reflections on the dialectics of change. In M. M. Baltes & P. B. Baltes (Eds.), *The psychology of control and aging* (pp. 167–205). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Fiske, S. T. (1993). Social foundations of cognition. *Annual Review of Psychology*, 44, 585–612.
- Fiske, S. T. & Taylor, S. E. (1984). *Social cognition*. Reading, MA: Addison Wesley.
- Fitts, W. H. (1965). *Tennessee Self-Concept Scale: Manual*. Nashville, TN: Counsellor Recordings and Tests.
- Flavell, J. H. (1972). An analysis of cognitive-developmental sequences. *Genetic Psychology Monographs*, 86, 279–350.
- Flavell, J. H. (1977). *Cognitive development*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
- Fry, P. S. (1974). The development of differentiation in self-evaluations: A cross-cultural study. *Journal of Psychology*, 87, 193–202.
- Gara, M. A., Rosenberg, S. & Cohen, B. (1987). Personal identity and the schizophrenic process: An integration. *Psychiatry*, 50, 267–279.
- George, L. K. (1981). Subjective well-being: Conceptual and methodological issues. In C. Eisdorfer (Ed.), *Annual review of gerontology and geriatrics*, Vol. 2 (pp. 345–382). New York: Springer.
- George, L. K. & Bearon, L. B. (1980). *Quality of life in older persons*. New York: Human Sciences Press.
- George, L. K. & Okun, M. A. (1985). Self-concept content. In E. Palmore, E. W. Busse, J. L. Maddox, J. B. Nowlin & J. C. Siegler (Eds.), *Normal aging III: Reports from the Duke Longitudinal Studies 1975–1984* (pp. 267–282). Durham, NC: Duke University Press.
- Gergen, K. J. (1965). Interaction goals and personalistic feedback as factors affecting the presentation of self. *Journal of Personality and Social Psychology*, 1, 413–424.
- Gergen, K. J. (1971). *The concept of self*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Gergen, K. J. (1977). The social construction of self-knowledge. In T. Mischel (Ed.), *The self* (pp. 139–169). Totowa, NJ: Rowman & Littlefield.
- Gerok, W. & Brandstädter, J. (1992). Normales, krankhaftes und optimales Altern: Variations- und Modifikationspielräume. In P. B. Baltes & J. Mittelstraß (Hrsg.), *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung* (S. 365–385). Berlin: de Gruyter.
- Gfellner, B. M. (1986). Age salience in older adults' spontaneous self-concept. *Perceptual and Motor Skills*, 63, 1196–1198.
- Goethals, G. R. & Reckman, R. F. (1973). The perception of consistency in attitudes. *Journal of Experimental Social Psychology*, 9, 491–501.
- Goode, W. (1960). A theory of role strain. *American Sociological Review*, 25, 483–496.
- Gough, H. G. (1952). *The Adjective Check List*. Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.
- Goldberg, L. R. (1981). Unconfounding situational attributions from uncertain, neutral, and ambiguous ones: A psychometric analysis of description of oneself and various types of others. *Journal of Personality and Social Psychology*, 41, 517–551.
- Gollwitzer, P. M. (1987). The implementation of identity intentions: A motivational-volitional perspective on symbolic self-completion. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, intention, and volition* (pp. 349–369). Berlin: Springer-Verlag.
- Gordon, C. (1968). Self-conceptions: Configuration of content. In C. Gordon & K. J. Gergen (Eds.), *The self in social interaction: Classic and contemporary perspectives* (pp. 115–136). New York: Wiley.
- Green, S. (1981). Attitudes and perceptions about the elderly: Current and future perspectives. *International Journal of Aging and Human Development*, 13, 99–119.
- Greenberg, J. & Pyszczynski, T. (1985). Compensatory self-inflation: A response to the threat to self-regard of public failure. *Journal of Personality and Social Psychology*, 49, 273–280.

- Greenwald, A. G. (1980). The totalitarian ego: Fabrication and revision of personal history. *American Psychologist*, 35, 603–618.
- Greenwald, A. G. (1982). Is anyone in charge? Personalism vs. the principle of personality unity. In J. Suls (Ed.), *Psychological perspectives on the self*, Vol. 1 (pp. 151–181). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Greenwald, A. G. (1988). Self-knowledge and self-deception. In J. S. Lockard & D. L. Paulhus (Eds.), *Self-deception: An adaptive mechanism?* (pp. 113–131). Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
- Greenwald, A. G., Bellezza, F. S. & Banaji, M. R. (1988). Is self-esteem a central ingredient of the self-concept? *Personality and Social Psychology Bulletin*, 14, 34–45.
- Greenwald, A. G. & Pratkanis, A. R. (1984). The self. In R. S. Wyer & T. K. Srull (Eds.), *Handbook of social cognition*, Vol. 3 (pp. 129–178). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Greve, W. (1990). Stabilisierung und Modifikation des Selbstkonzeptes im Erwachsenenalter: Strategien der Immunisierung. *Sprache und Kognition*, 9, 218–230.
- Groeben, N. & Scheele, B. (1977). *Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts*. Darmstadt: Steinkopff.
- Guilford, J. P. (1959). *Personality*. New York: McGraw-Hill.
- Gutmann, D. L. (1975). Parenthood: Key to the comparative psychology of the life cycle? In N. Datan & L. Ginsberg (Eds.), *Life-span developmental psychology: Normative life crises* (pp. 167–184). New York: Academic Press.
- Hagestad, G. O. & Neugarten, B. L. (1985). Age and the life course. In R. H. Binstock & E. Shanas (Eds.), *Handbook of aging and the social sciences* (pp. 35–61). 2nd ed., New York: Van Nostrand Reinhold.
- Harris, L. (1975). *The myth and reality of aging in America*. Washington, DC: National Council of the Aging.
- Hart, D., Maloney, J. & Damon, W. (1990). Une perspective développementale sur l'identité personnelle et le sens de soi. *Psychologie Française*, 35, 35–41.
- Harter, S. (1983). Developmental perspectives on the self-system. In E. M. Hetherington (Ed.), *Handbook of child psychology: Social and personality development*, Vol. 4 (pp. 275–385). 4th ed., New York: Wiley.
- Havighurst, R. J. (1956). Research on the developmental task concept. *The School Review: A Journal of Secondary Education*, 64, 215–223.
- Havighurst, R. J. (1963). Successful aging. Process of aging. In C. Tibbitts & W. Donahue (Eds.), *Social and psychological perspective*, Vol. 1 (pp. 299–320). New York: Atherton Press.
- Havighurst, R. J. (1972). *Developmental tasks and education*. New York: McCay.
- Havighurst, R. J. & Albrecht, R. (1953). *Older people*. New York: Longmans Green.
- Havighurst, R. J., Neugarten, B. L. & Tobin, S. S. (1968). Disengagement and patterns of aging. *Gerontologist*, 4, 24.
- Heckhausen, J. (1990). Erwerb und Funktion normativer Vorstellungen über den Lebenslauf. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 31, 351–373.
- Heckhausen, J., Dixon, R. A. & Baltes, P. B. (1989). Gains and losses in development throughout adulthood as perceived by different adult age groups. *Developmental Psychology*, 25, 109–121.
- Heckhausen, J. & Krueger, J. (1993). Developmental expectations for the self and most other people: Age grading in three functions of social comparison. *Developmental Psychology*, 29, 539–548.
- Heckhausen, J. & Schulz, R. (in press). Optimization by selection and compensation: Balancing primary and secondary control in life-span development. *International Journal of Behavioral Development*.
- Herzog, A. R. & Rodgers, W. L. (1981). Age and satisfaction: Data from several large surveys. *Research on Aging*, 3, 142–165.
- Higgins, E. T. (1987). Self-discrepancy: A theory relating self and affect. *Psychological Review*, 94, 319–340.
- Higgins, E. T. (1989). Knowledge accessibility and activation: Subjectivity and suffering from unconscious sources. In S. Uleman & J. A. Bargh (Eds.), *Unintended thought* (pp. 75–123). New York: Guilford Press.
- Higgins, E. T. & Bargh, J. A. (1987). Social cognition and social perception. *Annual Review of Psychology*, 38, 369–429.
- Higgins, E. T. & King, G. (1981). Accessibility of social constructs: Information-processing consequences of individual and contextual variability. In N. Cantor & J. F. Kohlstrom (Eds.), *Personality, cognition, and social interaction* (pp. 69–122). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Higgins, E. T., Rholes, W. S. & Jones, C. R. (1977). Category accessibility and impression formation. *Journal of Experimental Social Psychology*, 13, 141–154.
- Hilgard, E. R. (1949). Human motives and the concept of the self. *American Psychologist*, 4, 374–382.
- Hirsch, B. J. & Rapkin, B. D. (1986). Multiple roles, social networks, and women's well-being. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 1237–1247.
- Holmes, Th. H. & Masuda, M. (1974). Life change and illness susceptibility. In B. S. Dohrenwend & B. P. Dohrenwend (Eds.), *Stressful life events: Their nature and effects* (pp. 45–72). New York: John Wiley & Sons.
- Holsti, O. R. (1969). *Content analysis for the social sciences and humanities*. Reading, MA: Addison-Wesley.

- Hormuth, S. E. (1990). *The ecology of the self*. Cambridge, MA: Cambridge University Press.
- Horn, J. (1970). Organization of data on life-span development of human abilities. In L. R. Goulet & P. B. Baltes (Eds.), *Life-span developmental psychology: Research and theory* (pp. 423–466). New York: Academic Press.
- Hotelling, H. (1935). The most predictable criterion. *Journal of Educational Psychology*, 26, 139–142.
- Hotelling, H. (1936). Relations between two sets of variates. *Biometrika*, 28, 321–377.
- House, A. E., House, B. J. & Campbell, M. B. (1981). Measures of interobserver agreement: Calculation formulas and distribution effects. *Journal of Behavioural Assessment*, 3, 37–57.
- Hovland, C. I. & Weiss, W. (1953). Transmission of information concerning concepts through positive and negative instances. *Journal of Experimental Psychology*, 45, 157–182.
- Huston-Stein, A. & Higgins-Trenk, A. (1978). Development of females from childhood through adulthood: Career and feminine role orientations. In P. B. Baltes, D. L. Featherman & R. Lerner (Eds.), *Life-span development and behavior*, Vol. 1 (pp. 257–296). New York: Academic Press.
- Jahoda, M. (1958). *Current concepts of positive mental health*. New York: Basic Books.
- James, W. (1890). *Principles of psychology*, Vol. 1. New York: Holt.
- Janoff-Bulman, R. & Schwarzborg, S. S. (1991). Toward a general model of personal change. In C. R. Snyder & D. R. Forsyth (Eds.), *Handbook of social and clinical psychology. The health perspective* (pp. 488–508). New York: Pergamon Press.
- Jerusalem, M. (1989). *Persönliche Ressourcen, Vulnerabilität und Streßerleben*. Göttingen: Hogrefe.
- Johnson, J. T. (1987). The heart on the sleeve and the secret self: Estimations of hidden emotion in self and acquaintances. *Journal of Personality*, 55, 563–582.
- Jones, E. E. & Gerard, H. B. (1967). *Foundations of social psychology*. New York: Wiley.
- Jones, E. E. & Nisbett, R. E. (1971). The actor and the observer: Divergent perceptions of the causes of behavior. In: E. E. Jones, D. E. Kanouse, H. H. Kelley, R. E. Nisbett, S. Valins & B. Weiner (Eds.), *Attribution: Perceiving the causes of behavior* (pp. 79–94). Morristown, NJ: General Learning Press.
- Kahn, R. L. & Antonucci, T. C. (1980). Convoys over the life course: Attachment, roles and social support. In P. B. Baltes & O. G. Brim (Eds.), *Life-span development and behavior* (pp. 254–283). New York: Academic Press.
- Kagan, J. (1971). *Change and continuity in infancy*. New York: Wiley.
- Kagan, J. (1980). Perspectives on continuity. In J. Brim, Jr. & J. Kagan (Eds.), *Constancy and change in human development* (pp. 26–74). Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Kagan, J. (1981). *The second year: The emergence of self-awareness*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Katschnig, H. (1980). Lebensverändernde Ereignisse als Ursache psychischer Krankheiten – Eine Kritik des globalen Ansatzes in der Life-Event Forschung. In H. Katschnig (Hrsg.) *Sozialer Stress und psychische Erkrankung* (S. 1–94) München: Urban & Schwarzenberg.
- Katz, S. T. D., Downs, H. R., Cash, R. C. & Grotz, R. C. (1970). Progress in development of the index ADL. *Gerontologist*, 10, 20–30.
- Kelly, G. A. (1955). *The psychology of personal constructs*, Vol. 1. New York: Norton.
- Kihlstrom, J. F. & Cantor, N. (1984). Mental representations of the self. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental social psychology*, Vol. 17, (pp. 1–47). Orlando, FL: Academic Press.
- Klein, S. B. & Kihlstrom, J. F. (1986). Elaboration, organization, and the self-reference effect in memory. *Journal of Experimental Psychology: General*, 115, 26–38.
- Kliegl, R. (1989). *Formation of expert knowledge in a mnemonic skill: Twelve case studies of young and old adults*. Unpublished manuscript, Max-Planck-Institut für Bildungswissenschaften, Berlin.
- Kogan, N. (1990). Personality and aging. In J. E. Birren & K. W. Schaie (Eds.), *Handbook of the psychology of aging* (pp. 330–346). 3rd ed., San Diego, CA: Academic Press.
- Kosslyn, M. S. (1981). The Medium and the message in mental imagery. *Psychological Review*, 88, 46–66.
- Krappmann, L. (1971). *Soziologische Dimensionen der Identität*. Stuttgart: Klett.
- Krippendorff, K. (1980). *Content analysis. An introduction to its methodology*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Kuhn, M. H. & McPartland, T. S. (1954). An empirical investigation of self-attitudes. *American Sociological Review*, 19, 68–76.
- Kuypers, J. A. & Bengtson, V. L. (1973). Social breakdown and competence. A model of normal aging. *Human Development*, 16, 181–201.
- L'Écuyer, R. (1978). Le concept de soi. Collection „Psychologie d'aujourd'hui“. Paris: Presses Universitaires de France.
- L'Écuyer, R. (1981). The development of the self-concept throughout the life span. In M. D. Lynch, A. A. Norem-Hebeisen & K. J. Gergen (Eds.), *Self-concept: Advances in theory and research* (pp. 203–218). Cambridge, MA: Ballinger.

- L'Écuyer, R. (1990). Le développement du concept de soi de 0 à 100 ans: Cent ans après William James. *Revue québécoise de psychologie. Special edition on the self-concept*.
- L'Écuyer, R. (1992). An experiential-developmental framework and methodology to study the transformations of the self-concept from infancy to old age. In T. M. Brinthaupt & R. P. Lipka (Eds.), *The self. Definitional and methodological issues* (pp. 96–134). Albany, NY: State University of New York Press.
- Labouvie, G. & Baltes, P. B. (1973). Adolescents' perceptions of adolescent change in personality and intelligence. *Journal of Genetic Psychology*, 122, 327–332.
- Lachmann, M. E. (1986). Personal control in later life: Stability, change and cognitive correlates. In M. M. Baltes & P. B. Baltes (Eds.), *The psychology of control and aging* (pp. 207–236). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Lang, F. R., Görlitz, D. & Seiwert, M. (1992). Altersposition und Beurteilungsperspektive als Faktoren laien-psychologischer Urteile über Entwicklung. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 14, 298–316.
- Lawton, M. P. (1972). The dimensions of morale. In D. Kent, R. Kastenbaum & S. Sherwood (Eds.), *Research, planning and action for the elderly*. New York: Behavioral Publications.
- Lawton, M. P. (1975). The Philadelphia Center Morale Scale: A revision. *Journal of Gerontology*, 30, 85–89.
- Lawton, M. P. (1984). The varieties of well-being. In C. Z. Malatesta & C. E. Izard (Eds.), *Emotion in adult development* (pp. 67–84). Beverly Hills, CA: Sage.
- Lawton, M. P. (1989). Behavior-relevant ecological factors. In K. W. Schaie & C. Schooler (Eds.), *Social structure and aging: Psychological processes* (pp. 57–78). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Lawton, M. P. & Nahemow, L. (1973). Ecology and the aging process. In C. Eisdorfer & M. P. Lawton (Eds.), *The psychology of adult development and aging* (pp. 619–674). Washington, DC: American Psychological Association.
- Lazarus, R. S. (1981). Streß und Streßbewältigung – ein Paradigma. S. H. Filipp (Hrsg.), *Kritische Lebensereignisse* (S. 198–232). München: Urban & Schwarzenberg.
- Lecky, P. (1945). *Self-consistency: A theory of personality*. New York: Island Press.
- Lecky, P. (1969). *Self-consistency*. Garden City: Doubleday.
- Lehr, U. (1987). Persönlichkeitsentwicklung im höheren Lebensalter – Differentielle Aspekte. In U. Lehr & H. Thomae (Hrsg.), *Formen seelischen Alterns: Ergebnisse der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA)* (S. 37–44). Stuttgart: Enke.
- Lemon, B. W., Bengtson, V. L. & Peterson, J. A. (1971). An exploration of the activity theory of aging: Activity types and life satisfactions among in-movers to a retirement community. *Journal of Gerontology*, 27, 511–523.
- Levinson, D. J. (1977). The mid-life transition. *Psychiatry*, 40, 99–112.
- Levinson, D. J. (1986). A conception of adult development. *American Psychologist*, 41, 3–13.
- Levinson, D. J., Darrow, C. N., Klein, E. B., Levinson, M. H. & McKee, B. (1978). *The seasons of a man's life*. New York: Knopf.
- Lewis, M. & Brooks, J. (1974). Self, other, and fear: Infants' reactions to people. In M. Lewis & L. A. Rosenblum (Eds.), *The origins of fear* (pp. 195–227). New York: Wiley.
- Lewis, M. & Brooks-Gunn (1981). The self as social knowledge. In M. D. Lynch, A. A. Norem-Hebeisen & K. J. Gergen (Eds.), *Self-concept. Advances in theory and research* (pp. 101–118). Cambridge, MA: Ballinger.
- Lewis, M. & Brooks-Gunn, J. (1984). The development of early visual self-recognition. *Developmental Review*, 4, 215–239.
- Lewis, M., Sullivan, M., Stanger, C. & Weiss, M. (1989). Self-development and self-conscious emotions. *Child Development*, 60, 146–156.
- Liang, J. & Bollen, K. A. (1983). The structure of the Philadelphia Geriatric Center Morale Scale: A reinterpretation. *Journals of Gerontology*, 38, 151–189.
- Liang, J. & Bollen, K. A. (1985). Sex differences in the structure of the Philadelphia Geriatric Center Morale Scale. *Journals of Gerontology*, 40, 468–477.
- Lienert, G. A. (1969). *Testaufbau und Testanalyse*. 3. Aufl., Weinheim: Beltz.
- Lindenberger, U. & Baltes, P. B. (1994). Sensory functioning and intelligence in old age: A strong connection. *Psychology and Aging*, 9, 339–355.
- Lindenberger, U., Mayr, U. & Kliegl, R. (1993). Speed and intelligence in old age. *Psychology and Aging*, 8, 207–220.
- Linville, P. W. (1982). Affective consequences of complexity regarding the self and others. In M. S. Clark & S. T. Fiske (Eds.), *Affect and cognition* (pp. 79–109). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Linville, P. W. (1987). Self complexity as a cognitive buffer against stress-related illness and depression. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 663–676.
- Livesley, W. J. & Bromley, D. B. (1973). *Person perception in childhood and adolescence*. Chichester, UK: Wiley.
- Locksley, A. & Lenauer, M. (1981). Considerations for a theory of self-inference processes. In N. Cantor & J. F. Kihlstrom (Eds.), *Personality, cognition, and social interaction* (pp. 263–277). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Loftus, G. R. & Loftus, E. F. (1974). The influence of one memory retrieval on a subsequent memory retrieval. *Memory and Cognition*, 2, 467–471.

- Loftus, W. F. & Fathi, D. C. (1985). Retrieving multiple autobiographical memories. *Social Cognition*, 3, 280–295.
- Logan, G. D. (1989). Automaticity and cognitive control. In S. Uleman & J. A. Bargh (Eds.), *Unintended thought* (pp. 52–74). New York: Guilford Press.
- Lynch, M. D. (1981). Self-concept development in childhood. In M. D. Lynch, A. A. Norem-Hebeisen & K. J. Gergen (Eds.), *Self-concept. Advances in theory and research* (pp. 119–132). Cambridge, MA: Ballinger.
- MacRae, H. (1989). Older women and identity maintenance in late life. *Canadian Journal on Aging*, 9, 248–267.
- Maddox, G. L. (1963). Activity and morale: A longitudinal study of selected elderly subjects. *Social Forces*, 42, 195–204.
- Maddox, G. L. (1965). Fact and artefact: Evidence bearing on disengagement theory. *Human Development*, 8, 117–130.
- Maddox, G. L. (1970). Evidence bearing on disengagement theory. In E. Palmore (Ed.), *Normal aging I* (pp. 318–328). Durham, NC: Duke University Press.
- Maddox, G. L. (1985). The process of disengagement: Unfalsifiable theories never die. *The Gerontologist, Special Issue*, 25, 27.
- Major, B., Testa, M. & Bylsma, W. H. (1991). Responses to upward and downward social comparisons: The impact of esteem-relevance and perceived control. In J. Suls & T. A. Wills (Eds.), *Social comparison: Contemporary theory and research* (pp. 237–259). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Manton, K. G. (1990). Mortality and Morbidity. In R. H. Binstock & L. K. George (Eds.), *Handbook of aging and social sciences* (pp. 64–89). 3rd ed., San Diego, CA: Academic Press.
- Marcia, J. E. (1966). Development and validation of ego identity status. *Journal of Personality and Social Psychology*, 3, 551–558.
- Marcia, J. E. (1967). Ego identity status: Relationship to change in self-esteem, general maladjustment and authoritarianism. *Journal of Personality*, 35, 119–133.
- Marcia, J. E. (1976). Identity six years after: A follow-up study. *Journal of Youth and Adolescence*, 5, 145–160.
- Marcia, J. E. (1980). Identity in adolescence. In J. Adelson (Ed.), *Handbook of adolescence* (pp. 159–187). New York: Wiley.
- Markus, H. (1977). Self-schemata and processing information about the self. *Journal of Personality and Social Psychology*, 35, 63–78.
- Markus, H. (1983). Self-knowledge: An expanded view. *Journal of Personality*, 51, 543–565.
- Markus, H., Crane, M., Bernstein, S. & Siladi, M. (1982). Self-schemas and gender. *Journal of Personality and Social Psychology*, 42, 38–50.
- Markus, H., Cross, S. & Wurf, E. (1990). The role of the self-system in competence. In R. J. Sternberg & J. Kolligian, Jr. (Eds.), *Competence considered* (pp. 205–225). New Haven, CT: Yale University Press.
- Markus, H. & Kitayama, S. (1991). Culture and the self: Implications for cognition, emotion, and motivation. *Psychological Review*, 98, 224–253.
- Markus, H. & Kunda, Z. (1986). Stability and malleability of the self-concept. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 858–866.
- Markus, H. & Nurius, P. (1986). Possible selves. *American Psychologist*, 41, 954–969.
- Markus, H. & Ruolo, A. (1989). Possible selves: Personalized representations of goals. In L. A. Pervin (Ed.), *Goal concepts in personality and social psychology* (pp. 211–241). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Markus, H. & Sentis, K. (1982). The self in social information processing. In J. M. Suls (Ed.), *Psychological perspectives on the self*, Vol. 1 (pp. 41–70). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Markus, H. & Smith, J. (1981). The influence of self-schema on the perception of others. In N. Cantor & J. F. Kihlstrom (Eds.), *Personality, cognition, and social interaction* (pp. 233–262). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Markus, H. & Wurf, E. (1987). The dynamic self-concept: A social psychological perspective. *Annual Review of Psychology*, 38, 299–337.
- Marsh, H. W. (1986). Global self-esteem: Its relation to specific facets of self-concept and their importance. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 1124–1236.
- Marsh, H. W. (1987). The hierarchical structure of self-concept and the application of hierarchical confirmatory factor analysis. *Journal of Educational Measurement*, 24, 17–19.
- Marsh, H. W., Barnes, J., Cairns, L. & Tidman, M. (1984). The Self-Description Questionnaire (SDQ): Age effects in the structure and level of self-concept for preadolescent children. *Journal of Educational Psychology*, 76, 940–956.
- Marsh, H. W., Byrne, B. M. & Shavelson, R. J. (1992). A multidimensional, hierarchical self-concept. In T. M. Brinthaup & R. P. Lipka (Eds.), *The self. Definitional and methodological issues* (pp. 44–95). Albany, NY: State University of New York Press.
- Marsh, H. W., Richards, G. & Barnes, J. (1986). Multidimensional self-concepts: A long-term follow-up of the effect of participation in an outward bound program. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 12, 475–492.
- Maslow, A. H. (1953). Deficiency motivation and growth motivation. In M. Jones (Ed.), *Nebraska symposium on motivation*, Vol. 3. Lincoln, NE: University of Nebraska Press.

- Maslow, A. H. (1954). *Motivation and Personality*. New York: Harper.
- Maslow, A. H. (1959). Self-actualizing people: A study of psychological health. *Personality, Symposium No. 1*, 11-34.
- McCrae, R. R. & Costa, P. T., Jr. (1982). Self-concept and the stability of personality: Cross-sectional comparisons of self-reports and ratings. *Journal of Personality and Social Psychology*, 43, 1282-1292.
- McCrae, R. R. & Costa, P. T., Jr. (1987). Validation of the five-factor model of personality across instruments and observers. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 81-90.
- McCrae, R. R. & Costa, P. T., Jr. (1988). Age, personality, and the spontaneous self-concept. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 43, 177-185.
- McCrae, R. R. & Costa, P. T., Jr. (1990). *Personality in adulthood*. New York: Guilford.
- McCrae, R. R., Costa, P. T., Jr. & Arenberg, D. (1980). Constancy of adult personality structure in males: Longitudinal, cross-sectional and times-of-measurement analysis. *Journal of Gerontology*, 35, 877-883.
- McFarland, C. & Ross, M. (1987). The relation between current impressions and memories of self and dating partners. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 13, 228-238.
- McFarland, C., Ross, M. & Giltrow, M. (1992). Biased recollections in older adults: The role of implicit theories of aging. *Journal of Personality and Social Psychology*, 62, 837-850.
- McGuire, W. J. (1983). A contextual theory of knowledge: Its implications for innovation and reform in psychological research. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental social psychology*, Vol. 16 (pp. 1-47). New York: Academic Press.
- McGuire, W. J. (1984). Search for the self: Going beyond self-esteem and the reactive self. In R. A. Zucker, J. Aronoff & A. I. Rabin (Eds.), *Personality and the prediction of behavior* (pp. 73-120). New York: Academic Press.
- McGuire, W. J. & McGuire, C. V. (1981). The spontaneous self-concept as affected by personal distinctiveness. In M. D. Lynch, A. A. Norem-Hebeisen & K. J. Gergen (Eds.), *Self-concept. Advances in theory and research* (pp. 147-171). Cambridge, MA: Ballinger.
- McGuire, W. J. & McGuire, C. V. (1982). Significant others in self-space: Sex differences and developmental trends in the social self. In J. Suls (Ed.), *Psychological perspectives on the self*, Vol. 1 (pp. 71-96). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- McGuire, W. J. & McGuire, C. V. (1986). Differences in conceptualizing self versus conceptualizing other people as manifested in contrasting verb types used in natural speech. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 1135-1143.
- McGuire, W. J. & McGuire, C. V. (1988). Content and process in the experience of self. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental social psychology*, Vol. 21 (pp. 97-144). San Diego, CA: Academic Press.
- McGuire, W. J. & McGuire, C. V. (1991). The content, structure, and operation of thought systems. In R. S. Wyer, Jr. & T. K. Srull (Eds.), *Advances in social cognition*, Vol. 4 (pp. 1-78). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- McGuire, W. J., McGuire, C. V. & Cheever, J. (1986). The self in society: Effects of social contexts on the sense of self. *British Journal of Social Psychology*, 25, 259-270.
- McGuire, W. J., McGuire, C. V., Child, P. & Fujioka, T. (1978). Salience of ethnicity in the spontaneous self-concept as a function of one's ethnic distinctiveness in the social environment. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36, 511-520.
- McGuire, W. J. & Padawer-Singer, A. (1976). Trait salience in the spontaneous self. *Journal of Personality and Social Psychology*, 33, 743-754.
- McTavish, D. G. (1971). Perceptions of old people: A review of research methodologies and findings. *The Gerontologist*, 11, 90-101.
- Mead, G. H. (1925). The genesis of self and social control. *Journal of Ethics*, 35, 251-273.
- Mead, G. H. (1934). *Mind, self, and society from the standpoint of a social behaviorist*. Chicago, IL: The University of Chicago Press.
- Merten, K. (1983). *Inhaltsanalyse: Einführung in Theorie, Methode und Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Merton, R. (1968). *Social theory and social structure*. Revised ed., New York: Free Press.
- Meulen, M. van der. (1987). *Self-references in young children. Content, metadimensions, and puzzlement*. Groningen, Nederlande: Stichting Kinderstudies.
- Michela, J. (1982). Perceived changes in marital relationships following myocardial infarction. *Dissertation Abstracts International*, 48, 4245-B.
- Mischel, W. (1968). *Personality and assessment*. New York: Wiley.
- Mischel, W., (1990). Personality dispositions revisited and revised: A view after three decades. In: L. A. Pervin (Ed.), *Handbook of personality. Theory and research* (pp. 111-134). New York: The Guilford Press.
- Monge, R. (1975). Structure of the self-concept from adolescence through old age. *Experimental Aging Research*, 1, 281-291.
- Montemayor, R. & Eisen, M. (1977). The development of self-conceptions from childhood to adolescence. *Developmental Psychology*, 13, 314-319.

- Moretti, M. M. & Higgins, E. T. (1990). The development of self-systems vulnerabilities: Social and cognitive factors in developmental psychopathology. In R. J. Sternberg & J. Kolligian, Jr. (Eds.), *Competence considered* (pp. 286–314). New Haven, CT: Yale University Press.
- Morris, J. N. & Sherwood, S. (1975). A retesting and modification of the Philadelphia Geriatric Center Moral Scale. *Journal of Gerontology*, 30, 77–84.
- Morse, S. J. & Gergen, K. J. (1970). Social comparison, self-consistency, and the concept of self. *Journal of Personality and Social Psychology*, 16, 148–156.
- Mortimer, J. T., Finch, M. D. & Kumka, D. (1982). Persistence and change in development: The multidimensional self-concept. In P. B. Baltes, D. L. Featherman & R. M. Lerner (Eds.), *Life-span development and behavior*, Vol. 4 (pp. 263–313). New York: Academic Press.
- Mortimer, J. T. & Lorence, J. (1979). Occupational experience and the self-concept: A longitudinal study. *Social Psychology Quarterly*, 23, 307–323.
- Moss, H. A. & Susman, E. J. (1980). Longitudinal study of personality development. In O. G. Brim, Jr. & J. Kagan (Eds.), *Constancy and change in human development* (pp. 530–595). Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Mueller, J. H., Wonderlich, S. & Dugan, K. (1986). Self-referent processing of age-specific material. *Psychology and Aging*, 1, 293–299.
- Mulford, H. A. & Salisbury, W. W. (1964). Self-conception in a general population. *The Sociological Quarterly*, 5, 35–47.
- Mullener, N. & Laird, J. D. (1971). Some developmental changes in the organization of self-evaluations. *Developmental Psychology*, 5, 233–236.
- Murphy, G. (1947). *Personality*. New York: Harper & Brothers.
- Nehrke, M. F., Hulicka, I. M. & Morganti, J. B. (1980). Age differences in life-satisfaction, locus of control, and self-concept. *International Journal of Aging and Human Development*, 11, 25–33.
- Neisser, U. (1976). *Cognition and reality*. San Francisco, CA: Freeman.
- Neisser, U. (1988). Five kinds of self-knowledge. *Philosophical Psychology*, 1, 35–59.
- Nesselroade, J. R. (1988). Some implications of the trait-state distinction for the study of development over the life span: The case of personality. In P. B. Baltes, D. L. Featherman & R. M. Lerner (Eds.), *Life-span development and behavior*, Vol. 8 (pp. 163–189). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Nesselroade, J. R., Schaie, W. K. & Baltes, P. B. (1972). Ontogenetic and generational components of structural and quantitative change in adult behavior. *Journal of Gerontology*, 27, 222–228.
- Nesselroade, J. R. (1989). Adult personality development: Issues in assessing constancy and change. In A. I. Rubin, R. A. Zucker, R. A. Emmons & S. Frank (Eds.), *Studying persons and lives* (pp. 41–85). New York: Springer.
- Neugarten, B. L. (1964). *Personality in middle and late life*. New York: Atherton Press.
- Neugarten, B. L. (1970). Dynamics of transition of middle age to old age. Adaptation and the life cycle. *Journal of Geriatric Psychiatry*, 4, 71–100.
- Neugarten, B. L. (1973). Personality change in later life: A developmental perspective. In C. Eisdorfer & M. P. Lawton (Eds.), *The psychology of adult development and aging* (pp. 311–335). Washington, DC: American Psychological Association.
- Neugarten, B. L. (1977). Personality and aging. In J. E. Birren & K. W. Schaie (Eds.), *Handbook of the psychology of aging* (pp. 626–649). New York: Academic Press.
- Neugarten, B. L. (1984). *Personality in middle and late life*. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Neugarten, B. L. & Danan, N. (1973). Sociological perspectives on the life cycle. In P. B. Baltes & K. W. Schaie (Eds.), *Life-span developmental psychology: Personality and socialization* (pp. 53–69). New York: Academic Press.
- Neugarten, B. L., Havighurst, R. J. & Tobin, S. S. (1968). Personality and patterns of aging. In B. L. Neugarten (Ed.), *Middle age and aging* (pp. 173–177). Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Neugarten, B. L., Moore, J. W. & Lowe, J. C. (1965). Age norms, age constraints, and adult socialization. *American Journal of Sociology*, 70, 710–717.
- Nisbett, R. E. & Ross, L. (1980). *Human inference: Strategies and shortcomings of social judgment*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
- Norem-Hebeisen, A. A. (1981). The maximization model of self-concept. In M. D. Lynch, A. A. Norem-Hebeisen & K. J. Gergen (Eds.), *Self-concept. Advances in theory and research* (pp. 133–146). Cambridge, MA: Ballinger.
- Nudelman, A. E. (1973). Bias in the Twenty Statements Test: Administration time, incomplete protocols, and intelligence. *Psychological Reports*, 33, 524–526.
- Oerter, R. (1978). Zur Dynamik von Entwicklungsaufgaben im menschlichen Lebenslauf. In R. Oerter (Hrsg.), *Entwicklung als lebenslanger Prozeß* (S. 66–110). Hamburg: Hoffmann & Campe.

- Oerter, R. (1986). Developmental tasks through the life span: A new approach to an old concept. In P. B. Baltes, D. L. Featherman & R. M. Lerner (Eds.), *Life-span development and behavior*, Vol. 7 (pp. 233–269). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Ogilvie, D. M. (1987). The undesired self: A neglected variable in personality research. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 379–385.
- Ogilvie, D. M. (1987). Life satisfaction and identity structure in late, middle-aged men and women. *Psychology and Aging*, 2, 217–224.
- Palmore, E. (1979). Predictors of successful aging. *Gerontologist*, 19, 427–431.
- Peck, R. (1959). Psychological developments in the second half of life. In J. E. Anderson (Ed.), *Psychological aspects of aging* (pp. 42–53). Washington, DC: American Psychological Association.
- Pelham, B. W. (1991). On confidence and consequence: The certainty and importance of self-knowledge. *Journal of Personality and Social Psychology*, 60, 518–530.
- Peeters, B. (1987). The self as observer of the self: A developmental analysis of the subjective self. In T. Honess & K. Yardley (Eds.), *Self and identity* (pp. 147–158). London: Routledge & Kegan Paul.
- Pelham, B. W. (1991). On confidence and consequence: The certainty and importance of self-knowledge. *Journal of Personality and Social Psychology*, 60, 518–530.
- Pelham, B. W. & Swann, W. B., Jr. (1989). From self-conceptions to self-worth: On the sources and structure of global self-esteem. *Journal of Personality and Social Psychology*, 57, 672–680.
- Piaget, J. (1954). *Das moralische Urteil beim Kinde*. Zürich: Rascher.
- Piaget, J. (1975). *Die Entwicklung des Erkennens III*. Stuttgart: Klett.
- Poon, L. W., Clayton, G. M., Martin, P., Johnson, M. A., Courtenay, B. C., Sweaney, A. L., Merrian, S. B., Pless, B. S. & Thilman, S. B. (1992). The Georgia Centenarian Study. *International Journal of Aging and Human Development*, 34, 1–17.
- Prentice, D. A. (1990). Familiarity and differences in self- and other-representations. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 369–383.
- Reichard, S., Livson, F. & Peterson, P. G. (1962). *A study of eighty-seven older men*. New York: Wiley.
- Rholes, W. S., Newman, L. S. & Ruble, D. N. (1990). Understanding self and other. Developmental and motivational aspects of perceiving persons in terms of invariant dispositions. In E. T. Higgins & R. M. Sorrentino (Eds.), *Handbook of motivation and cognition. Foundations of social behavior*, Vol. 2 (pp. 369–407). New York: Guilford Press.
- Rholes, W. S. & Ruble, D. N. (1984). Children's understanding of dispositional characteristics of others. *Child Development*, 55, 550–560.
- Rips, L. J., Shoben, W. J. & Smith, E. E. (1973). Semantic distance and the verification of semantic relations. *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 12, 1–12.
- Ries, G., Schlossarczyk, A. & Fischer, M. (1988). Selbstdarstellungen von Jugendlichen im Generationenvergleich. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 35, 34–47.
- Rogers, C. R. (1961). *On becoming a person*. Boston, MA: Houghton Mifflin.
- Rogers, T. B., Kuiper, N. A. & Kirker, W. S. (1977). Self-reference encoding of personal information. *Journal of Personality and Social Psychology*, 35, 677–688.
- Rokeach, M. (1973). *The nature of human values*. New York: The Free Press.
- Rosch, E. H. (1975). Cognitive representations of semantic categories. *Journal of experimental Psychology: General*, 104, 192–233.
- Rosenberg, M. (1979). *Conceiving the self*. New York: Basic Books.
- Rosenberg, S. & Gara, M. A. (1985). The multiplicity of personal identity. In P. Shaver (Ed.), *Review of personality and social psychology*, Vol. 6 (pp. 87–113). Beverly Hills, CA: Sage.
- Rosow, I. (1973). The social context of the aging self. *The Gerontologist*, 13, 82–87.
- Ross, M. (1989). Relation of implicit theories to the construction of personal histories. *Psychological Review*, 96, 341–357.
- Rotenberg, K. J. (1982). Development of character constancy of self and other. *Child Development*, 53, 505–515.
- Rumelhart, D. E. (1984). Schemata and the cognitive system. In R. S. Wyer & T. K. Srull (Eds.), *Handbook of social cognition*, Vol. 1 (pp. 161–188). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Rumelhart, D. E. & Norman, D. A. (1978). Das aktive strukturelle Netz. In D. A. Norman & D. E. Rumelhart (Hrsg.), *Strukturen des Wissens* (S. 51–77). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Russell, D., Peplau, L. A. & Cutrona, C. E. (1980). The revised UCLA Loneliness Scale: Concurrent and discriminant validity evidence. *Journal of Personality and Social Psychology*, 39, 472–480.
- Ryff, C. D. (1982). Self-perceived personality change in adulthood and aging. *Journal of Personality and Social Psychology*, 42, 108–115.
- Ryff, C. D. (1985a). Adult personality development and the motivation for personal growth. In D. A. Kleiber & M. L. Maehr (Eds.), *Advances in motivation and achievement*, Vol. 4 (pp. 55–92). Greenwich, CN: Jai Press.

- Ryff, C. D. (1985b). The subjective experience of life-span transition. In A. S. Rossi (Ed.), *Gender and the life course* (pp. 97–113). Hawthorne, NY: Aldine.
- Ryff, C. D. (1989). In the eye of the beholder: Views of psychological well-being among middle-aged and older adults. *Psychology and Aging*, 4, 195–210.
- Ryff, C. D. (1991). Possible selves in adulthood and old age: A tale of shifting horizons. *Psychology and Aging*, 6, 286–295.
- Ryff, C. D. & Baltes, P. B. (1976). Value transition and adult development in women. The instrumentality-terminality hypothesis. *Developmental Psychology*, 12, 567–568.
- Ryff, C. D. & Midgal, S. (1984). Intimacy and generativity: Self-perceived transitions. *Journal of Women in Culture and Society*, 9, 470–481.
- Salthouse, T. A. (1985). *A theory of cognitive aging*. Amsterdam: North Holland.
- Sande, G. N., Goethals, G. R. & Radloff, L. E. (1988). Perceiving one's own traits and others': The multifaceted self. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54, 13–20.
- Schaie, K. W. (1965). A general model for the study of developmental problems. *Psychological Bulletin*, 64, 92–107.
- Schaie, K. W. & Baltes, P. B. (1975). On sequential strategies in developmental research and the Schaie-Baltes controversy: Description or explanation? *Human Development*, 18, 384–390.
- Scheele, B. & Groeben, N. (1988). *Dialog-Konsensus-Methoden zur Rekonstruktion subjektiver Theorien*. Tübingen: A. Francke Verlag.
- Schlenker, B. R. (1984). Identities, identifications, and relationships. In V. J. Derlega (Ed.), *Communication, intimacy, and close relationships* (pp. 71–104). Orlando, FL: Academic Press.
- Schlenker, B. R. & Weigold, M. F. (1989). Goals and the self-identification process: Constructing desired identities. In L. Pervin (Ed.), *Goal concepts in personality and social psychology* (pp. 243–290). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Schlenker, B., Weigold, M. F. & Doherty, K. (1991). Coping with accountability: Self-identification and evaluative reckonings. In C. R. Snyder & D. R. Forsyth (Eds.), *Handbook of social and clinical psychology: The health perspective* (pp. 96–115). New York: Pergamon Press.
- Schütze, Y. & Lang, F. R. (1991). *Social networks and support systems of the old and very old*. Paper presented at the 44th Annual Scientific Meeting of the Gerontological Society of America, San Francisco, CA, November.
- Schwarz, N. (1988). Stimmung als Information: Zum Einfluß von Stimmungen und Emotionen auf evaluative Urteile. *Psychologische Rundschau*, 39, 148–159.
- Schwarz, N. & Clore, G. L. (1986). Mood, misattribution, and judgments of well-being: Informative and directive functions of affective states. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 513–523.
- Schwarz, N. & Clore, G. L. (1988). How do I feel about it? Informational functions of affective states. In K. Fiedler & J. Forgas (Eds.), *Affect, cognition, and social behavior* (pp. 44–62). Toronto: Hogrefe.
- Secord, P. F. & Backman, C. W. (1965). An interpersonal approach to personality. In B. Maher (Ed.), *Progress in experimental personality research*, Vol. 2 (pp. 91–125). San Diego, CA: Academic Press.
- Selye, H. (1946). The general adaptation syndrome and the diseases of adaption. *Journal of Clinical Endocrinology*, 6, 117–230.
- Shavelson, R. J., Hubner, J. J. & Stanton, G. C. (1976). Validation of construct interpretations. *Review of Educational Research*, 46, 407–441.
- Shavelson, R. J. & Marsh, H. W. (1986). On the structure of self-concept. In R. Schwarzer (Ed.), *Anxiety and cognitions* (pp. 305–330). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Sherman, E. (1991). *Reminiscence and the self in old age*. New York: Springer.
- Showers, C. (1992). Compartmentalization of positive and negative self-knowledge: Keeping bad apples out of the bunch. *Journal of Personality and Social Psychology*, 62, 1036–1049.
- Showers, C. (1992). Evaluatively integrative thinking about characteristics of the self. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 18, 719–729.
- Showers, C. & Cantor, N. (1985). Social cognition: A look at motivated strategies. *Annual Review of Psychology*, 36, 275–305.
- Shrauger, J. S. (1975). Responses to evaluation as a function of initial self-perceptions. *Psychological Bulletin*, 82, 581–596.
- Simmons, R. G., Rosenberg, F. & Rosenberg, M. (1973). Disturbance in the self-image at adolescence. *American Sociological Review*, 38, 533–568.
- Sieber, S. (1974). Toward a theory of role accumulation. *American Sociological Review*, 39, 567–578.
- Slobin, D. I. (1966). Grammatical transformations and sentence comprehension in childhood and adulthood. *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 5, 219–227.
- Smeeding, T. M. (1990). Economic status of the elderly. In R. H. Binstock & L. K. George (Eds.), *Handbook of aging and the social sciences* (pp. 362–381). 3rd ed., San Diego, CA: Academic Press.
- Smith, E. E., Shoben, W. J. & Rips, L. J. (1974). Structure and process in semantic memory: A featural model for semantic decisions. *Psychological Review*, 81, 214–241.

- Smith, J. (1966). Narrowing social world of the aged. In J. H. Simpson & J. C. McKinney (Eds.), *Social aspects of aging* (pp. 226–242). Durham, NC: Duke University Press.
- Smith, J. & Baltes, P. B. (1993). Differential psychological aging. Profiles of the old and very old. *Ageing and Society*, 13, 551–587.
- Smith, J., Freund, A. & Marsiske, M. (1993). *Dimensions of the aged self: Agreements among older adults*. Poster presented at the Annual Conference of the Gerontological Society of America, New Orleans, LA, November.
- Smith, J., Staudinger, U. M. & Freund, A. (1991). *The aged self: Profiles of adjustment in old age*. Paper presented at the 44th Annual Scientific Meeting of the Gerontological Society of America, San Francisco, CA, November.
- Snyder, C. R. (1989). Reality negotiation: From excuses to hope and beyond. *Journal of Social and Clinical Psychology*, 8, 130–157.
- Snyder, C. R. & Fromkin, H. L. (1980). *Uniqueness. The human pursuit of difference*. New York: Plenum Press.
- Snyder, C. R. & Higgins, R. L. (1988). Excuses: Their effective role in the negotiation of reality. *Psychological Bulletin*, 104, 23–35.
- Snyder, C. R., Irving, L. M., Sigmon, S. & Holleran, S. (1992). Reality negotiation and valence/linkage self-theories. Psychic showdown at the „I'm OK“ corral and beyond. In L. Montada, S.-H. Filipp & M. Lerner (Eds.), *Crises and losses experiences in the adult years* (pp. 275–297). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Spitzer, S. P., Stratton, J. R., Fitzgerald, J. D. & Mach, B. K. (1966). The self concept: Test equivalence and perceived validity. *Sociological Quarterly*, 7, 265–280.
- Statistisches Landesamt Berlin (Hrsg.). (1989). *Statistisches Jahrbuch*. Statistisches Landesamt Berlin.
- Steele, C. M. (1988). The psychology of self-affirmation: Sustaining the integrity of the self. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental social psychology*, Vol. 21 (pp. 181–227). San Diego, CA: Academic Press.
- Steele, C. M. & Liu, T. J. (1983). Dissonance processes as self-affirmation. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 5–19.
- Steele, C. M., Spencer, S. J. & Lynch, M. (1993). Self-image resilience and dissonance: The role of affirmational resources. *Journal of Personality and Social Psychology*, 64 (6), 885–896.
- Stein, B. S. & Bransford, J. D. (1979). Constraints on effective elaboration: Effects of precision and subject generation. *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 18, 769–777.
- Steinhausen-Thiessen & Borchelt, M. (in press). Health differences in advanced old age. *Ageing and Society*.
- Strube, G. (1984). *Assoziation. Der Prozeß des Erinnerns und die Struktur des Gedächtnisses*. Berlin: Springer-Verlag.
- Stryker, S. (1980). *Symbolic interaction: A social structural version*. Menlo Park, CA: Benjamin/Cummings.
- Stryker, S. (1984). Identity theory: Developments and extensions. In K. Yardley & T. Honess (Eds.), *Self and identity: Psychological perspectives* (pp. 89–103). Chichester, UK: Wiley.
- Stryker, S. (1987). The vitalization of symbolic interactionism. *Social Psychology Quarterly*, 50, 83–94.
- Stryker, S. & Serpe, R. T. (1982). Commitment, identity salience, and role behavior: Theory and research example. In W. Ickes & E. S. Knowles (Eds.), *Personality, roles, and social behavior* (pp. 199–218). New York: Springer.
- Suls, J. & Mullen, B. (1982). From the cradle to the grave: Comparison and self-evaluation across the life span. In J. Suls (Ed.), *Psychological perspectives on the self*, Vol. 1, (pp. 97–128) Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Swann, W. B., Jr. (1983). Self-verification: Bringing social reality into harmony with the self. In J. Suls & A. G. Greenwald (Eds.), *Social psychological perspectives on the self* (pp. 33–66). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Swann, W. B., Jr. (1985). The self as architect of social reality. In B. Schlenker (Ed.), *The self and social life* (pp. 100–125). New York: McGraw-Hill.
- Swann, W. B., Jr. (1987). Identity negotiation: Where two roads meet. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 1038–1051.
- Swann, W. B., Jr. (1990). To be adored or to be known: The interplay of self-enhancement and self-verification. In R. M. Sorrentino & E. T. Higgins (Eds.), *Motivation and cognition*, Vol. 2 (pp. 408–448). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Swann, W. B., Jr., Griffin, S., Predmore, S. & Gaines, B. (1987). The cognitive-affective crossfire: When self-consistency confronts self-enhancement. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 881–889.
- Swann, W. B., Jr. & Hill, C. A. (1982). When our identities are mistaken: Reaffirming self-conceptions through social interaction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 43, 59–66.
- Swann, W. B., Jr., Pelham, B. W. & Krull, D. S. (1989). Agreeable fancy or disagreeable truth? How people reconcile their self-enhancement and self-verification needs. *Journal of Personality and Social Psychology*, 57, 782–791.
- Swann, W. B., Jr. & Read, S. J. (1981). Self-verification processes: How we sustain our self-conceptions. *Journal of Experimental Social Psychology*, 17, 351–372.
- Swann, W. B., Jr., Stein-Seroussi, A. & Gilbert, D. T. (1990). The fleeting gleam of praise: Behavioral reactions to self-relevant feedback. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 17–26.

- Swann, W. B., Jr., Stein-Seroussi, A. & Giesler, R. B. (1992). Why people self-verify. *Journal of Personality and Social Psychology*, 62, 392–401.
- Taylor, S. E. (1983). Adjustment to threatening events: A theory of cognitive adaptation. *American Psychologist*, 38, 1161–1173.
- Taylor, S. E. (1991). Asymmetrical effects of positive and negative events: The mobilization-minimization hypothesis. *Psychological Bulletin*, 110, 67–85.
- Taylor, S. E. & Brown, J. D. (1988). Illusion and well-being: A social psychological perspective on mental health. *Psychological Bulletin*, 103, 193–210.
- Taylor, S. E., Kemeny, M. E., Reed, G. M. & Aspinwall, L. G. (1991). Assault on the self: Positive illusions and adjustment to threatening events. In J. Strauss & G. R. Goethals (Eds.), *The self: Interdisciplinary approaches* (pp. 239–254). New York: Springer.
- Taylor, S. E., Wayment, H. A., Neter, E. & Woo, G. M. (in press). The self in transition. In P. Eelen (Ed.), *Collected works of the 25th International Congress of Psychology*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Taylor, S. E., Wood, J. V. & Lichtman, R. R. (1983). It could be worse: Selective evaluation as a response to victimization. *Journal of Social Issues*, 39, 19–40.
- Tesser, A. & Campbell, J. (1983). Self-definition and self-evaluation maintenance. In J. Suls & A. G. Greenwald (Eds.), *Psychological perspectives on the self*, Vol. II (pp. 1–31). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Tesser, A. & Cornell, D. P. (1991). On the confluence of self-processes. *Journal of Experimental Social Psychology*, 27, 501–526.
- Thoits, P. A. (1983). Multiple identities and psychological well-being. A reformulation and test of the social-isolation hypothesis. *American Sociological Review*, 48, 174–187.
- Thomae, H. (1959). Entwicklungsbegriff und Entwicklungstheorie. In H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie: Bd. 3. Entwicklungspsychologie* (S. 3–18). Göttingen: Verlag für Psychologie.
- Thomae, H. (1968). *Das Individuum und seine Welt – eine Persönlichkeitstheorie*. Göttingen: Verlag für Psychologie.
- Thomae, H. (1974). Anpassungsprobleme im höheren Alter – Aus psychologischer Sicht. *Aktuelle Gerontologie*, 4, 649–662.
- Thomae, H. (1976). *Patterns of aging*. Basel: Karger.
- Thomae, H. (1978). Zur Problematik des Entwicklungsbegriffs im mittleren und höheren Erwachsenenalter. In R. Oerter (Hrsg.), *Entwicklung als lebenslanger Prozeß* (S. 21–32). Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Thomae, H. (1979). The concept of development and life-span developmental psychology. In P. B. Baltes & O. J. Brim, Jr. (Eds.), *Life-span development and behavior*, Vol. 2 (pp. 282–312). New York: Academic Press.
- Thomae, H. (1987a). Altersformen – Wege zu ihrer methodischen und begrifflichen Erfassung. In U. Lehr & H. Thomae (Hrsg.), *Formen seelischen Alterns. Ergebnisse der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA)* (S. 173–195). Stuttgart: Enke.
- Thomae, H. (1987b). Patterns of psychological aging – Findings of the Bonn Longitudinal Study of Aging. In U. Lehr & H. Thomae (Hrsg.), *Formen seelischen Alterns. Ergebnisse der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA)* (S. 279–286). Stuttgart: Enke.
- Thomae, H. (1992). Contributions of longitudinal research to a cognitive theory of adjustment to aging. *European Journal of Personality*, 6, 157–175.
- Tinetti, M. W. (1986). A performance-oriented assessment of mobility problems in elderly patients. *Journal of the American Geriatric Society*, 34, 119–126.
- Tobin, S. S. (1988). Preservation of the self in old age. *Social Casework; The Journal of Contemporary Social Work*, 13, 550–555.
- Trimikis, K. & Nicholay, R. C. (1974). Self-concept and altruism in old age. *Journal of Gerontology*, 29, 434–439.
- Tulving, E., Schacter, D. L. & Stark, H. A. (1982). Priming effects in word-fragment completion are independent of recognition memory. *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition*, 8, 336–342.
- Tulving, E. & Thomson, D. M. (1973). Encoding specificity and retrieval processes in episodic memory. *Psychological Review*, 80, 352–373.
- Uttal, D. H. & Perlmutter, M. (1989). Toward a broader conceptualization of development: The role of gains and losses across the life span. *Developmental Review*, 9, 101–132.
- Valens, S. (1966). Cognitive effects of false heart-rate feedback. *Journal of Personality and Social Psychology*, 4, 400–408.
- Wagner, U., Wicklund, R. A. & Shaigan, S. (1990). Open devaluation and rejection of a fellow student: The impact of threat to a self-definition. *Basic and Applied Psychology*, 11, 61–76.

- Walker, W. H. & Kintsch, W. (1985). Automatic and strategic aspects of knowledge retrieval. *Cognitive Science*, 9, 261–283.
- Wason, P. C. (1961). Response to affirmative and negative binary statement. *British Journal of Psychology*, 52, 133–142.
- Waterman, A. S. (1988). Identity status theory and Erikson's theory: Communalities and differences. *Developmental Review*, 8, 185–208.
- Waterman, A. S. & Archer, S. L. (1990). A life-span perspective on identity formation: Developments in form, function, and Process. In P. B. Baltes, D. L. Featherman & R. M. Lerner (Eds.), *Life-span development and behavior*, Vol. 11 (pp. 29–57). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Watson, D., Clark, L. A. & Tellegen, A. (1988). Development and validation of brief measures of positive and negative affect: The PANAS scales. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54, 1063–1070.
- Whitbourne, S. K. (1985). *The aging body. Physiological changes and psychological consequences*. New York: Springer.
- Whitbourne, S. K. (1986). *Adult development*. 2nd ed, New York: Praeger.
- Whitbourne, S. K. (1987). Personality development in adulthood and old age: Relationships among identity style, health, and well-being. *Annual Review of Gerontology and Geriatrics*, 7, 189–216.
- Whitbourne, S. K. & Weinstock, C. S. (1986). *Adult Development*. New York: Praeger.
- Whitbourne, S. K., Zuschlag, M. K., Elliot, L. B. & Waterman, A. S. (1992). Psychosocial development in adulthood: A 22-year sequential study. *Journal of Personality and Social Psychology*, 63, 260–271.
- Wicklund, R. A. (1984). Die Aktualisierung von Selbstkonzepten in Handlungsvollzügen. In S.-H. Filipp (Hrsg.), *Selbstkonzeptforschung* (S. 153–169). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wicklund, R. A. & Eckert, M. (1992). *The self-knower: A hero under control*. New York: Plenum Press.
- Wicklund, R. A. & Gollwitzer, P. M. (1982). *Symbolic self-completion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Williams, J. M. G. & Broadbent, K. (1986). Distraction by emotional stimuli: Use of a stroop task with suicide attempters. *Journal of Clinical Psychology*, 25, 101–110.
- Wills, T. A. (1981). Downward comparison principles in social psychology. *Psychological Bulletin*, 90, 245–271.
- Wills, T. A. (1991). Social comparison processes in coping and health. In C. R. Snyder & D. R. Forsyth (Eds.), *Handbook of social and clinical psychology* (pp. 376–394). New York: Pergamon Press.
- Wimmer, H. & Perner, J. (1983). Beliefs about beliefs: Representation and constraining function of wrong beliefs in young children's understanding of deception. *Cognition*, 13, 103–128.
- Winthrop, H. (1958). Written descriptions of earliest memories: Repeat reliability and other findings. *Psychological Reports*, 4, 320.
- Wohlwill, J. F. (1977). *Strategien entwicklungspsychologischer Forschung*. Stuttgart: Klett.
- Wood, J. V. (1989). Theory and research concerning social comparisons of personal attributes. *Psychological Bulletin*, 106, 231–248.
- Wood, J. V. & Taylor, K. L. (1991). Serving self-relevant goals through social comparison. In J. Suls & T. A. Wills (Eds.), *Social comparison: Contemporary theory and research* (pp. 23–49). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Woodruff, D. S. & Birren, J. E. (1972). Age changes and cohort differences in personality. *Developmental Psychology*, 6, 252–259.
- Wyer, R. S., Jr. & Srull, T. K. (1986). Human cognition in its social context. *Psychological Review*, 93, 128–164.
- Wyer, R. S., Jr. & Srull, T. K. (1989). *Memory and cognition in its social context*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Wylie, R. C. (1974). *The self concept*, Vol. 1 and 2. Revised ed., Lincoln, NE: University of Nebraska Press.
- Wylie, R. C. (1989). *Measures of self-concept*. Lincoln, NE: University of Nebraska Press.
- Yardley, K. (1987). What do you mean „Who am I?": Exploring the implications of a self-concept measurement with subjects. K. Yardley & T. Honess (Eds.), *Self and identity: Psychosocial perspectives* (pp. 211–230). Chichester, UK: Wiley.
- Zajonc, R. B. (1968). The attitudinal effects of mere exposure. *Journal of Personality and Social Psychology*, 9, 1–27.
- Zelen, S. L. (1954). Acceptance and acceptability: An examination of social reciprocity. *Journal of Consulting Psychology*, 18, 316.
- Ziller, R. C. (1990). *Photographing the self. Methods for observing personal orientations*. Newbury Park, CA: Sage.
- Ziller, R. C., Martel, R. T. & Morrison, R. H. (1977). Social insulation, self-complexity, and social attraction: A theory chain. *Journal of Research in Personality*, 7, 398–415.

Kapitel 8

Anhang

Anhang A: Sieben Beispiele für „Wer bin ich?“-Protokolle aus Studie I

Beispiel 1: 96jähriger, verwitweter, mit seiner Tochter zusammenlebender Mann

Ja, also erst mal, was ich bin hier. Ein Mensch, der ein ... ein vielseitiges Leben hinter sich hat. Ich habe das Glück, mit meiner Tochter zusammenzuleben. Ich bin interessiert, mich gesund zu erhalten. Das Lesen der Zeitung interessiert mich. Vor allem, was darüber über die ... Kenntnis unseres Sonnensystems interessiert mich. Und darauf weiter Bezug nehmen? Die politischen Ereignisse – auf der ganzen Welt – sind mir oft ganz unverständlich. Das Ende des Kommunismus scheint mir das Wichtigste zu sein. Er beeinflusst – ja, ich soll mich selbst beschreiben. Ich bin jetzt ohne Beruf. Es fällt mir schwer, meinen Tag vernünftig einzuteilen. Infolge meiner Schwerhörigkeit macht mir die Unterhaltung mit meinen Mitmenschen Schwierigkeiten. Trotz der Schwierigkeiten – ja, altersbedingten Schwierigkeiten – führe ich ein zufriedenes Dasein.

Beispiel 2: 81jährige, ledige, mit (73jähriger) Freundin zusammenlebende Frau

Na, eigentlich tue ich nichts. Ich bin ja nun im Ruhestand und ruhe mich aus von den Strapazen eines langen Berufslebens, eines langen und anspruchsvollen Berufslebens. Ach so, das sind schon zwei Sätze. Das bedeutet aber nicht, daß ich nun absolut nichts mehr unternehme. Was wollen Sie jetzt wissen? Ach das ist also alles noch „Wer bin ich?“ Ich gehöre zu den aktiven Typen und will immer beschäftigt sein, das heißt mein Tag soll sinnvoll ausgestaltet sein. Es wechselt ab, bestimmte – das müßte eigentlich, soll das doch hier – ich wollte sagen, daß es abwechselt zwischen bestimmten Pflichten, die ich übernommen habe, und bestimmten Ruhepausen. Man nannte mich früher immer den kleinen Löwen. Jetzt bin ich ein etwas ruhebedürftiger, friedlicher Löwe. Diese Fragen sollen jetzt noch drin sein, ja? Da haben Sie noch ein Blatt. Wieviel Blätter wollen Sie denn – ach, zehn Sätze. Ich betätige mich absichtlich im Ablauf des täglichen Lebens, zum Beispiel einkaufen, Mithilfe beim Kochen, abwaschen, in Klammern kalte Mamsell. Das ist nämlich unsere Arbeitsteilung. Ich habe bestimmte Zeiten, in denen ich mich ausruhe und lese, soweit ich das noch kann. Ich habe immer einen bestimmten Kreis, für den ich mich verantwortlich fühle, eine bestimmte Einzelperson und für meine Verwandtschaft fühle ich mich verantwortlich. Ich bin naturliebend. Ich gehe jeden Tag spazieren. Ich lebe im Winter in der Großstadt und im Sommer auf dem Lande. Ich liebe Musik, vor allen Dingen klassische Musik. Ich habe ein Abonnement beim Philharmonischen Orchester. Ich gehe aber auch gerne ins Theater. Ja, also ich mag die modernen Stücke nicht, bei denen man nicht weiß, was da überhaupt losgewesen ist. Ja, ja, ich mag selten, ich mag aber selten die ganz modernen, extremen Stücke, ja, die extrem modernen Stücke. Ich bin ein Mensch, der gerne maßhält. Also ich liebe einen Lebensstil, der maßvoll ist. Ja, was haben wir nun noch vergessen? Ich versuche, mein Leben tapfer und anständig zu bewältigen und Zustände, die ich nicht ändern kann – zu ertragen. Für mich ist es nötig, Geduld zu lernen.

Beispiel 3: 81jähriger verheirateter, mit Ehefrau zusammenlebender Mann

Ich bin Pensionär. Dann weiter interessiere ich mich für meine Familie – Ehefrau, Kinder und Enkelkinder – dann beschäftige ich mich mit fachlichen Dingen, die ich beruflich eben gemacht habe, also hauptsächlich Mathematik, Physik und Naturwissenschaften. Und manchmal mache ich ein bißchen Informatik, ohne da großen Ehrgeiz zu haben, weil ich das ja früher nicht gelernt habe. Dann verfolge ich als Passiver die politischen Dinge, lese eine Zeitung regelmäßig, höre politische Nachrichten, aber nicht engagiert irgendwie. Ich bin ziemlich ausgeglichen. Nicht beherrscht von Launen und Gefühlen, sachlich, nüchtern. Trotzdem Verständnis für menschliche Schwierigkeiten. Menschliche Schwierigkeiten habe ich ja genug als Lehrer kennengelernt. Ja, was noch? Also wie ist die Frage noch? Na ja, also, was interessiert Sie, das habe ich ja schon gesagt. Wer sind Sie? Was tun Sie, was fühlen Sie, was stellen Sie dar, wer sind Sie? Ja, ich könnte sagen, ein alter Knacker, alter Mensch. Wer sind Sie? – Ja, wer? Na ja, wissen Sie, wir sind ja bestimmt, also meine Frau ja auch, meine Generation, wir haben ja in vier politischen Systemen gelebt mit all ihren Schrecken und den vielen Unwägbarkeiten und Schwierigkeiten, die es dabei gab für unser persönliches Dasein. Den Krieg verloren, meine Frau vor den

Bomben geflüchtet, ich in Rußland vor der russischen Artillerie. Ja, gut ... in der Kaiserzeit schickte meine Mutter mich runter, um den Feldpostbrief meines Vaters vom Briefträger zu holen. Dann kam die Weimarer Zeit, da habe ich studiert. Da war alles ziemlich knapp, in der Weimarer Zeit, es war viel Talmi dabei. In der Weimarer Zeit habe ich mein Studium abgeschlossen und bekam eine Stellung als Turnlehrer – ja, und in der NS-Zeit, da konnte ich dann Mathematik und Physik unterrichten und wurde angestellt. Und wurde als Studienrat angestellt, nicht, an einem Berliner Gymnasium. '36 haben wir geheiratet und hatten zwei Kinder. Leider dauerte das Vergnügen nur drei Jahre an, dann wurde ich Soldat. Also meine Frau und ich, wir haben ja den Krieg überstanden, obwohl ich an der Front war und sie die Bombenangriffe erlebt hat, mein Vater ist aber hier umgekommen bei einem Bombenangriff in Berlin.

Beispiel 4: 85jährige, verwitwete, alleinlebende Frau

Ich bin klein. So mich selbst beschreiben? Ich bin für alles aufgeschlossen. Ich höre jedem gerne zu. Ich bin traurig, daß meine Augen nicht mehr wollen. Ich würde gerne lesen. Ich höre gerne Radio. Ich bin an allem interessiert. Das reicht dann, nicht? Ich brauche leider öfter Hilfe. Ich freue mich über die Natur. Ich habe einen schönen Balkon, gut mit Blumen versorgt. Ich weiß nicht, ob das auch was ist? Ich pflege auch meine Blumen und meinen Haushalt gerne. Soweit ich kann, pflege ich meinen Haushalt. Ich habe an allem teil.

Beispiel 5: 77jähriger, lediger, alleinlebender Mann

Wer bin ich, zum Beispiel, ja? Ich bin ein Rentner. Ich bin im 78. Lebensjahr. Was tun Sie? Kommt dann hier hin. Ja ... ich erfreue mich recht guter Gesundheit – recht guter Gesundheit und besuche regelmäßig die betreffenden Ärzte. Mit meinen Hausgenossen komme ich gut aus ... und nehme auch teilweise Sachen ab, wenn die Leute nicht da sind. Ich bin interessiert am Leben in der Welt, und lese ein paar – soll ich den Tagesspiegel sagen oder? – Lese eine seriöse, sagen wir mal seriöse, Tageszeitung, also keine Boulevardpresse. Einen jeden Mittwoch besuche ich eine sogenannte Bibelstunde, das ist von der Kirche aus – besuche ich eine Bibelstunde der evangelischen Kirche, Dauer circa eine Stunde. Da werden so die Evangelien ausgelegt. An jedem Tag nachmittags mache ich einen Rundgang – von circa einer bis anderthalb Stunden – um Bewegung zu haben. Hin und wieder besuche ich auch den Friedhof – können wir das auch, also das heißt in Abständen von 14 Tagen oder manchmal auch länger – dort liegen meine Eltern ... hin und wieder besuche ich auch den Friedhof – können wir das auch, also das heißt in Abständen von 14 Tagen oder manchmal auch länger – dort liegen einige Bekannte. Manchmal fühle ich die ganze Welt verworren. Jetzt kann man beinahe sagen andauernd. Zielloos dahintreibend. Ich selber möchte mich als etwas pessimistisch, Mensch mit etwas pessimistischer Lebensanschauung darstellen. Die pessimistische Einstellung gewinnt nicht die Oberhand. Ich habe einige Bekannte.

Beispiel 6: 89jährige, verwitwete, alleinlebende Frau

Ich bin an sich ein lebhafter Mensch. Ich interessiere mich für vieles. Ich bin eine altmodische, romantische Natur. Ich freue mich vor allen Dingen jetzt im Frühjahr über die erwachende Natur und das Vogelgezwitscher. Ich lese sehr gerne, vor allem lese ich gerne täglich meine Zeitung. Ich orientiere mich übers Fernsehen, durchs Fernsehen über Politik und alles relativ Wichtige. Ich komme fast täglich mit meiner Familie zusammen. Ich fühle mich hier wohl, fühle mich in meiner Haut rundum wohl. Ich stelle mit Rücksicht auf mein Alter wenig Ansprüche, denn wer nichts verlangt, kann nicht enttäuscht werden. Ich krame gerne in meinen Büchern – in meiner Bibliothek.

Beispiel 7: 83jähriger, verheirateter, mit Ehefrau zusammenlebender Mann

Ich bin ein Mensch, der dauernd nachgrübelt über das tägliche Geschehen. Ich beschäftige mich mit Ereignissen in der Politik etwas; ich denke viel über die Malerei nach, allgemein über künstlerisches Schaffen. Was ich fühle – ja, ich fühle eine gewisse Unruhe, was zum Teil die Familie betrifft, in der Hauptsache die Kinder, die Söhne. So, was ich darstelle – ja, je älter man wird, desto mehr kommen doch Erinnerungen aus den frühen Jahren, und eigentlich wird man sich da erst klar – wie nennt man das? – wird einem klar, daß man eigentlich doch in dem Leben sehr viel geleistet hat – und das bringt eine gewisse Zufriedenheit. Ja, wer sind Sie – da müßte ich eigentlich jemand anderes fragen. Also ich bilde mir ein, daß ich sehr kritisch mit mir selbst umgegangen bin. Ich bilde mir ein, daß ich ein starkes Gefühl für Ehrlichkeit habe. So, aus. Oder wollen Sie noch mehr? Wer ich bin – ich habe sehr viel Wert darauf gelegt in meinem Leben, charakterfest zu sein. Noch mehr als dieses, ja? Ich bin sehr nachdenklich. Ich bin sehr gefühlvoll. Ich muß mich manchmal beherrschen, um nicht zu spontan zu reagieren.

Anhang B: Für diese Arbeit entwickeltes Kategoriensystem für „Wer bin ich?“

1. DEFINITION DER KATEGORIEN

1. Soziodemographische Variablen:

- a) Geschlecht**
- b) Name**
- c) Nationale Herkunft**
- d) Gebietszugehörigkeit/Wohnort**
- e) Alter**
- f) Familienstand**
- g) Wohnung**

Äußerungen, die eine oder mehrere soziodemographische Variablen enthalten; diese Variablen brauchen nicht als soziodemographisch im engeren Sinn gebraucht zu werden, sondern können auch andere Konnotationen haben (z.B. Thematisierung des Alters).

Beispiele:

- 1. Ich heiße R. D., bin 72 Jahre alt, ledig, geborener Berliner.
- 2. Ich bin jetzt eine verwitwete alte Frau.

2. Finanzielle und materielle Belange

Alle Äußerungen, die den monetären oder eng damit zusammenhängende Bereiche (wie Eigentum und Besitz) thematisieren.

Beispiele:

- 1. Meine Rente alleine würde mir nicht reichen, aber ich habe etwas dazugespart.
- 2. Ich habe fünf Häuser, alle in Berlin.

3. Psychischer Stil:

- a) allgemein**
- b) selbstbezogen (im engeren Sinne)**
- c) objektbezogen (im engeren Sinne)**

Beschreibung des Umgangs mit sich selbst oder Objekten; adjektivische Selbstbeschreibung mit allgemeinen Persönlichkeitseigenschaften. Auch Vorlieben und Abneigungen gegenüber Objekten und Geschmacksfragen betreffende Äußerungen fallen unter diese Kategorie.

ad 3a) Allgemeine Persönlichkeitsmerkmale, die den psychischen Stil einer Person widerspiegeln werden als Kategorie 3a codiert.

ad 3b) Als selbstbezogen sollen Äußerungen codiert werden, die eindeutig reflexiv auf die eigene Person bezogen sind.

ad 3c) Als objektbezogen sollen nur solche Aussagen codiert werden, in denen ein Objekt explizit genannt wird, oder in denen eine Vorliebe oder Abneigung thematisiert wird.

Beispiele:

- a) 1. Ich bin nachsichtig.
- 2. Ich bin feige.
- b) 1. Ich bin selbstzerstörerisch.
- 2. Ich bin selbstkritisch.

- c) 1. Ich mag Tiere.
2. Diese moderne Kunst gefällt mir gar nicht.

4. Gefühle/Emotionen/Stimmung

Äußerungen, die explizit Gefühle, Gefühlszustände, Launen, oder emotionale und affektive Reaktionen beinhalten. Eine Vielzahl der hierunter gefaßten Aussagen thematisieren Angst, Ärger, Glück, Traurigkeit oder Freude, Sorgen.

Beispiele:

1. Ich fühle mich oft einsam.
2. Ich bin kein Kind der Trauer, eigentlich immer fröhlich und gut gelaunt.
3. Da packt mich jedes Mal die Wut.

Wenn Gefühle/emotionale und affektive Reaktionen usw. explizit auf bestimmte Umstände bezogen werden, die anderen Kategorien zuordenbar sind, wird die jeweils spezifizierende Kategorie in Klammern beigeordnet.

Beispiele:

1. Seitdem ich nicht mehr arbeite, bin ich richtiggehend depressiv. → 4(8)
2. Ich freue mich immer so, wenn meine Tochter kommt. → 4(15)
3. Der Tod meiner besten Freundin hat in mir eine tiefe, anhaltende Trauer ausgelöst.
→ 4(14)
4. Ich bin richtig glücklich, wenn ich mein Leben noch einmal an mir Revue passieren lasse. → 4(18)

5. Körperselbstbild

Beschreibungen des eigenen Körpers, der körperlichen Erscheinung, des Aussehens (Achtung: ausschließlich Gesundheit!)

Beispiele:

1. Ich lege viel Wert auf mein Aussehen, also auf ein gepflegtes Äußeres.
2. Viele sagen, ich sei noch immer eine schöne Frau.

6. Gesundheit

Äußerungen, die die eigene Gesundheit thematisieren (sowohl Wohlbefinden als auch Beschwerden und Krankheit); zu dieser Kategorie zählt auch die Befindlichkeit.

Beispiele:

1. Meine Beine schmerzen stark beim Gehen.
2. Früher war ich nie krank, aber jetzt ist meine Gesundheit nicht mehr die beste.
3. Ich bin eben inzwischen doch schnell müde und abgespannt.
4. Ich fühle mich wohl.

7. Intellektuelle Fähigkeiten/kognitiver Stil

Beschreibungen (einschließlich Wertungen) der eignen geistigen oder intellektuellen Fertigkeiten oder Leistungsfähigkeit (auch Gedächtnis); Aussagen über den kognitiven Stil, das heißt die Art des gedanklichen Umgangs mit der Umwelt.

Beispiele:

1. Ich bin wißbegierig.
2. Ich bin vergeßlich geworden.
3. Ich bin ein nachdenklicher Mensch, der sich um vieles Gedanken macht.
4. Ich bin schöpferisch.
5. Ich bin tolerant.
6. Ich bin eher skeptisch.
7. Ich bin aufgeschlossen.
8. Ich bin neugierig.

8. Beruf/berufsähnliche Beschäftigung

Äußerungen, die sich auf den (ggf. auch ehemaligen) Beruf oder eine berufsähnliche Beschäftigung beziehen oder auf Aus- und Weiterbildung. Berufsähnlich ist eine Beschäftigung dann, wenn sie möglicherweise ohne Bezahlung (beispielsweise ehrenamtlich) und unter Umständen mit sehr viel weniger Zeitaufwand betrieben wird, jedoch einem existierenden Berufsfeld zurechenbar wäre. Diese Kategorie umfaßt jegliche Äußerung, die diese Themen beinhaltet – der Beruf oder die berufsähnliche Beschäftigung braucht also nicht aktiv ausgeübt zu werden. Auch die Thematisierung des nicht-mehr-berufstätig-Seins (Rentner, Pensionär) wird dieser Kategorie zugerechnet.

Beispiele:

1. Ich bin gelernter Konditor.
2. Jetzt bin ich Rentner.

9. Interessen und Hobbies (zu Hause):

- a) gesellschaftliche Partizipation
- b) allgemeine Hobbies

Äußerungen, die sich sowohl auf Hobbies, die aktiv ausgeführt werden, als auch auf Interessen, die keinerlei eigene Aktivität erfordern (d.h. auch reine Interessensbekundungen), beziehen, wenn diese zu Hause ausgeführt werden. Unter gesellschaftlicher Partizipation wird die Teilnahme (im eher aktiven oder eher passiven Sinn) an Belangen der Gesellschaft verstanden, wie zum Beispiel soziales Engagement (soweit nicht Kategorie 8: Beruf/berufsähnliche Beschäftigung), Interesse an Politik und Weltgeschehen oder am öffentlich-kulturellen Leben. Als Hobbies dagegen werden alle Interessen oder Aktivitäten (zu Hause) bezeichnet, die sich auf andere Gebiete beziehen.

Beispiele:

- a) 1. Ich versuche auch, mich auf dem Laufenden zu halten, was so politisch passiert.
2. Ich lese viel über das Leben in anderen Ländern, über fremde Kulturen.
3. Ich bin an allem interessiert, was so um mich herum passiert.
- b) 1. Gobelin-Sticken ist mein größtes Hobby.
2. Ich interessiere mich für Sport, besonders Tennis.

3. Arbeiten mit Holz hat mir schon mein ganzes Leben Spaß gemacht und im Keller mache ich immer noch kleinere Schreinerarbeiten.
4. Ich spiele jetzt, da ich mehr Zeit habe als früher, wieder Klavier.
5. Ich bin vielseitig interessiert.

10. Außerhäusige Aktivitäten:

a) gesellschaftliche Partizipation

b) Hobbies

Äußerungen, die Aktivitäten thematisieren, sofern diese nicht zu Hause ausgeführt werden. Unter gesellschaftlicher Partizipation wird wiederum die Teilnahme an gesellschaftlichen oder öffentlich/kulturellen Vorgängen verstanden. Zu der Subkategorie Hobbies gehören sportliche und andere außerhäusige Aktivitäten, auch Reisen.

Beispiele:

- a) 1. Im Amerikahaus finden immer Vortragsreihen statt, zu denen ich gehe.
2. Ich gehe oft ins Theater, habe immer noch ein Theater-Abo.
- b) 1. Ich gehe oft spazieren.
2. Ich setze mich gerne in ein Café und beobachte die Leute um mich herum.
3. Früher bin ich viel gereist, war viel unterwegs.
4. Ich bin unternehmungslustig.

11. Tagesablauf

Beschreibungen des Tagesablaufs, einfache Aufzählung der Abfolge von Handlungen oder Ereignissen des Alltags oder alltäglicher Routinen (z.B. Hausarbeiten).

Beispiele:

1. Morgens mache ich mir erstmal das Frühstück, mit Kaffee und Brötchen.
2. Mittags esse ich und dann lege ich mich immer ein Stündchen hin.
3. Täglich ein bißchen aufräumen, putzen, saubermachen, muß ja alles sein.
4. Naja, und dann die Hausarbeit – muß ja sein.

12. Alltagskompetenz

Äußerungen, die die An- oder Abwesenheit der Selbständigkeit oder der Unabhängigkeit im Alltag, bei der Bewältigung alltäglicher Routinen thematisieren.

Beispiele:

1. Meinen Haushalt schaffe ich noch ganz alleine.
2. Ich kann mich nicht mal mehr waschen, dazu brauche ich Hilfe.
3. Den ganzen Behördenkram kann ich jetzt nicht mehr alleine bewältigen.
4. Meine Bankangelegenheiten regle ich noch immer völlig selbständig.

13. Erlebnisse/Lebensereignisse

Äußerungen, die Erlebnisse oder Lebensereignisse beschreiben, sofern sie nicht anderen Kategorien zuordenbar sind (vor allem politische und gesellschaftliche Ereignisse, die das eigene Leben beeinflußt haben).

Beispiele:

1. Der Krieg war eine ganz einschneidende Erfahrung für mich.
2. Die Flucht aus Schlesien hat vieles bei mir bewirkt.

14. Sozialer Kontakt/Soziale Beziehungen (Freunde, Bekannte, [Haus-]Tiere)

Alle Äußerungen, die den sozialen Kontakt (oder dessen Abwesenheit!) explizit thematisieren, das heißt in denen Sozialpartner, also Freunde, Bekannte oder auch (Haus-)Tiere zumindest erwähnt werden.

Beispiele:

1. Mein Hund versteht alles, was ich ihm erzähle, ist ein richtig guter Zuhörer.
2. Meine Freunde und Bekannten habe ich fast alle schon verloren.
3. Freunde habe ich eigentlich keine, noch nie gehabt.
4. Ich kenne eine ganze Menge Leute, lerne eben auch leicht welche kennen.
5. Ich bin viel allein.

15. Familie/Angehörige

Alle Äußerungen, die Angehörige, die Familie oder die eigene Rolle innerhalb der Familie thematisieren.

Beispiele:

1. Ich bin Mutter und Großmutter.
2. Meine Kinder kümmern sich sehr um mich, besuchen mich oft.
3. Ich denke oft an meine verstorbene Frau.

Aussagen, die Tätigkeiten, Unternehmungen, Hobbies, Tagesabläufe usw. gemeinsam mit einem Sozialpartner thematisieren, werden so codiert, daß die Tätigkeit, die Unternehmung, das Hobby usw. als Hauptkategorie aufgeführt wird und der Sozialpartner beigeklammert wird.

Beispiele:

1. Ich gehe oft mit meiner Frau zusammen kegeln. → 10b(15)
2. Meine Freundin und ich gehen gerne zusammen ins Theater. → 10a(14)

16. Interpersoneller Stil

Beschreibungen des sozialen Interaktionsverhaltens, des Umgangsstils.

Beispiele:

1. Ich bin nicht gerade ein verträglicher Mensch, vielleicht sogar streitsüchtig.
2. Ich trage keinem etwas nach, was es auch gewesen sein mag.
3. Ich bin gesellig und kontaktfreudig.
4. Soweit ich es vermag, bin ich hilfsbereit.

17. Allgemeines Lebenswissen/Lebensregeln

Allgemeine Maximen, Regeln, Prinzipien oder Lebenswissen, das nicht explizit selbstbezogen zu sein braucht („Lebensweisheiten“).

Beispiele:

1. Der Mensch ist doch nur ein Staubkörnchen im All.
2. Ich lebe nach dem Grundsatz: Was Du nicht willst, das man Dir tut, das füg' auch keinem anderen zu.
3. Sorge dich nicht, lebe!

18. Lebensrückblick/-ausblick

Hierunter werden Aussagen gefaßt, die ein Nachdenken über das eigene Leben, die eigene Biographie (meist bilanzierender Charakter) beinhalten; Reflexionen über das, was man erreicht hat oder nicht erreicht hat; Bewertungen des Lebensverlaufes. Zu dieser Kategorie zählen ebenfalls Äußerungen, die den weiteren Lebensverlauf, also einen Ausblick thematisieren.

Beispiele:

1. Alles in allem bin ich mit meinem Leben zufrieden.
2. Man kann sagen, ich habe ein erfülltes Leben geführt.
3. Im Nachhinein kann ich sagen, daß alles in meinem Leben einen Sinn hatte, auch das weniger Schöne, ja sogar das Schreckliche.
4. Ich möchte gerne noch etwas Schönes in meinem Leben erfahren.

19. Sterben und Tod

Äußerungen, die sich auf Tod und Sterben oder, allgemeiner, das Lebensende oder die eigene Endlichkeit beziehen.

Beispiele:

1. Ich warte eigentlich nur noch auf den Tod.
2. Lange habe ich nicht mehr zu leben.
3. Vor dem Sterben habe ich jetzt gar keine Angst mehr.
4. Ich möchte noch lange leben.

20. Überzeugungen und Einstellungen

a) religiöse, ideologische und allgemein überzeugungsmäßige Zuschreibungen und Meinungen

b) politische Zuschreibungen und Meinungen, sozialpolitische, ökologische Stellungnahmen und Aussagen

Hierunter fallen Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft, Glaubensbekenntnis, aber auch allgemeinere weltanschauliche Zuschreibungen oder Einstellungen, die eine bestimmte Weltsicht beinhalten, wozu auch politische Überzeugungen und Meinungen zählen. Auch Aussagen, die ein sehr grundlegendes Verhältnis zum Leben oder der Welt ausdrücken, werden dieser Kategorie zugeordnet, da sie grundlegende „Weltsichten“ und Lebensauffassungen widerspiegeln.

Beispiele:

- a)
1. Ich bin überzeugte Katholikin.
 2. Man könnte fast sagen, daß ich abergläubig bin.
 3. Ich bin ein idealistischer Mensch.
 4. Ich liebe das Leben.

- b) 1. Trotz alledem bin ich Sozialist.
2. Umweltschutz ist mir wichtig.
3. Ich halte nichts von den gegenwärtigen politischen Parteien.

Erläuterung: Aussagen über Andere

Werden als X codiert, sofern sie nicht Angehörige (→ Kategorie 15) oder andere, in ihrer Beziehung spezifizierte Sozialpartner (Freunde, Bekannte usw. → Kategorie 14) betreffen. Beinhalten solche Aussagen keinen expliziten Selbstbezug, dann werden sie mit einem geklammerten D versehen.

Beispiele:

1. Frau X. macht immer Ausflüge. → N
2. Herr Y. hat ein so schönes Auto. → N
3. Meine Frau ist immer noch berufstätig. → 15 (D)
4. Meine Freundin L. ist sehr klug. → 14 (D)
5. Ich bin sehr froh darüber, daß meine Frau noch berufstätig ist. → 4 (15)

2. DEFINITION DER METAKATEGORIEN

A – Äußerungen, die zum Ausdruck bringen, daß ein Anderer die Beschreibung der Person übernehmen sollte.

Beispiele:

1. Da müßten Sie meine Frau fragen, wer ich bin.
2. Am besten sollte es jemand anderes für mich übernehmen, diese Frage zu beantworten.

I – Äußerungen über die (vermeintliche) Unfähigkeit, sich selbst zu beschreiben.

Beispiele:

1. Das kann ich wirklich nicht sagen, wer ich bin.
2. Auf diese Frage weiß ich keine Antwort.
3. Tja, das wüßte ich selbst gerne. Ehrlich, ich weiß es nicht.

M – Meta-Äußerungen zur Aufgabe oder zum Aufgabenverlauf und zum eigenen Verhältnis zur Aufgabe (ausschließlich Kategorien A und I).

Beispiele:

1. Das ist aber anstrengend.
2. Langsam werde ich warm mit der Aufgabe.
3. Ich glaube, jetzt habe ich verstanden, worum es geht.
4. Entschuldigen Sie, aber ich finde diese Frage eine Zumutung.

F – Fragen an FTA, wie die Aufgabe zu verstehen und zu beantworten ist.

Beispiele:

1. Was soll ich denn da sagen.
2. Meinen Sie damit, was ich den Tag über so mache.
3. Was Sie interessiert? Politik oder Sport, oder so etwas.

X – Andere, nicht selbstbezogene Information („Geschichten“)/uncodierbare Äußerungen.

3. DEFINITION DER DIMENSIONEN

1. Reichhaltigkeit

Die Anzahl der unterscheidbaren Einheiten innerhalb eines Segmentes, das heißt innerhalb der jeweiligen Kategorie werden aufsummiert.

Beispiele:

1. Ich heiße R. D., bin 72 Jahre alt, ledig, geborener Berliner. → 4
2. Ich gehe gerne ins Theater, die Oper, ins Konzert. → 3
3. Ich bin sehr gesellig und kontaktfreudig. → 2
4. Ich bin ein trauriger Mensch. → 1

2. Zeitbezug

v) Vergangenheit

g) Gegenwart

z) Zukunft

Mit Hilfe dieser Dimension soll der Zeitbezug einer Aussage codiert werden. Je nach thematisiertem Zeitbezug bezieht sich eine Aussage auf die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft, dann ist der einfache Code (,v', ,g' oder ,z') zu vergeben. Bezieht sich eine Aussage jedoch auf mehrere Zeiten (z.B. Vergangenheit und Gegenwart), dann werden alle genannten Zeiten einzeln (z.B. ,vg'). Stellt eine Aussage einen Wunsch oder eine Befürchtung dar, so wird die Zeit codiert, auf die sich der Wunsch bzw. die Befürchtung bezieht.

Beispiele:

1. Ich bin *früher* gerne ins Theater gegangen. → v
2. Ich *gehe* gerne ins Theater. → g
3. Ich *werde* nächstes Jahr verreisen. → z
4. Ich *gehe* gerne ins Theater, *auch früher* schon. → v g
5. Ich *bin damals* viel gereist und *werde* auch später noch Reisen machen. → v z
6. Ich *war schon immer* eine verträgliche Person. → v g
7. Ich *möchte einmal* nicht ins Altersheim müssen. → z
8. Ich *hätte damals* gerne Abitur gemacht, mußte aber in die Lehre gehen. → v
9. Ich *würde* gerne Klavier spielen können. → g
10. Ich *war früher* ein fröhlicher Mensch, *jetzt* ist das anders. → v g
11. Ich bin P. W., geboren 1901 in Schlesien. → g

3. Bewertung – Beschreibung

a) ambivalent

b) Beschreibung

n) negative Bewertung

p) positive Bewertung

Mit dieser Dimension soll codiert werden, ob und gegebenenfalls was für eine Bewertung eine Aussage enthält. Es sollen hierbei nur die expliziten Bewertungen des Studienteilneh-

mers selbst berücksichtigt werden (d.h. keine eigene Bewertung einer Aussage vornehmen). Wenn eine Aussage eine reine Beschreibung darstellt, dann wird sie als (b) codiert; wenn sie hingegen eine Bewertung beinhaltet, so wird sie entsprechend der evaluativen Tendenz als positiv (p) oder negativ (n) codiert. Wenn innerhalb eines Segmentes sowohl positive als auch negative Bewertungen vorgenommen werden, dann ist jede Bewertung einzeln zu codieren. Als Bewertung wird auch die Zufriedenheit, das Frohsein über etwas, bzw. die Unzufriedenheit mit etwas aufgefaßt. Falls die Bewertung ambivalent ist, so soll die Aussage entsprechend mit (a) codiert werden.

Beispiele:

1. Ich bin dankbar, daß ich gesund bin. → p
2. Ich führe eine glückliche Ehe. → p
3. Ich bin froh, daß ich nicht Soldat werden mußte. → p
4. Ich bin ziemlich unzufrieden damit, daß ich so isoliert bin. → n
5. Ich kann gut kochen, aber überhaupt nicht singen. → n p
6. Ich bin die Mutter dreier Kinder. → b
7. Meine Gesundheit – es könnte noch schlimmer sein. → a

4. BEISPIELSAMMLUNG

1. Soziodemographische Variablen – a) Geschlecht, b) Name, c) nationale Herkunft, d) Gebietszugehörigkeit/Wohnort, e) Alter/Geburtsdatum, f) Familienstand, g) Wohnung

- Ich bin glücklich *verheiratet*
- Mein *Name* ist A. M.
- *Geboren* bin ich im Jahre 1900.
- Ich *stamme aus* Schwaben.
- Ich bin eine *alte Frau*, die *ledig* geblieben ist.
- Mein *Name* ist E. V., ich bin *Berliner*, genauer *Spandauer*.
- Ich komme aus *Rumänien*, *wohne* jetzt aber schon seit 30 Jahren *in Berlin*.
- Ich bin *78 Jahre alt* und *geschieden*.
- Ich bin *wohnhaft* in Berlin, ... Str. 3.
- Ich bin ein *Mann*.
- Ich bin jetzt seit zwei Jahren *verwitwet*.
- Eigentlich *komme* ich *aus Pankow*, bin jetzt aber ganz *West-Berliner*.
- Ich bin *93 Jahre alt*, also ein alter *Mann*.
- Ich bin *verheiratet*, seit mehr als 50 Jahren.
- Ich *heiße* U. L., *geboren* 12.04.1903 in *Tübingen*.
- Ich bin *Berlinerin*.
- Seit 96 Jahren *wohne* ich hier in *Marienfelde*.
- *H. D.*, *81 Jahre alt*.
- Ich bin eine *Witwe*.
- Meine *Wohnung* ist im Hochhaus, im 12. Stock.

- Ich bin eigentlich *aus Bayern*, ein Bayer also.
- Ich bin seit 20 Jahren *geschieden*, also eigentlich schon wieder ledig.
- Ich bin fast ein Jahrhundert *alt*.
- Ich *wohne* im Gartenhaus.
- Ich bin ein 76jähriger geborener *Zehlendorfer*.
- Ich bin 1902 in *Oberschlesien* geboren.
- Ich trage einen schönen und berühmten *Namen*, v. W.
- Ich bin ein *Mann*, der seit vielen Jahren *verheiratet* ist.
- Ich *stamme* aus der schönen Märkischen Schweiz, gar nicht weit von Berlin.
- Ich bin eine *verwitwete Frau*.
- Ich bin jetzt schon sehr *alt*.
- Ich bin froh, daß ich *in Berlin* lebe.

2. Finanzielle und materielle Belange

- Viel *Geld* habe ich nicht zur Verfügung.
- Ich habe mein gesichertes *Auskommen*.
- Meine *Rente* reicht mir *kaum*.
- Im Osten *habe* ich noch 3 *Häuser*.
- Ich kann eine *Jacht* *mein eigen* nennen.
- Ich bin weder *arm* noch *reich*, habe gerade genug.
- In Berlin *gehören* mir 4 *Häuser*.
- Ich habe ja meine *Rente*.
- Ich muß mir schon noch 'was *dazuverdienen*, sonst käme ich mit dem *Geld* nicht hin.
- Meine *Aktien* sind ja jetzt nichts mehr wert.
- Ich konnte nie etwas *sparen*, war immer froh, wenn das *Geld* langte.
- *Finanziell* bin ich, Gott sei Dank, abgesichert.
- Ich bin ein *sparsamer* Mensch.
- Große Sprünge kann ich mir eben nicht *leisten*.
- Mein *Einkommen* war für damalige Verhältnisse sehr hoch.
- Ich habe immer alles ausgegeben, was ich verdient habe – habe also keine *Ersparnisse*.
- Diese Wohnung *gehört* mir selbst.
- Damals habe ich viel an der *Börse* gewonnen.
- Ich *gebe* einfach gerne *Geld* aus.
- Das *Erbe* hat mir ganz schön geholfen, da hatte ich plötzlich genug *Geld*.
- Na, ehrlich, das *Geld* reicht gerade so fürs Nötigste.
- Der Schmuck ist sozusagen mein *Notgroschen*.
- Miete muß ich hier ja nicht *zahlen*; ich wüßte auch nicht wovon.
- Auf *Besitz* und *Reichtum* habe ich noch nie viel Wert gelegt.
- Wenn's nach mir gegangen wäre, ich hätte damals das *Geld* in *Immobilien* angelegt.
- Meine Brosche ist ein sehr *wertvolles* Stück.
- In Schlesien *besaßen* wir einen großen *Gutshof*.
- Meine *Mitgift* war ganz beträchtlich.
- Wenn ich das so mit früher vergleiche, bin ich jetzt eigentlich *wohlhabend*.
- In das Haus stecke ich mehr *Geld* hinein, als es mir einbringt.
- Ich bin *verschwenderisch*, kann mein *Geld* nicht *zusammenhalten*.

3. Psychischer Stil

a) allgemein (Persönlichkeitsmerkmale)

- Ich bin *beharrlich*.
- Allgemein kann man sagen, ich bin *plichtbewußt*.
- Im Prinzip bin ich ziemlich *genau in allen Dingen*.
- Ich bin *ehrgeizig*.
- Ich bin *aktiv*.
- Ich bin *unabhängig*.
- Ich bin *gründlich*.
- Ich bin *feige*.
- Ich bin *gewissenhaft*.
- Ich bin *unerfahren*.
- Ich bin *entschlossen*.
- Ich bin *geduldig*.
- Ich bin *eigensinnig*.
- Ich bin *beherzt*.
- Ich bin *unkultiviert*.
- Ich bin *abhängig*.
- Ich bin *unruhig*.
- Ich bin *teilnahmslos*.
- Ich bin *leicht reizbar*.
- Ich bin *verantwortungslos*.
- Ich bin *weichherzig*.
- Ich bin *ruhig*.
- Ich bin *naiv*.
- Ich bin *entmutigt*.
- Ich bin *unbeholffen*.
- Ich bin *freimütig*.
- Ich bin *vielseitig*.
- Ich bin *überempfindlich*.
- Ich bin *fleißig*.
- Ich bin ein *wankelmütiger Mensch*.
- Ich bin *mutig*.
- Ich bin *dickköpfig*.
- Ich bin *schlampig*.
- Ich bin *ausgeglichen*.
- Ich bin *faul*.
- Ich bin *nachsichtig*.
- Ich bin *zielbewußt*.
- Ich bin *weltoffen*.
- Ich bin ein *zufriedener Mensch*.
- Ich wäre gerne *so wie meine Schwester*. (15)
- Ich hätte gerne die *Resoluthet meiner Frau*. (15)

b) selbstbezogen (im engeren Sinne)

- Ich bin voller *Selbstzweifel*.
- Ich bin *unsicher*.
- Ich bin *selbstbeherrscht*.
- Ich bin *selbstbemitleidend*.
- Ich bin *selbstsicher*.
- Ich bin *sebstbeherrscht*.
- Ich bin *selbsterstörerisch*.
- Ich bin kein *komplizierter* Mensch.
- Ich bin ein *einfacher* Mensch.
- Ich bin *egozentrisch*.

c) objektbezogen (im engeren Sinne)

- Ich *liebe die Natur*.
- Ich *mag Tiere nicht*.
- Diese moderne Kunst *gefällt mir überhaupt nicht*.

4. Gefühle/Emotionen/Stimmung

- Manchmal bin ich richtig *melancholisch*.
- Man könnte mich einen *trübsinnigen* Menschen nennen.
- Ich bin *aggressiv*.
- Ich bin *unbesorgt*.
- Ich bin *besorgt*.
- Ich habe eben nahe am Wasser gebaut, war also schon immer eher *weinerlich*.
- Ich kann mich schon sehr *ärgern*.
- Ich bin selten *vergnügt*.
- *Glücklich* bin ich eigentlich nie.
- Ich möchte so gerne noch einmal richtige *Freude empfinden* können.
- Ich bin meistens *guter Laune*.
- Ich *weine* jetzt auch mehr als früher.
- Ich *schäme* mich leicht, auch vor mir selbst.
- Ich bin *trübsinnig*.
- Ich bin ein *fröhlicher* Mensch.
- Oft bin ich *traurig*.
- Ich kann mich eigentlich über alles *freuen*, auch über Kleinigkeiten.
- Ich bin *froh*.
- Ich bin *fröhlich*.
- Ich fühle mich so *allein* und *einsam*.
- Ich bin häufig etwas *deprimiert*.
- Selbst wenn ich wollte, könnte ich nicht mehr *weinen* – ich hab's verlernt.
- Ich *fühle mich schuldig*.
- Eigentlich bin ich nicht *ängstlich*.
- Ich habe nie irgendeinen *Kummer* gehabt.
- Ich bin ein richtiges Sonntagskind: immer *fröhlich*, *vergnügt*, *gut gelaunt*.
- Ich fühle mich *einsam*.

- Ich werde leicht *wütend*.
- Ich bin überhaupt ein sehr *leidenschaftlicher* Mensch.
- *Haß* kenne ich nicht.
- Ich kann oft so richtig von Herzen *lachen*.
- Ich werde leider immer schnell *ärgerlich*.
- Ich bin *verbittert*.
- Ich bin kein Kind der *Traurigkeit*.
- Ich habe *Angst*, Angst vor *Krankheit* und *Schmerzen*. (6)
- Meine *Tochter* macht mir oft *Sorgen*. (15)
- Wenn ich an meine *Kindheit* denke, bekomme ich ein so *wehmütiges* Gefühl. (18)
- Ich *litt* schon als Kind unter meinen *Pausbacken*. (5)
- Ich glaube, die *Maueröffnung* war fast so *befreiend* für mich wie damals der *Mauerbau* *bedrückend*. (13)
- Unter meiner *breiten Nase* habe ich als junger Mensch regelrecht *gelitten*. (5)
- Wenn ich so *auf mein Leben zurückblicke*, bin ich zwar nicht *glücklich*, aber so war eben mein Leben. (18)
- Ich freue mich, daß ich wieder *gesund* bin. (6)
- Ich freue mich darüber, daß *mein Mann* wieder bei mir leben kann. (15)
- Wenn ich unter meinen *Freunden* bin, bin ich immer sehr *vergnügt*. (15)
- Seit dem Tod meines *Mannes* kann ich mich an nichts mehr *freuen*. (16)
- Ich bin, genau *wie mein Bruder*, ein *melancholischer Typ*. (15)

5. Körperselbstbild

- Ich achte schon auf ein *gepflegtes Äußeres*.
- Ich hieß immer Leuchtturm, wegen meiner *Größe*.
- Jetzt bin ich eben ein wenig *dicklich* geworden.
- Meine *Nase* ist einfach zu lang.
- Ich habe mir immer gewünscht, richtig *schön* zu sein.
- Früher bin ich manchmal zur *Kosmetikerin* gegangen, das hilft jetzt auch nichts mehr.
- Ich habe sehr *schöne, langfingrige Hände*, Chopinhände.
- Ich fand mich eigentlich schon immer zu *dick*, jetzt bin ich's.
- Der Unfall hat mich *entstellt*.
- Ich bin auffällig *groß*.
- Mein *Aussehen* war mir früher viel wichtiger als heute.
- Ich konnte mich nie *schön* finden.
- Ich bin zwar *klein*, aber nicht zu klein.
- Ich weiß nicht, ich glaube ich bin ziemlich *häßlich*.
- Ich lege viel Wert auf mein *Aussehen*.
- Ich bin *dünn*, richtig *dürr*.
- Inzwischen habe ich *grau meliertes Haar*.
- Meine Frau findet mich noch immer *attraktiv*.
- Inzwischen *sehe* ich richtig verhutzelt *aus*.
- Früher haben mir die Männer auf der Straße immer *hinterher geschaut*.
- Die *Falten* machen mir wirklich Probleme.

- Wenn ich mich so im Spiegel betrachte, finde ich, daß ich eigentlich noch ganz passabel *aussehe*.
- Na, ich hatte nicht gerade das *Aussehen* einer Marilyn Monroe.
- Ich hatte schon immer eine fabelhafte *Haut*.
- Ich bin leider nicht *so schön wie meine Freundin*.

6. Gesundheit

- Ich bin bei guter *Gesundheit*.
- Damals bin ich dann am Herzen *operiert* worden.
- Ich bin noch ganz *vital*.
- Eigentlich bin ich immer *müde*.
- Ich bin *schwach*.
- Ich *fühle mich* noch so *stark*, wie zum Bäume ausreißen.
- Früher war ich nie *krank*.
- Die *Magenoperation* habe ich zum Glück ganz gut überstanden.
- Meine Beine *schmerzen*.
- Ich bin soweit *gesund*, kann nicht klagen.
- Vor *Schmerzen* kann ich nachts nicht mehr schlafen.
- Ich habe gar keinen *Appetit* mehr.
- Ich bin *voller Energie*.
- Sauna *tut mir* immer *sehr gut*.
- Ich bin *gesund*.
- Ich *halte mich* noch immer *fit*.
- Hauptsache ich bleibe *gesund*.
- Ich fühle mich *körperlich* sehr *schwach*.
- Ich habe eine richtige *Bäringesundheit*.
- Ich *fühle mich* oft so *unruhig*.
- Ich war schon ein *kränkliches* Kind.
- Ich *spüre* jeden einzelnen *Knochen*.
- Ich *fühle mich* sehr *nervös*.
- Ich bin leicht *erschöpft*.
- Seit der *Operation* kann ich nicht mehr richtig essen.
- Ich achte sehr auf meine *Ernährung*.
- Ständig habe ich irgendetwas anderes, kaum ist eine *Krankheit* ausgeheilt, habe ich auch schon die nächste.
- Ich fühle mich schnell *erschöpft*.
- Meine *Gesundheit* ist mir viel wert.
- Ich bin ziemlich *gesund*.
- Ich bin *nervös*.
- Ich bin leider *Raucher* und kann's nicht lassen.
- Ich bin *Nichtraucher*.

7. Intellektuelle Fähigkeiten/kognitiver Stil

- Ich bin kein *wankelmütiger* Mensch, wenn ich etwas beschlossen habe, dann bleibe ich dabei.

- Ich bin *argwöhnisch*.
- Ich bin *oberflächlich*.
- Ich bin ein *Grübler*.
- Na, der *Schlauste* war ich noch nie.
- Leider bin ich nicht besonders *kreativ*.
- Ich möchte immer alles *verstehen* und *begreifen*.
- Ich *mache mir* über vieles *Gedanken*.
- Mein *Gedächtnis* läßt langsam nach.
- Ich bin *zerstreut*.
- Ich bin *wirrköpflich*.
- Ich *sehe* die Dinge nicht so *kompliziert*.
- Wenn ich ein *Problem* angehe, halte ich erst einmal ein und *überlege*.
- Ich bin *einfallsreich*.
- Ich glaube, ich bin auch nicht *dümmer* als andere.
- Ich bin *schöpferisch*.
- Ich bin *wißbegierig*.
- Ich bin *kenntnisreich*.
- Ich bin *weise*.
- Ich bin *vorausschauend*.
- Ich bin *vernünftig*.
- Ich bin *urteilsfähig*.
- Ich bin *scharfsinnig*.
- Ich bin *intelligent*.
- Ich bin *stumpfsinnig*.
- Ich bin *vergeßlich*.
- Ich bin *voreingenommen*.
- Ich bin *gedankenverloren*.
- Ich bin *tolerant*.
- Ich bin *gutgläubig*.

8. Beruf/berufsähnliche Beschäftigung

- *Hausfrau*, ich war und bin eine Hausfrau.
- Ich hatte einen *eigenen Betrieb*, war *selbständig*.
- Leider habe ich nie eine richtige *Ausbildung* gehabt.
- Ich war *Bibliothekar*.
- Mein *Beruf* war mein ein und alles für mich.
- Ein halbes Jahrhundert habe ich *als Schlosser gearbeitet*.
- Ich wäre immer gerne *Arzt* geworden.
- Wenn ich Zeit habe, helfe ich bei der *Hauspflege* beim Diakonischen Werk.
- Dann hieß es: Maler ist ein brotloser *Beruf*, Du wirst Zeichenlehrer – dann bin ich halt Zeichenlehrer geworden.
- Ich durfte damals nicht *studieren*, sonst wäre ich *Jurist* geworden.
- Ich bin in erster Linie *Hausfrau*.
- Ich habe mal als dies, mal als jenes *gearbeitet*, was eben gerade gefragt war.
- Mein *Traumberuf* war *Putzfrau* natürlich auch nie.

- Ich war mit ganzer Hingabe *Lehrer*.
- Ich würde gerne noch *arbeiten*, in meinem *Beruf* tätig sein.
- Ich lese noch *berufliche* Fachliteratur.
- Ich bin *gebildet*.
- Ich tue viel für meine *Bildung*.

9. Hobbies und Interessen (zu Hause)

a) gesellschaftliche Partizipation

- Ich informiere mich immer darüber, *was so in der Stadt gerade passiert*, was so vor sich geht.
- Ich lese regelmäßig die *Zeitung*.
- Ich bin an *Politik* interessiert.
- Ich bin *an meiner Umwelt* interessiert, will wissen, was so passiert.
- Ich interessiere mich nicht für die große *Weltgeschichte*, die große *Politik*.

b) Interessen/Hobbies

- Ich treibe *Gymnastik*.
- *Kochen* ist eine wahre Leidenschaft von mir.
- Ich höre gerne *Musik* und *lese* gerne.
- Ich sehe mir gerne *Sportsendungen* an.
- Ich lege gerade ein *6000-Teile-Puzzle*.
- Ich *interessiere* mich nicht für *Kartenspiele*.
- Ich *rauche* auch gerne mal eine Zigarre.
- Ich bin *Raucherin*.
- Ich bin ein *Gourmet*.
- Ich *esse* gerne *gut*.
- Ich *schlafe* gerne *lange*.
- Ich bin ein *Bücherleser*.

10. Außerhäusige Aktivitäten/Interessen/Hobbies

a) gesellschaftliche Partizipation

- Ich *gehe* gerne *in Museen* und *Kunstaussstellungen*.
- Ich *besuche* häufig *Veranstaltungen vom Senioren-Verein*.
- Regelmäßig *gehe* ich zum *Senioren-Treff*.
- Ich *gehe* gerne ins *Theater*.

b) Interessen/Hobbies

- Manchmal *fahre* ich mit dem *Bus* einfach *so durch Berlin*, *Sightseeing*.
- Eigentlich *gehe* ich gerne *Tanzen*.
- Ich *gehe* oft in den *Park* und *schaue den Leuten* zu.
- Ich habe schon zweimal *Reisen* um die ganze Welt gemacht.
- Ich *arbeite* gerne im *Garten*.
- Ich *reise* gerne.
- Ich *mache* öfter kleine *Ausflüge*.

- Ich bin *unternehmungslustig*.
- Ich bin in einer *Wandergruppe*. (14)

11. Tagesablauf

- Dann mache ich das Frühstück, Butterbrot, dazu höre ich Radio.
- Nach dem Essen halte ich dann immer ein kleines Schläfchen.
- Morgens stehe ich ziemlich früh auf, wasche mich, ziehe mich an.
- Nach dem Essen blättere ich in Zeitschriften, suche das Fernsehprogramm für den Abend raus.
- Ich stehe immer sehr früh auf.
- Am späten Nachmittag schalte ich den Fernseher ein – der läuft ab dann immer mit, aber richtig hinsetzen tue ich mich erst ab abends, um zuzuschauen.
- Vormittags kümmerge ich mich meistens um das Mittagessen, das es bei mir ganz pünktlich am Mittag geben muß.
- Kochen ist keine Lieblingsbeschäftigung von mir – aber es muß ja sein.
- Ich mag die ganze Hausarbeit überhaupt nicht.
- Es fällt mir schwer, meinen Tag vernünftig einzuteilen.
- Im Augenblick sitze ich hier nutzlos herum.
- Ich tue doch gar nichts mehr.
- Mein Problem ist der Zeitmangel.

12. Alltagskompetenz

- Morgens das *Waschen* geht ganz gut *ohne Hilfe*.
- Die *Fenster kann ich* ja nicht mehr *putzen*.
- Bei *Papierkram für Behörden* muß man mir *helfen*.
- Die *Hausarbeiten kann ich* noch *alleine* machen.
- Hier im Heim *macht* das Pflegepersonal *alles für mich*, ich hab's ja auch *nicht mehr allein geschafft*.
- Ich bin leider ziemlich *unbeholfen*, was so *Haushaltsdinge* angeht.
- Ich kann ja nicht mal mehr *einkaufen* gehen.
- Die *behördlichen Angelegenheiten* erledige ich ganz allein.
- Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich mich nicht mehr *selbst versorgen* könnte, sondern auf anderer Leute Hilfe angewiesen wäre.
- Ich weiß ja nicht einmal, wie man einen *Scheck ausfüllt*!
- Das ist das Schlimmste, daß meine *Beine nicht mehr wollen*, daß ich nicht mehr *laufen kann*.
- Meine *Augen* werden immer *schwächer*, ich sehe kaum noch etwas.
- Selbst kleine Tätigkeiten *strengen* mich doch sehr *an*.
- Ich kann ja nur noch im *Rollstuhl* sitzen, kann nichts mehr bewegen.

13. Erlebnisse/Lebensereignisse

- Naja, dann die *Flucht*, das war schon *prägend*.
- Die *Bombenangriffe* werde ich nie vergessen.
- Damals die *Kriegswirren* haben *mitentschieden*, was dann aus mir wurde.

- Ich kann mir gar nicht vorstellen, wer ich jetzt wäre, wenn ich den *Untergang von Hitler nicht miterlebt* hätte.
- Mich haben zwei *Weltkriege* geprägt.
- Der Aufschwung in der *Wirtschaftswunder*-Zeit hat doch auch auf mein ganzes Denken einen *Einfluß* ausgeübt.
- Damals der *Krieg* hat mein ganzes *Leben auf den Kopf gestellt*.
- Politisch ist die *heutige Zeit* für mich *ungeheuer toll*.

14. Sozialer Kontakt/soziale Beziehungen (Freunde, Bekannte, [Haus-]Tiere)

- Ich *treffe* mich oft und gerne *mit vielen Leuten*.
- Viele *Freunde* von mir sind schon gestorben.
- Mit meiner *Freundin* kann ich über alles sprechen.
- Ich habe einen großen *Bekanntenkreis*, der sich aus ganz unterschiedlichen Leuten zusammensetzt.
- Es ist mir wichtig, daß ich mit meinen *Freunden* ganz offen sprechen kann.
- Mein *Pudel Blacky* begleitet mein Leben schon seit einem Jahrzehnt.
- Wenn ich an meinen alten *Kinderfreund* denke, so einen Freund habe ich jetzt nicht.
- *Freunde* zu haben, ist mir nicht so wichtig.
- Wenn ich meinen *Hundi* nicht hätte!
- Ich bin gerne in *Gesellschaft*.
- Ich habe gerne *Besuch*.
- Ich habe gerne *Leute um mich* herum.
- Ich bin nicht gern *allein*.
- Ich bin oft *allein*.

15. Familie/Angehörige

- Ich bin *Vater* dreier Kinder.
- Inzwischen habe ich sogar schon einen *Urenkel*.
- Ich denke viel an meinen gefallenen *Sohn*.
- Ich bin das *Familienoberhaupt*.
- Es ist schon schön, *Kinder* zu haben – auch wenn sie jetzt erwachsen sind.
- Ich bin gerne *Großmutter* und mit meinen *Enkeln* zusammen.
- Meine ganze *Familie* hält zusammen.
- Ich habe eine große *Familie*.
- Ich *habe einen* durch Unfall sehr kranken *Sohn*.

16. Interpersoneller Stil

- Ich bin *egoistisch*.
- Ich bin ein guter *Zuhörer*.
- *Auf andere Menschen* kann ich sehr gut *eingehen*.
- Ich bin ein *geselliger* Typ.
- Ich bin *kontaktfreudig*.
- Ich bin *ungehobelt*.
- Ich bin *gehemmt*.

- Ich bin *hilfsbereit*.
- Ich bin *herrisch*.
- Ich bin *durchsetzungsfähig*.
- Ich bin *liebervoll*.
- Ich bin *rechthaberisch*.
- Ich bin *streitsüchtig*.
- Ich bin *nachtragend*.
- Ich bin *verlässlich*.
- Ich bin *einfühlsam*.
- Ich bin *gütig*.
- Ich bin *entgegenkommend*.
- Ich bin *überzeugend*.
- Ich bin *unterwürfig*.
- Ich lebe *zurückgezogen*.
- In *Gesprächen* bin ich vielleicht manchmal etwas *dominant*.
- Ich kann von mir sagen: Ich bin *hilfsbereit* und immer *für andere da*.
- Ich bin *interessiert an anderen Menschen* und versuche, sie zu verstehen.
- *Anderen Menschen gegenüber* bin ich sehr *verträglich*.
- Ich bin meistens *ausgleichend, vermittelnd*, wenn es irgendwo Mißstimmungen gibt.
- Ich möchte *von niemandem abhängig* sein.
- Ich *liebe junge Menschen*.
- Ich bin *gesellig*.
- Ich liebe die *Geselligkeit*.

17. Allgemeines Lebenswissen/Lebensregeln

- Ich habe starke Zweifel, daß *die Menschheit* lernfähig ist.
- *Die Menschen* hauen sich gegenseitig die Köpfe ein, das ist alles, was sie können.
- Ich glaube, daß *die Prägungen aus der Erziehung* eher schädlich als nützlich sind.
- *Das Leben* hat mich gelehrt, daß *man* niemandem vertrauen darf.
- *Wer* die Natur zur Türe hinauswirft, *dem* kommt sie durch den Schornstein zurück.
- *Man darf* niemandem schaden, das ist oberstes *Prinzip*.
- *Wer* anderen nichts gibt, *der* bekommt auch nichts.
- *Es muß* ja weitergehen, da hilft nichts.
- *Der Mensch* ist dem Menschen ein Wolf, das stimmt leider.
- Ich bin ein *Mensch mit festen Grundsätzen*.
- Ich *versuche, immer ein guter Mensch zu sein*.

18. Lebensbilanz/-rückblick/-ausblick

- Die *zweite Hälfte meines Lebens* war die bessere.
- Alles in allem muß ich doch sagen, daß ich zu jedem Zeitpunkt *gerne gelebt* habe.
- Ich würde lieber einige Kapitel *aus meinem Leben* streichen, dann würde ich mich vielleicht eher damit aussöhnen können.
- Ich habe eigentlich nichts von dem *in meinem Leben erreicht*, was ich mir vorgenommen habe.
- Ich kann sagen: *Ich habe gelebt*.

- Ich habe viel *erreicht*, mehr als ich als junger Mensch erhofft hätte.
- Ich *hatte* ein *bewegtes Leben*.
- Ich bin *zufrieden*.
- Ich bin *zufrieden mit meinem Leben*.
- Ich bin *zufrieden*, daß ich meinen *Lebensabend* hier beschließen darf.
- Ich *fühle mich in meiner Situation wohl und bin dankbar, daß ich das alles noch erleben darf*.
- Ja, ja, die *Gegenwart*. Das ist ja nicht mehr viel *doll*, viel *Dolles* zu loben oder zu sagen.
- Um die *Zukunft* mache ich mir *viele Gedanken*.

19. Sterben und Tod

- Ans *Sterben* denke ich noch nicht.
- Bei allem denke ich, das erlebst Du nun wahrscheinlich *zum letzten Mal*.
- Ich werde *nicht mehr lange leben*.
- Ich möchte neben meiner Frau *begraben* werden.
- Ich denke oft daran, daß *ich bald sterben* werde.
- Mir kommt *mein Tod* noch so weit weg vor.
- Wenn ich mir vorstelle, daß *ich eines Tages nicht mehr sein werde*, wird mir ganz komisch.
- Wenn *ich einmal sterbe*, möchte ich mit mir im Reinen sein.

20. Überzeugungsmäßige Zuschreibungen/Meinungen

a) religiöse/ideologische/allgemein-überzeugungsmäßige Zuschreibungen, Einstellung oder Meinungen

- Ich bin *Protestant*.
- Ich *glaube*, daß *Gott* in jeder Kreatur lebt.
- Ich bin ein wahrer *Optimist*.
- Ich bin überzeugter *Mormone*.
- Ich bin *abergläubig*.
- Der *Glauben* ist mir wichtig.
- Ich bin ein *idealistischer Mensch*.
- Ich bin eher *schwarzseherisch*.
- Ich bin eher *pessimistisch*, wenn ich mir so die Welt anschau.
- Ich bin ein *Mann der Mitte*, sehe die links, sehe die rechts, und nehme mir von beidem das beste.
- Ich bin ein *zuversichtlicher Mensch*.
- Ich bin *realistisch*.
- Ich fühle manchmal, daß *ich überflüssig bin*.
- Ich *stelle einen nutzlosen Esser dar*.
- *In erster Linie bin ich ein Mensch*.
- Ich bin ein *Egoist*.
- *Der Mensch ist nur ein Staubkörnchen im All*.
- *Ich bin nur eine Stecknadel im Weltall*.
- Ich *schätze Aufrichtigkeit*.

- Ich *schätze* vor allem *Gerechtigkeit*.
- Ich bin *wahrheitsliebend*.
- Ich *liebe das Leben*.
- Ich *lebe nicht gerne*.

b) politische, sozialpolitische, ökologische Einstellungen und Stellungnahmen

- Früher war ich 100 %iger *Kommunist*.
- Ich bin froh, wenn um mich herum *Frieden herrscht*.
- Ich hoffe und wünsche, daß es in der *Welt bald besser wird*.
- Ich bin kein *Umweltverschmutzer*.
- *Umweltschutz* ist mir wichtig.

Anhang C: Überblick über verschiedene Kategoriensysteme zur Erfassung der Selbstdefinition mit Hilfe des offenen Verfahrens „Wer bin ich?“

Autoren	Kategorien
Kuhn & McPartland (1954)	<ol style="list-style-type: none"> 1. „Consensual“ 2. „Subconsensual“
Epstein (1973)	<ol style="list-style-type: none"> 1. Physisches Selbst 2. Soziales Selbst 3. Psychisches Selbst
Gordon (1968)	<ol style="list-style-type: none"> 1. Zugeschriebene Charakteristika Geschlecht, Alter, Name, rassische oder nationale Abstammung, religiöse Zugehörigkeit 2. Rollen und Mitgliedschaft Verwandtschaftsrolle, berufliche Rolle, Studentenstatus, politische Zugehörigkeit, sozialer Status, Gebietszugehörigkeit, Mitglied einer interagierenden Gruppe 3. Abstrakte Identifikationen Existentiell, Mitglied einer abstrakten Kategorie, Bezugnahme auf Ideologien oder Überzeugungen 4. Interessen und Aktivitäten Urteile/Geschmack/Vorlieben, intellektuelle Belange, künstlerische Aktivitäten, andere Aktivitäten 5. Materielle Belange Besitz/Ressourcen, physisches Selbst/Körperbild 6. Vier systemische Aspekte des Selbst Moralischer Wert, Selbstbestimmung, Selbst als Einheit („sense of unity“), Kompetenz 7. Persönliche Charakteristika Interpersoneller Stil, psychischer Stil/Persönlichkeit 8. Externe Bedeutungen Subjektiv perzipierte Urteile von anderen, Bezugnahme auf situationale Aspekte

Autoren	Kategorien
McGuire & Padawer-Singer (1976)	<ol style="list-style-type: none"> 1. Eigene Aktivitäten Hobbies, Amusements, Sport, Aufenthaltsorte, tägliche Aufgaben, Fertigkeiten, Fernsehen, Bücher, Beruf, verschiedene Erfahrungen 2. Signifikante Andere Familie, Freunde, Haustiere, Personen des öffentlichen Lebens 3. Einstellungen Vorlieben und Abneigungen, Eignungen, Hoffnungen und Wünsche 4. Schule 5. Verschiedenes 6. Demographische Variablen Alter, Geburtsdatum, Name, Wohnort, Geburtsort, Gesundheit, Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit, Religion 7. Selbstbewertung Moralisch, physisch, intellektuell, emotional 8. Physische Charakteristika Haarfarbe, Gewicht, Größe, Augenfarbe
Markus & Nurius (1986)	<ol style="list-style-type: none"> 1. Allgemeine Beschreibungen oder Adjektive 2. Physische Beschreibungen 3. Lebensstil 4. Fähigkeiten 5. Beruf 6. Verhältnis von anderen Personen zur eigenen Person
Cross & Markus (1991)	<ol style="list-style-type: none"> 1. Persönlichkeit 2. Körper/physische Belange 3. Fähigkeiten und Bildung 4. Lebensstil 5. Familie 6. Soziale Beziehungen 7. Beruf 8. Materielle Belange 9. Erfolg 10. Soziale Verantwortlichkeit 11. Freizeit
Filipp & Klauer (1986)	<p><i>I. Inhaltsbereiche</i></p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Soziale Rollen 2. Abstrakte Selbstdefinitionen 3. Vorlieben für Objekte/Aktivitäten 4. Materielle Ressourcen 5. Physische Erscheinung 6. Extraversion und sozialer Stil 7. Emotionalität 8. Autonomie und Unabhängigkeit 9. Interpersonelles Vertrauen und Kooperation 10. Ego-Stärke, Arbeitsstil, Persistenz 11. Fertigkeiten und Fähigkeiten 12. Nichtcodierbare Aussagen <p><i>II. Dimensionen</i></p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Verfügbarkeit (Anzahl selbstdefinierender Aussagen) 2. Diversifikation (Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche) 3. Selbstwertgefühl

Anhang D: Pilotstudie

Die Pilotstudie diente primär dem Zweck, eine empirische Grundlage zur Überprüfung von deutschen Übersetzungen englischer Skalen und der Bildung von Kurzformen von Meßinstrumenten zu bieten. Darüber hinaus sollte anhand der Daten der Pilotstudie ein Kategoriensystem für Selbstdefinitionen entwickelt werden. Im folgenden soll die Pilotstudie und ihre wesentlichen Implikationen für die Erhebung und Auswertung der Selbstdefinitionen in der Hauptstudie kurz dargestellt werden.

Untersuchungsstichprobe

Die Teilnehmer der Pilotstudie ($N = 111$) waren vornehmlich über Zeitungsannoncen rekrutiert worden. Die Studienteilnehmer waren zwischen 63 und 88 Jahre alt ($M = 72$ Jahre). 71,2 Prozent der Stichprobe waren Frauen. 97,3 Prozent der Studienteilnehmer waren zum Zeitpunkt der Untersuchung bereits verrentet. 38,7 Prozent der Stichprobe waren verheiratet, 10,8 Prozent geschieden, 44,1 Prozent verwitwet und 6,3 Prozent alleinstehend.

Erfassung von Selbstdefinitionen

Selbstdefinitionen wurden mit Hilfe der schriftlichen Version der offenen Frage „Wer bin ich?“ (Bugental & Zelen, 1950) erhoben. Die Instruktion lautete, zehn kurze selbstbeschreibende Aussagen auf einem Blatt mit zehn nummerierten Zeilen niederzuschreiben.

Vorgehen

Die Daten wurden in Gruppensitzungen zu je etwa 25 Studienteilnehmern erhoben. Die Instruktionen, die im Fragebogen abgedruckt waren, wurden zusätzlich laut vorgelesen, um zu verhindern, daß möglicherweise einige Untersuchungsteilnehmer die Fragebögen ohne Instruktion bearbeiteten. Das Instrument zur Erfassung der Selbstdefinitionen stand am Beginn der Erhebung, um einen möglichen Einfluß durch Inhalt der anderen in dieser Studie eingesetzten Persönlichkeitsfragebögen zu verhindern.

Codierung

Die selbstdefinierenden Aussagen wurden zwei unabhängigen Codierern vorgegeben. In einem ersten Schritt wurden die Aussagen einer der Kategorien der Systeme von Gordon (1968), Markus und Nurius (1986) und McGuire und Padawer-Singer (1976) zugeordnet. Zusätzlich wurden hierbei Äußerungen aufgelistet, die mit Hilfe dieser Kategorien nicht erfaßt werden konnten. Diese Äußerungen bildeten die Grundlage für die Bildung neuer Kategorien. Kategorien, die von weniger als 5 Prozent der Stichprobe thematisiert wurden, wurden gemäß dem Kriterium der Sparsamkeit nicht in das Kategoriensystem aufgenommen. Darüber hinaus wurden aus theoretischen Überlegungen Kategorien gebildet, die für die Selbstdefinition im hohen und sehr hohen Alter von Interesse waren (z.B. „Nachdenken über Tod und Sterben“, „Alltagskompetenz“, „Lebensbilanz/Lebensrück- und -ausblick“). In einem zweiten Schritt wurde das so gebildete Kategoriensystem von zwei weiteren unabhängigen Codierern mit Hilfe eines computerisierten Verfahrens

in randomisierter Reihenfolge codiert; die Übereinstimmung zwischen ihnen war gut ($\kappa_n = 0.83$).

Ergebnisse

Die Anzahl der selbstbeschreibenden Aussagen variierte über die Stichprobe zwischen 4 und 24 ($M = 12,9$), die Anzahl verschiedener selbstdefinierender Bereiche zwischen 3 und 14 ($M = 7,8$). Tabelle D1 gibt die Häufigkeiten an, mit denen die verschiedenen Kategorien von der Stichprobe in den selbstdefinierenden Aussagen thematisiert wurden. Die Häufigkeiten werden in Form von Prozentwerten angegeben, mit denen die Studienteilnehmer einen Bereich mindestens ein Mal zur Selbstdefinition heranzogen. Die beiden Kategorien „Erlebnisse/Lebensereignisse“ und „Nachdenken über Tod/Sterben“ wurden zwar von weniger als 5 Prozent der Stichprobe thematisiert, aber dennoch in das Kategoriensystem aufgenommen, da es sich um Bereiche handelt, von denen erwartet wurde, daß sie von der Stichprobe der Hauptstudie aufgrund des höheren Alters mit größerer Wahrscheinlichkeit Eingang in die Selbstdefinition finden würde.

Tabelle D1: Prozent der Stichprobe, die eine Kategorie mindestens ein Mal als selbstdefinierend thematisierten

Kategorie	Rang	% der Stichprobe
Gefühle/Stimmung	1	63,1
Interpersoneller Stil	2	62,2
Persönlichkeitsmerkmale	3	57,7
Außerhäusige Aktivitäten	3	57,7
Familie/Angehörige	4	54,1
Interessen/Hobbies zu Hause	5	51,4
Soziale Kontakte/Beziehungen	6	47,7
Gesundheit	7	43,2
Intellektuelle Fähigkeiten	8	40,5
Gesellschaftliche Partizipation (zu Hause)	9	37,8
Religiöse/ideologische/allgemeine Einstellungen	10	35,1
Soziodemographische Variablen	10	35,1
Beruf/berufsähnliche Beschäftigung	11	34,2
Lebensbilanz/Lebensrück- und -ausblick	12	27,0
Vorlieben/Abneigungen	13	26,1
Gesellschaftliche Partizipation (außer Haus)	14	19,8
Psychischer Stil: selbstbezogen (im engeren Sinne)	15	16,2
Allgemeines Lebenswissen/Lebensregeln	15	16,2
Finanzielle/materielle Belange	15	16,2
(Sozial-)politische/ökologische Einstellungen	16	15,3
Tagesablauf	17	10,8
Körperselbstbild	18	8,1
Alltagskompetenz	19	6,3
Erlebnisse/Lebensereignisse	20	3,6
Nachdenken über Sterben/Tod	21	0,9

Anhang E: Itemkennwerte und Faktorenstruktur der PCGMS (Lawton, 1975)

Tabelle E1: Faktorenstruktur der PCGMS (Lawton, 1975)

Item	Faktor 1	Faktor 2	Faktor 3	h ²
Dieses Jahr rege ich mich über Kleinigkeiten auf	0.7624	-0.1473	-0.0456	0.5018
Ich mache mir oft solche Sorgen, daß ich nicht einschlafen kann	0.5306	0.0128	0.0534	0.3109
Ich habe vor vielen Dingen Angst	0.3901	0.1449	0.1857	0.3377
Ich werde häufiger wütend als früher	0.5248	-0.0896	0.0505	0.2625
Ich nehme die Dinge schwer	0.5320	0.1882	-0.0542	0.3654
Ich rege mich leicht auf	0.7411	0.0872	-0.1202	0.5446
Je älter ich werde, desto schlimmer wird alles	0.2735	0.6707	-0.1271	0.5486
Ich habe noch genauso viel Schwung wie letztes Jahr	-0.1978	0.6908	-0.0053	0.4064
Je älter ich werde, desto weniger nützlich bin ich	-0.0092	0.7580	-0.1181	0.4688
Mit zunehmendem Alter ist mein Leben besser, als ich erwartet habe	-0.0653	0.2416	0.3368	0.2529
Ich bin jetzt genauso glücklich, wie ich es in jungen Jahren war	-0.1113	0.5196	0.3561	0.5742
Manchmal glaube ich, daß das Leben nicht lebenswert ist	0.0442	0.2290	0.3434	0.2921
Das Leben ist die meiste Zeit hart für mich	0.2354	0.0260	0.4562	0.3606
Ich bin zufrieden mit meinem Leben, wenn ich in die Vergangenheit zurückschaue	-0.3044	-0.0978	0.6980	0.3740
Ich bin über vieles traurig	0.3774	-0.2147	0.5556	0.4300
Total				6.0306
Mittelwert				0.4020

Interkorrelationen der Faktoren

	Faktor 1	Faktor 2	Faktor 3
Faktor 1	1.0000	0.3878	0.3555
Faktor 2	0.3878	1.0000	0.6433
Faktor 3	0.3555	0.6433	1.0000
α	0.7677	0.7539	0.6054

Anhang F: Lokalisation der Selbstdefinition im psychologischen Raum

Eine *Lokalisierung* der Dimensionen der Selbstdefinition im Raum verschiedener psychologischer Konstrukte sollte die Nähe bzw. Distanz zu anderen Konstrukten, die *Zusammenhangsmuster* verdeutlichen (Cronbach & Meehl, 1955; Campbell & Fiske, 1959).

In Tabelle F1 sind die Instrumente zusammengefaßt, mit deren Hilfe die psychologischen Konstrukte erfaßt wurden, deren Nähe bzw. Distanz zu den verschiedenen Dimensionen der Selbstdefinition eine Lokalisierung im psychologischen Raum erlaubt (Campbell & Fiske, 1959):

Tabelle F1: Übersicht der zur Lokalisierung der Selbstdefinition herangezogenen Meßinstrumente

Konstrukt	Meßinstrument	Autoren	Modifikationen
Positive und negative Emotionen	Positive and Negative Affect Scale (PANAS)	Watson, Clark & Tellegen (1988)	Deutsche Übersetzung; 20 Items; 5stufige Antwort-Skala
Einsamkeit	UCLA-Loneliness Scale	Russell, Peplau & Cutrona (1980)	Deutsche Übersetzung; 8 Items; 5stufige Antwort-Skala
Kontrollüberzeugungen		Smith, Staudinger & Freund (1991)	14 Items
Neurotizismus, Extraversion, Offenheit	NEO	Costa & McCrae (1985)	Deutsche Übersetzung; 18 Items; 5stufige Antwort-Skala
Intelligenz	BASECOG	Lindenberger, Mayr & Kliegl (1993)	13 Intelligenztests; umfassende computerisierte Batterie
Netzwerkgröße, Anzahl der Verstorbenen, Rollenvielfalt sozialer Beziehungen		Kahn & Antonucci (1980); Schütze & Lang (1992)	Deutsche Übersetzung

Einsamkeit wurde mit einer 8-Item-Kurzform der UCLA-Loneliness-Scale erhoben (Russell, Peplau & Cutrona, 1980). Der Konstruktion dieser Skala lag ein Modell zugrunde, nach dem die subjektiv erlebte Einsamkeit als eindimensionales Konstrukt aufzufassen ist. Die hinsichtlich des Zutreffens auf die eigene Person zu beurteilenden Aussagen betreffen teilweise eher qualitative Aspekte des sozialen Netzwerks und der sozialen Interaktion – die sozialen Kontakte werden als defizitär erlebt („Emotionale Einsamkeit“); zum anderen Teil beziehen sich die Items auf die eher quantitativen Aspekte sozialer Kontakte, das heißt auf die wahrgenommene Abwesenheit von befriedigenden Interaktionen („Soziale Einsamkeit“) (vgl. Weisz, 1973; Russell et al., 1984). Eine Faktorenanalyse ergab entsprechend der Annahme von zwei unterscheidbaren Dimensionen von Einsamkeit

zwei Faktoren; die interne Konsistenz für den Faktor ‚Emotionale Einsamkeit‘ betrug $\alpha = .76$, für den Faktor ‚Soziale Einsamkeit‘ $\alpha = .74^{75}$.

Positive und negative Emotionen wurden mit der Adjektiv-Checkliste PANAS von Watson, Clark und Tellegen (1988), die jeweils zehn positive und zehn negative Emotionsadjektive enthielt, erhoben. Auf einer 5stufigen Skala war anzugeben, wie oft die jeweilige Emotion im letzten Jahr empfunden worden war. Aus einer Faktorenanalyse resultierten zwei unabhängige Faktoren ($r = -.09$) für positiven und negativen Affekt; beide Faktoren besaßen eine zufriedenstellende interne Konsistenz von jeweils $\alpha = .81$.

Kontrollüberzeugungen wurden mit einer Skala, die insgesamt 14 Items umfaßt, erhoben (Smith, Staudinger & Freund, 1991), die die folgenden Dimensionen abbilden: (1) interne Kontrolle für positive Ereignisse ($\alpha = .69$), (2) interne Kontrolle für negative Ereignisse ($\alpha = .53$), (3) Kontrolle durch ‚mächtige Andere‘ ($\alpha = .73$) und (4) Zufall ($\alpha = .56$).

Neurotizismus, Extraversion und Offenheit wurde mit einer 18 Items beinhaltenden Kurzform des NEO von Costa und McCrae (1985) erfaßt. Die ins Deutsche übersetzten Items und die faktorielle Struktur dieser Kurzform des NEO sind in Anhang D angegeben.

Intelligenz wurde mit Hilfe einer 14 verschiedene Tests umfassenden, computerisierten Batterie im Rahmen der Forschungseinheit „Kognition“ erhoben. Lindenberger, Mayr und Kliegl (1993) konnten zeigen, daß die Tests erwartungsgemäß die fünf Faktoren ergeben (Wortflüssigkeit [„fluency“], Geschwindigkeit [„speed“], Wissen, Gedächtnis und Denkfähigkeit), die auf einem Faktor zweiter Ordnung („G“-Faktor) laden.

Maße des sozialen Netzwerkes (Netzwerkgröße; Anzahl an verstorbenen Personen, denen man sich immer noch eng verbunden fühlt; Rollenvielfalt sozialer Beziehungen) wurden im Rahmen der Forschungseinheit „Soziale Beziehungen“ erhoben (Schütze & Lang, 1992). Das soziale Netzwerk wurde mit einer modifizierten Version des Kreisschemas von Kahn und Antonucci (1980) erhoben ([Kreis 1] sehr eng verbundene Personen; [Kreis 2] eng verbundene Personen; [Kreis 3] wichtige, aber weniger eng verbundene Personen). Die Netzwerkgröße wurde als die Summe aller Personen bestimmt, die in einem der drei Kreise genannt wurden. Darüber hinaus wurde nach verstorbenen Personen gefragt, denen sich ein Studienteilnehmer noch immer eng verbunden fühlte. Die Rollenvielfalt sozialer Beziehungen bezeichnet die Anzahl verschiedener sozialer Rollen (z.B. Eltern, Freund) innerhalb eines Netzwerkes.

Die Korrelationen der Dimensionen Anzahl selbstdefinierender Bereiche, Reichhaltigkeit, Facettenreichtum, Zeitbezug und Bewertung mit den verschiedenen oben aufgeführten psychologischen Konstrukten sind in Tabelle F2 zusammengefaßt.

Wie aus dieser Tabelle ersichtlich ist, hingen die verschiedenen Dimensionen der Selbstdefinition – abgesehen von den Maßen der Intelligenz – nicht sehr eng mit anderen psychologischen Konstrukten zusammen. Dies kann zum einen als ein Hinweis darauf gewertet werden, daß die Maße der Selbstdefinition eigenständige Varianz besitzen, die nicht auf andere (persönlichkeits-)psychologische Variablen aufgeklärt werden kann. Zum anderen weisen die verschiedenen Dimensionen der Selbstdefinition aber auch unter-

⁷⁵ Die Hälfte der Items ist positiv formuliert, die andere Hälfte negativ. Russell et al. (1980) haben ein vierfach abgestuftes Antwortformat eingesetzt, mit dem die Häufigkeit der erlebten Einsamkeitsaspekte beurteilt werden sollten; dieses Format wurde aus Gründen der Konsistenz mit den anderen Fragebogenverfahren, die Teil des „Selbst und Persönlichkeit“-Interviews waren, so abgewandelt, daß das Ausmaß des Zutreffens einer Aussage auf die eigene Person mit Hilfe einer 5stufigen Antwortskala eingeschätzt werden sollte.

schiedliche Zusammenhangsmuster auf, was als Beleg dafür interpretiert werden kann, daß es sich um nichtredundante Konstrukte handelt. So hing Neurotizismus mit der Anzahl negativ bewerteter selbstdefinierender Bereiche zusammen ($r = .40$), nicht aber mit den anderen Dimensionen der Selbstdefinition. Umgekehrt korrelierten Variablen des sozialen Netzwerks mit den Maßen, die sich auf den Facettenreichtum der Selbstdefinition beziehen, nicht aber mit deren Zeitbezug oder Bewertung.

Der Zusammenhang zwischen Maßen des Facettenreichtums und der Intelligenz ist insofern erwartungsgemäß, als Intelligenz als eine der Voraussetzungen für eine facettenreiche Selbstdefinition angesehen werden kann. Daß die Bewertung der Selbstdefinition mit positivem bzw. negativem Affekt zusammenhing, kann als eine Art der Validierung dieser Dimension aufgefaßt werden; auch hier gilt jedoch, daß diese Variablen moderat miteinander korrelierten, daß sie also Varianz besitzen, die nicht aufeinander rückführbar ist.

Tabelle F2: Korrelationen zwischen den verschiedenen Dimensionen der Selbstdefinition und anderen psychologischen Konstrukten (N = 156)

Konstrukt	Anzahl der Bereiche	Reichhaltigkeit	Facettenreichtum	Zeitbezug		Bewertung		
				Gegenwart	Vergangenheit	positiv	negativ	neutral
<i>Neurotizismus</i>	.06	-.01	.03	.03	-.05	-.11	.40**	-.12
<i>Extraversion</i>	-.03	.08	.04	.04	-.02	.27**	-.25**	-.04
<i>Offenheit</i>	.01	.17*	.13	.18*	-.02	.04	-.10	.10
<i>Kontrollüberzeugungen</i>								
a) Internal: positiv	.00	-.03	-.02	.09	-.16*	.19*	-.16*	-.02
b) Internal: negativ	.04	-.07	-.04	.11	-.04	.11	.08	-.12
c) Mächtige Andere	.01	-.12	-.08	-.12	.09	-.01	.17*	-.16*
d) Schicksal	-.07	.04	-.01	-.01	-.06	.16*	-.06	-.10
<i>Affekt</i>								
a) Positiv	.10	.11	.11	.13	-.06	.21**	-.20*	.08
b) Negativ	.15	.07	.14	.03	.05	-.16*	.35**	-.08
<i>Einsamkeit</i>								
a) Sozial	.01	-.01	.01	-.16	.18*	-.14	.29**	-.08
b) Emotional	-.01	.01	.03	-.18*	.09	-.24**	.06	.09
<i>Zielstärke</i>	.11	.22**	.21**	.05	.04	.08	-.01	.05
<i>Soziales Netzwerk</i>								
a) Netzwerkgröße	.18*	.17*	.20*	.00	.19*	.15	.01	-.03
b) Anzahl Verstorbener	.08	.23**	.21*	.08	.05	.11	.08	.01
c) Rollenvielfalt	.28**	.17*	.26**	.15	.06	.13	.02	.02
<i>Intelligenz</i>								
a) „G“-Faktor	.29**	.27**	.33**	.27**	.01	.08	-.14	.23**
b) Wortflüssigkeit	.34**	.22**	.32**	.26**	.04	.13	-.14	.20*
c) Kristalline I.	.24**	.30**	.33**	.16*	.06	-.09	-.10	.30**
d) Fluide I.	.20*	.20*	.24**	.19*	.07	.07	-.19*	.21**
e) Gedächtnis	.25**	.19*	.25**	.25**	-.03	.13	-.06	.11
<i>Bildungsstand</i>	.10	.05	.12	-.01	.16	-.14	-.02	.15

* $p \leq .05$; ** $p \leq .01$ (2seitig)

Anhang G: Zusätzliche Informationen zu Studie II

In diesem Anhang werden zusätzliche Informationen zu Studie II – der Untersuchung der Stabilität der Selbstdefinition über einen Zeitraum von acht Wochen – zu vier Themen bereitgestellt: (1) detailliertere Informationen zu den Instruktionen der dritten Sitzung, (2) Übereinstimmung der Codierer hinsichtlich der Kategorisierung der WBI-Protokolle der zweiten und dritten Sitzung, (3) Beschreibung und Ergebnisse einer alternativen Erfassung der Selbstdefinition, (4) Vergleich der temporalen Stabilität der mit Hilfe von „Wer bin ich?“ erfaßten Selbstdefinition mit der Stabilität von Persönlichkeitseigenschaften, die mit reaktiven Verfahren erfaßt wurden.

1. Detaillierte Instruktion zur dritten Sitzung

Im folgenden wird der Text wiedergegeben, der den Studienteilnehmern eine zweite Erhebung derselben Fragen, die bereits in der zweiten Sitzung gestellt worden waren, plausibel machen sollte und eventuellen Bemühungen um Konsistenz entgegenarbeiten sollte. Diesem Zweck diente auch die Liste an Aussagen, die während der Interviewsitzung bei gegebenenfalls auftretenden Schwierigkeiten von dem jeweiligen Forschungstechnischen Assistenten (FTA) herangezogen werden konnte.

Instruktion zur dritten Sitzung

„In der heutigen Sitzung wollen wir uns noch einmal mit Ihrer gegenwärtigen Situation beschäftigen. Wir würden gerne noch einiges darüber erfahren, was sie *gegenwärtig* beschäftigt, an was Sie interessiert sind, was Ihnen Freude und was Ihnen Sorgen macht. Es geht also um Ihre Gegenwart. Manche Fragen kommen Ihnen vielleicht bekannt vor, weil (Name von FTA, die die zweite Sitzung durchgeführt hat) diese oder ähnliche in den vorhergehenden Sitzungen schon einmal gestellt hat. Dieses Vorgehen ist in der Wissenschaft üblich und notwendig. In den letzten Wochen und Monaten kann sich bei Ihnen ja einiges verändert haben, anderes ist vielleicht gleich geblieben. Die Fragen beziehen sich auf Ihre *gegenwärtige Situation*. Es gibt auf diese Fragen *keine richtigen oder falschen Antworten*; uns interessiert Ihre persönliche Meinung, Ihre Einstellungen und Interessen. Sagen Sie einfach ganz *spontan* Ihre Meinung zu den Fragen.“

Liste von Aussagen bei Problemen innerhalb der Sitzung

- Es geht uns nicht darum, daß Sie sich daran erinnern, wie Sie auf ähnliche Fragen beim letzten Mal geantwortet haben. Bitte geben Sie die Antwort, die gegenwärtig am besten auf Sie zutrifft.
- Ich kenne die Antworten nicht, die Sie meiner Kollegin auf ähnliche Fragen gegeben haben. Bitte antworten Sie einfach so, wie es für Sie zutrifft.
- Selbst wenn Sie jetzt eine andere Antwort geben als beim letzten Mal, ist das kein Widerspruch. Es geht ja um Ihre gegenwärtigen, persönlichen Einstellungen, Freuden und Sorgen, von denen sich manche vielleicht in den vergangenen Wochen und Monaten verändert haben.
- Bitte denken Sie nicht daran, was Sie auf eine ähnliche Frage einmal geantwortet haben, sondern sagen Sie mir einfach, was für Sie am besten als Antwort paßt.
- Es handelt sich nicht um einen Gedächtnistest! Bitte versuchen Sie sich nicht daran zu erinnern, wie Sie diese oder ähnliche Fragen beantwortet haben. Geben Sie die Antwort, die auf Sie zutrifft.
- Die Auswertung der letzten Sitzung wird von (Name der Interviewerin, die die vorige Sitzung durchgeführt hat) ausgeführt, die Auswertung dieser Sitzung wird von mir

selbst ausgeführt. Das ist in der Wissenschaft notwendig, weil man sich nicht auf die Auswertung nur einer einzelnen Person an nur einem bestimmten Zeitpunkt verlassen darf, sondern die Auswertung von verschiedenen Personen benötigt, um ein umfassendes und zuverlässiges Persönlichkeitsprofil zu erhalten.

2. Übereinstimmung der Codierer hinsichtlich der Kategorisierung der WBI-Protokolle der zweiten und dritten Sitzung

Tabelle G1: Übereinstimmung hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition zwischen den beiden Codierern (zweite und dritte Sitzung von Studie II)

Kategorie	Zweite Sitzung		Dritte Sitzung	
	Anzahl der Codierungen	„Hits“ (%)	Anzahl der Codierungen	„Hits“ (%)
1. Soziodemographische Variablen	69	92,8	68	91,2
2. Finanzielle/materielle Belange	18	100,0	20	100,0
3. Psychischer Stil				
a) Persönlichkeitsmerkmale	78	64,1	40	82,5
b) Selbstbezogen	22	72,7	12	66,7
c) Objektbezogen	7	53,8	16	68,8
4. Gefühle/Stimmung	37	80,4	21	95,2
5. Körperselbstbild	9	88,9	3	66,7
6. Gesundheit	57	84,2	75	93,3
7. Intellektuelle Fähigkeiten/kognitiver Stil	53	81,1	47	89,4
8. Beruf/berufsähnliche Beschäftigung	71	93,0	65	98,5
9. Interessen zu Hause				
a) Gesellschaftliche Partizipation	89	79,8	69	91,3
b) Allgemeine Interessen	93	80,6	83	88,0
10. Außerhäusige Aktivitäten				
a) Gesellschaftliche Partizipation	46	82,6	42	92,9
b) Allgemeine Interessen	86	80,2	72	93,1
11. Tagesablauf	32	71,9	31	71,0
12. Alltagskompetenz	37	91,3	42	83,3
13. Erlebnisse/Lebensereignisse	5	60,0	6	50,0
14. Soziale Kontakte/Beziehungen	78	74,4	55	87,3
15. Familie/Angehörige	114	93,9	97	89,0
16. Interpersoneller Stil	101	82,2	76	94,7
17. Allgemeines Lebenswissen/Lebensregeln	22	90,9	27	77,8
18. Lebensbilanz/Lebensrück- und -ausblick	63	76,2	74	77,0
19. Nachdenken über Sterben/Tod	5	80,0	7	100,0
20. Überzeugungen				
a) Religiös/ideologisch	69	69,6	48	78,7
b) (Sozial-)politisch	33	81,8	29	96,6

3. Beschreibung und Ergebnisse einer alternativen Erfassung der Selbstdefinition

Ein Versuch, die zeitliche Stabilität der Selbstdefinition und die Retest-Reliabilität der Erhebungsmethode zu dekonfundieren, bestand darin, in Studie II zwei parallele Verfahren zur Erfassung der Selbstdefinition einzusetzen. Ein Vergleich der Höhe der Stabilität zweier paralleler Verfahren soll es erleichtern, die auf in Kapitel V dargestellten Befunde zur Stabilität der mit Hilfe des Verfahrens „Wer bin ich?“ erhobenen Selbstdefinition zu interpretieren. Das Kartensortierverfahren, das zu diesem Zweck entwickelt wurde, ermöglicht den Vergleich hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition und des Merkmals Anzahl selbstdefinierender Bereiche.

Vorgehen. Am Ende der zweiten und dritten Interviewsitzung von Studie II wurde jeweils ein Kartensortierverfahren zur Erfassung der Selbstdefinition eingesetzt. Um das Vorgehen so genau wie möglich an das Verfahren „Wer bin ich?“ anzulehnen und zu ermöglichen, dieselben Bereiche⁷⁶ zur Selbstdefinition heranzuziehen, die auch das Kategoriensystem umfaßt, wurde ein Kartensortierverfahren entwickelt. Dieses Verfahren bestand aus zwei Durchgängen: (1) Jede der Kategorien wurde auf einer einzelnen Karte dargeboten und hinsichtlich des Beschreibungswertes für die eigene Person eingeschätzt („beschreibt mich“ vs. „beschreibt mich nicht“). Die Bedeutung der einzelnen Kategorien wurde hierbei kurz erläutert. Bei diesem Durchgang wurde keine Beschränkung der Anzahl an Karten vorgegeben, die zur Selbstdefinition herangezogen werden können. Dieser Durchgang diente vor allem dazu, alle zur Auswahl stehenden Kategorien vorzustellen. Zum anderen sollte durch einen Ausschluß von Bereichen, die nicht als selbstbeschreibend eingeschätzt wurden, die Anzahl der Karten für den zweiten Durchgang verringert werden. (2) Im zweiten Durchgang wurde den Studienteilnehmern alle Karten vorgelegt, die im vorhergehenden Schritt als selbstbeschreibend ausgewählt worden waren. Aus diesen Karten sollten bis zu zehn ausgesucht werden, die nach Einschätzung des Studienteilnehmers die eigene Person am besten beschreiben. Die Beschränkung auf bis zu zehn auswählbare Bereiche war an die Instruktion von „Wer bin ich?“ angelehnt und sollte die Vergleichbarkeit der Ergebnisse erhöhen.

Darstellung G1 gibt die Instruktion für die Kartensortieraufgabe wieder, die so weit wie möglich an die des Verfahrens „Wer bin ich?“ angelehnt war. Die Lesetafel, die gleichzeitig vorgelegt wurde, war mit der für „Wer bin ich?“ identisch.

Ergebnisse: (a) Inhalt der Selbstdefinition. 72 Prozent der Stichprobe wählten zu beiden Meßzeitpunkten (MZP) mehr als 50 Prozent derselben Karten. Der Mittelwert der Übereinstimmungen der zu beiden MZP identischen Bereiche unterschied sich zwischen dem Verfahren „Wer bin ich?“ und der Kartensortieraufgabe nicht („Wer bin ich?": $M = 51,7 \%$, $SD = 15,9 \%$; Karten: $M = 52,7 \%$, $SD = 16,3 \%$). In Tabelle G2 sind die Häufigkeitsverteilungen der Übereinstimmung hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition als Prozent der zu beiden MZP als selbstdefinierend thematisierten Bereichen für das Verfahren „Wer bin ich?“ und die Kartensortieraufgabe vergleichend dargestellt.

⁷⁶ Aufgrund der geringen Häufigkeit, mit der die Kategorie 3(b) „Psychischer Stil: selbstbezogen (im engeren Sinne)“ bei „Wer bin ich?“ thematisiert worden war und der Schwierigkeit, die Bedeutung dieser Kategorie Laien verständlich zu erklären, wurde diese Kategorie nicht in das Kartensortierverfahren aufgenommen. Die verbleibenden Bereiche sind in Tabelle 33 aufgeführt.

Darstellung G1: Instruktion für das Kartensortierverfahren

Durchgang 1

In dieser Aufgabe geht es noch einmal darum, daß Sie sich selbst beschreiben: *Wer bin ich?* Dieses Mal werde ich mit Ihnen eine Liste von Lebensbereichen durchgehen, mit denen sich andere Menschen manchmal selbst beschreiben. Ich lese immer einen dieser Lebensbereiche vor und bitte Sie, mir dann zu sagen, ob Sie etwas über diesen Bereich sagen würden, um sich selbst zu beschreiben.

Die Frage lautet also: *Wer bin ich?*

Ich möchte kurz erläutern, worauf es hierbei ankommt: Ich gehe ziemlich oft ins Kino, aber ich finde nicht, daß dieses Hobby meine Person gut beschreibt. Auf der anderen Seite befinde ich mich in der beruflichen Weiterbildung und finde, daß dieser Bereich – also Beruf – viel über meine Person aussagt, mich also gut beschreibt.

Wie ist das nun bei Ihnen? Wie würden Sie sich selbst beschreiben? Ich gehe jetzt mit Ihnen eine Liste von Bereichen durch und bitte Sie, mir jeweils zu sagen, ob ein Bereich Ihre Person beschreibt oder nicht beschreibt.

Fangen wir mit dem ersten Bereich an. Wie ist es mit (*jeweiliges Thema einsetzen*).

Ist (*jeweiliges Thema einsetzen*) etwas, was Ihre Person beschreibt?

Durchgang 2

Dies sind die Bereiche, mit denen Sie sich selbst beschreiben würden. Ich möchte diese Bereiche nun noch einmal mit Ihnen durchgehen und Sie bitten, davon bis zu *zehn* Bereiche auszuwählen, von denen Sie sagen würden, daß sie Ihre Person am besten beschreiben.

Tabelle G2: Vergleichende Darstellung der Häufigkeitsverteilung der prozentualen Übereinstimmung hinsichtlich der selbstdefinierenden Bereiche über beide MZP für die Verfahren „Wer bin ich?“ und Kartensortieraufgabe (N = 71)¹

Prozent an zu beiden MZP identischen Bereichen	„Wer bin ich?“ (% der ST)	Kartensortieraufgabe (% der ST)
80 – 90	4,2	7,1
70 – 79	8,4	11,5
60 – 69	21,2	23,1
50 – 59	28,2	30,4
40 – 49	16,9	13,1
30 – 39	11,2	7,1
20 – 29	7,0	8,6
10 – 19	2,8	1,4

¹ Ein Studienteilnehmer mußte aufgrund der Verweigerung der Kartensortieraufgabe zu Meßzeitpunkt 3 ausgeschlossen werden, so daß sich die Ergebnisse nur auf N = 71 beziehen.

Tabelle G3 gibt die verschiedene Maße der Übereinstimmung für die *einzelnen Kategorien*, die der Erfassung des Inhalts der Selbstdefinition dienten, für die Kartensortieraufgabe zu beiden MZP an. Wie auch für das Verfahren „Wer bin ich?“ lag die Übereinstimmung für das Kartensortierverfahren hinsichtlich der ‚Nicht-Ereignisse‘

Tabelle G3: Übereinstimmung des Inhalts der Selbstdefinition (einzelne Kategorien) für die Kartensortieraufgabe zwischen Meßzeitpunkt 2 und 3 (N = 71)

Kategorie	„Hits“ (%)	NO %	O %	M %	κ
1. Soziodemographische Variablen	61,4	44,9	43,8	44,3	.23
2. Finanzielle/materielle Belange	78,5	72,7	50,0	61,4	.51
3. Psychischer Stil					
a) Persönlichkeitsmerkmale	55,7	45,6	29,6	37,6	.08
b) Vorlieben/Abneigungen	72,9	68,3	34,5	51,4	.33
4. Gefühle/Stimmung	75,7	72,7	19,1	46,7	.19
5. Körperselbstbild	81,4	78,0	45,8	61,9	.51
6. Gesundheit	62,8	42,2	49,0	45,6	.25
7. Intellektuelle Fähigkeiten	67,2	30,3	61,7	46,0	.23
8. Beruf/berufsähnliche Beschäftigung	85,8	83,6	47,4	65,5	.55
9. Interessen zu Hause					
a) Gesellschaftliche Partizipation	67,2	42,5	56,6	50,0	.32
b) Allgemeine Interessen	71,5	68,8	23,1	45,9	.19
10. Außerhäusige Aktivitäten					
a) Gesellschaftliche Partizipation	58,6	62,9	38,3	41,3	.17
b) Allgemeine Interessen	71,4	70,2	13,0	41,6	.08
11. Tagesablauf	81,5	79,7	31,6	55,6	.37
12. Alltagskompetenz	77,1	52,9	69,2	61,1	.51
13. Erlebnisse/Lebensereignisse	67,2	56,6	42,5	49,6	.32
14. Soziale Kontakte/Beziehungen	70,0	53,3	74,1	63,7	.55
15. Familie/Angehörige	80,0	65,0	32,3	48,6	.28
16. Interpersoneller Stil	61,4	40,0	48,1	44,0	.22
17. Allgemeines Lebenswissen	62,9	53,6	35,0	44,3	.22
18. Lebensbilanz/Lebensrückblick	71,4	66,7	33,3	50,0	.30
19. Nachdenken über Sterben/Tod	85,8	83,6	47,4	65,5	.55
20. Überzeugungen					
a) Religiös/ideologisch	64,3	55,4	35,9	45,6	.25
b) (Sozial-)politisch	77,2	70,4	50,0	60,2	.50
Mittlere Übereinstimmungen über alle Kategorien hinweg	71,2	60,8	42,1	48,6	$\kappa_n = .39$

(NO % = 60,8) durchschnittlich höher als die Übereinstimmung hinsichtlich der ‚Ereignisse‘ (O % = 42,1). Die Übereinstimmung variierte auch bei dem Kartensortierverfahren für die einzelnen Kategorien, die die Übereinstimmung hinsichtlich der ‚Ereignisse‘ betonten, stark (O % zwischen 13 und 74, κ zwischen .06 und .75), unterschreiten aber allgemein eine akzeptable Höhe. Ausschließlich die beiden Kategorien ‚Soziale Kontakte/Beziehungen‘ (O % = 74, $\kappa = .55$) und ‚Alltagskompetenz‘ (O % = 69, $\kappa = .51$) können als über einen Zeitraum von acht Wochen stabil angesehen werden.

Bezogen auf die Übereinstimmung über alle Bereiche lag der nach Brennan und Prediger (1981) berechnete κ -Wert über alle Kategorien für die Kartensortieraufgabe mit $\kappa_n = .39$ zwar höher als der entsprechende Wert für „Wer bin ich?“ ($\kappa_n = .26$), kann aber ebenfalls nicht als Hinweis auf einen stabilen Inhalt der Selbstdefinition gewertet werden.

Tabelle G4: Übereinstimmung zwischen „Wer bin ich?“ und Kartensortieraufgabe (innerhalb der MZP)

Kategorie	„Hits“ (%)		NO %		O %		M %		κ	
	MZP2	MZP3	MZP2	MZP3	MZP2	MZP3	MZP2	MZP3	MZP2	MZP3
1. Soziodemographische Variablen	62,0	54,3	46,0	31,9	43,8	41,9	44,9	36,9	.24	.09
2. Finanzielle/materielle Belange	67,6	68,6	65,7	65,6	14,8	21,4	40,2	43,5	.11	.18
3. Psychischer Stil										
a) Persönlichkeitsmerkmale	45,1	58,6	32,8	51,7	25,0	25,6	28,8	44,3	-.09	.14
b) Vorlieben/Abneigungen	62,0	72,8	61,4	71,2	3,6	17,4	32,5	44,3	-.08	.14
4. Gefühle/Stimmung	74,6	71,5	72,7	70,6	21,7	9,1	47,2	39,8	.22	.02
5. Körper selbstbild	74,6	72,8	73,9	72,5	10,0	5,0	42,0	38,7	.07	.07
6. Gesundheit	54,9	48,5	40,7	29,4	34,7	34,6	37,7	32,0	.11	.02
7. Intellektuelle Fähigkeiten	39,4	44,3	23,2	30,4	25,9	26,4	24,5	28,4	-.04	.03
8. Beruf/berufssähnl. Beschäftigung	50,1	65,7	42,9	60,0	18,2	29,4	30,5	44,7	.03	.25
9. Interessen zu Hause										
a) Gesellschaftliche Partizipation	53,5	52,9	28,3	28,3	43,1	42,1	35,7	35,2	.04	.04
b) Allgemeine Interessen	47,9	58,5	41,3	50,0	17,8	29,3	29,5	39,6	.00	.18
10. Außerhäusige Aktivitäten										
a) Gesellschaftliche Partizipation	54,9	54,3	45,8	45,8	27,3	25,6	36,5	35,7	.08	.06
b) Allgemeine Interessen	54,9	51,4	51,5	45,2	13,5	19,1	32,5	32,1	.00	.05
11. Tagesablauf	69,0	75,7	67,2	74,6	15,4	15,0	41,3	44,8	.07	.12
12. Alltagskompetenz	39,5	47,1	31,98	37,3	15,7	22,9	23,7	30,1	.00	.04
13. Erlebnisse/Lebensereignisse	54,9	57,1	54,9	56,5	0	3,2	27,5	29,9	-.08	-.02
14. Soziale Kontakte/Beziehungen	59,2	58,6	51,7	57,4	27,5	25,6	39,6	41,5	.13	.15
15. Familie/Angehörige	64,8	62,8	35,9	31,6	56,1	55,2	46,0	43,4	.25	.21
16. Interpersoneller Stil	47,9	51,5	30,1	37,0	32,7	32,0	31,5	34,5	-.04	.06
17. Allgemeines Lebenswissen	56,3	54,3	53,0	52,2	13,9	8,6	33,5	30,4	-.02	-.07
18. Lebensbilanz/Lebensrückblick	64,8	51,4	59,7	45,2	26,5	19,1	43,1	32,1	.17	-.04
19. Nachdenken über Sterben/Tod	73,2	80,0	73,2	79,7	0	6,7	36,6	43,2	-.12	.08
20. Überzeugungen										
a) Religiös/ideologisch	60,6	64,2	51,7	56,9	31,7	32,4	41,7	44,7	.17	.22
b) (Sozial-)politisch	62,0	65,7	57,8	63,1	20,6	17,2	39,2	40,2	.11	.08

Die Übereinstimmung zwischen den beiden Erhebungsverfahren – „Wer bin ich?“ und Kartensortierverfahren – war hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition gering (siehe Tabelle G4). Durchschnittlich betrug für MZP2 O % = 22,5 (Min. = 0, Max. = 56,1), NO % = 49,7 (Min. = 32,2, Max. = 73,2), die κ -Werte variierten zwischen -.12 und .25, über alle Kategorien betrug κ_n = .19; für MZP3 O % = 23,5 (Min. = 3,2, Max. = 55,2), NO % = 51,8 (Min. = 29,1, Max. = 79,7), die κ -Werte variierten zwischen -.07 und .25, über alle Kategorien betrug κ_n = .20.

(b) *Anzahl selbstdefinierender Bereiche.* Legt man als Kriterium zur Bestimmung der Stabilität hinsichtlich des Merkmals Anzahl selbstdefinierender Bereiche (für das Kartensortierverfahren als Anzahl gewählter Karten bestimmt) die *identische* Anzahl selbstdefinierender Bereiche zu beiden MZP zugrunde, so beträgt der Prozentsatz der

Stichprobe, die hinsichtlich dieses Merkmales über eine stabile Selbstdefinition verfügten, bei der Kartensortieraufgabe 50 Prozent, bei „Wer bin ich?“ dagegen nur 30,6 Prozent. Für das weniger konservative Vorgehen, das die Variation um einen Bereich erlaubt (± 1), erzielte bei der Kartensortieraufgabe für 71,4 Prozent der Stichprobe eine hohe Stabilität des Merkmals Anzahl selbstdefinierender Bereiche, bei „Wer bin ich?“ für 30,6 Prozent der Stichprobe. Für das Kartensortierverfahren korrelierte die Anzahl selbstdefinierender Bereiche über die beiden MZP nicht signifikant miteinander ($r = .02$, n.s.).

Ein Vergleich der beiden Erhebungsverfahren innerhalb der MZP ergab, daß 7,1 Prozent der Stichprobe innerhalb des zweiten MZP exakt dieselbe Anzahl der Bereiche zur Selbstdefinition heranzogen (MZP3: 8,6 %). Bei einer Toleranz von (± 1), das heißt einem Bereich mehr oder weniger bei einem der Verfahren, stimmten zu MZP2 37,1 Prozent der Stichprobe hinsichtlich dieser Dimension überein (MZP3: 31,4 %). Die Korrelation zwischen den beiden Erhebungsverfahren innerhalb einer Interviewsitzung war weder für MZP2 ($r = .11$) noch für MZP3 ($r = -.02$) signifikant. Die Stabilität der Anzahl selbstdefinierender Bereiche der jeweiligen Erhebungsverfahren über acht Wochen deutlich höher als die Übereinstimmung zwischen den beiden Instrumenten innerhalb eines MZP.

Zusammenfassung. Die Stabilität der Selbstdefinition, die mit Hilfe des Kartensortierverfahrens erhoben wurde, lag sowohl hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition als auch des Merkmals Anzahl selbstdefinierender Bereiche höher als bei dem Verfahren „Wer bin ich?“. Dennoch unterschreiten die Werte auch für das Kartensortierverfahren eine akzeptable Höhe.

Die Übereinstimmung der beiden Erhebungsverfahren war sowohl hinsichtlich des Inhalts der Selbstdefinition als auch der Dimension Anzahl selbstdefinierender Bereiche gering. Dieses Ergebnis kann auf unterschiedliche Weise interpretiert werden: (1) Die geringe Übereinstimmung zwischen den Instrumenten ist auf die mangelhafte Reliabilität eines oder beider Verfahren zurückzuführen. (2) Das Instrument „Wer bin ich?“ und das Kartensortierverfahren erheben unterschiedliche Aspekte des Konstrukts Selbstdefinition. (3) Die Selbstdefinition ist ein instabiles Phänomen, das sich innerhalb eines Zeitraumes von etwa einer Stunde verändert (die durchschnittliche Dauer einer Interviewsitzung betrug 79 Minuten).

Gegen die letztgenannte Interpretation, die der Definition des Konstrukts Selbstdefinition als einer zeitlich überdauernden, subjektiven Theorie über die eigene Person entgegensteht, spricht der Befund, daß die Stabilität der Dimension *Anzahl selbstdefinierender Bereiche* über einen Zeitraum von acht Wochen höher lag als die Übereinstimmung zwischen den beiden Erhebungsverfahren innerhalb eines Meßzeitpunktes. Dieses Ergebnis kann eher als ein Hinweis für die zweite Interpretationsmöglichkeit angesehen werden, nach der „Wer bin ich?“ und das Kartensortierverfahren unterschiedliche Aspekte der Selbstdefinition erfassen.

Die Ergebnisse bezüglich der Übereinstimmung des *Inhalts* der Selbstdefinition über einen Zeitraum von acht Wochen legen jedoch die erste der Erklärungen nahe, nämlich daß auf einer detaillierten Betrachtungsebene beide Verfahren nur über eine geringe Reliabilität verfügen: Sowohl „Wer bin ich?“ als auch das Kartensortierverfahren erwiesen sich als Instrumente, die nur eine geringe zeitliche Stabilität hinsichtlich der einzelnen Bereiche, die zur Selbstdefinition herangezogen wurden, erzielten.

4. Temporale Stabilität von Persönlichkeitsvariablen, die mit Hilfe reaktiver Verfahren erhoben wurden

Zur besseren Einschätzung der Stabilität der mit Hilfe von „Wer bin ich?“ erfaßten Selbstdefinition sollen die Stabilitätsmaße dreier reaktiver Verfahren zur Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen dienen, die ebenfalls Teil des BASE-„Selbst und Persönlichkeit“-Interviews des zweiten und dritten MZP waren (siehe Tab. G5) – ‚positive und negative Emotionen‘, ‚Neurotizismus‘, ‚Extraversion‘, ‚Offenheit‘, ‚Kontrollüberzeugungen‘. Die zeitliche Stabilität dieser reaktiven Verfahren variierte zwischen $r_{tt} = .40$ für den Faktor ‚Schicksal‘ des Fragebogenverfahrens zu Kontrollüberzeugungen und $r_{tt} = .89$ für ‚Neurotizismus‘. Die temporale Stabilität der Verfahren PANAS und NEO erreichten Werte, die mit denen für jüngere Stichproben vergleichbar sind oder sogar höher liegen (Costa & McCrae, 1988; Watson, Clark & Tellegen, 1988).

Tabelle G5: Stabilität von reaktiven Verfahren zur Erfassung persönlichkeitspsychologischer Konstrukte über einen Zeitraum von 8 Wochen (N = 72)

Meßinstrument	Faktoren	Retest-Reliabilität (r_{tt})
PANAS	Positive Emotionen	.77**
(Watson, Clark & Tellegen, 1988)	Negative Emotionen	.87**
NEO	Neurotizismus	.89**
(Costa & McCrae, 1985)	Extraversion	.87**
	Offenheit	.78**
Kontrollüberzeugungen	Internal: positiv	.42**
(Smith, Staudinger & Freund, 1991)	Internal: negativ	.56**
	Mächtige Andere	.74**
	Schicksal	.40**

Costa und McCrae (1988) berichten Stabilitäten des NEO über einen Zeitraum von *sechs Jahren* zwischen $r = .61$ und $r = .85$ für eine Stichprobe von 25- bis 56jährigen Frauen und Männern, zwischen $r = .58$ und $r = .84$ für eine Stichprobe von 57- bis 84jährigen Frauen und Männern. Eine Untersuchung der Stabilität der PANAS über einen Zeitraum von acht Wochen von Watson, Clark und Tellegen (1988) ergab für eine Stichprobe von Studenten für positive Emotionen $r_{tt} = .58$, für negative Emotionen $r_{tt} = .48$. Das Ergebnis, daß die Stabilität der reaktiven Verfahren für die untersuchte Stichprobe alter und sehr alter Personen mindestens so hoch ist wie die jüngerer Personen, bedeutet, daß die vergleichsweise geringe zeitliche Stabilität hinsichtlich der einzelnen selbstdefinierenden Bereiche nicht auf einen „Zusammenbruch“ der Stabilität von persönlichkeitspsychologischen Konstrukten im allgemeinen zurückzuführen ist.

I. Reihe STUDIEN UND BERICHTE des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung

Im Buchhandel erhältliche Bände (Vertrieb: edition sigma, Berlin)

- 61 Alexandra M. Freund
Die Selbstdefinition alter Menschen.
Inhalt, Struktur und Funktion.
251 S. Erschienen 1995.
ISBN 3-89404-808-5
- 60 Klaus Schömann
The Dynamics of Labor Earnings over the Life Course.
A Comparative and Longitudinal Analysis of Germany and Poland.
188 S. Erschienen 1994.
ISBN 3-89404-807-7
- 59 Frieder R. Lang
Die Gestaltung informeller Hilfebeziehungen im hohen Alter – Die Rolle von Elternschaft und Kinderlosigkeit.
Eine empirische Studie zur sozialen Unterstützung und deren Effekt auf die erlebte soziale Einbindung.
177 S. Erschienen 1994.
ISBN 3-89404-806-9
- 58 Ralf Th. Krampe
Maintaining Excellence.
Cognitive-Motor Performance in Pianists Differing in Age and Skill Level.
194 S. Erschienen 1994.
ISBN 3-89404-805-0
- 57 Ulrich Mayr
Age-Based Performance Limitations in Figural Transformations.
The Effect of Task Complexity and Practice.
172 S. Erschienen 1993.
ISBN 3-89404-804-2
- 56 Marc Szydlak
Arbeitseinkommen und Arbeitsstrukturen.
Eine Analyse für die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik.
255 S. Erschienen 1993.
ISBN 3-89404-803-4
- 55 Bernd Schellhas
Die Entwicklung der Ängstlichkeit in Kindheit und Jugend.
Befunde einer Längsschnittstudie über die Bedeutung der Ängstlichkeit für die Entwicklung der Kognition und des Schulerfolgs.
205 S. Erschienen 1993.
ISBN 3-89404-802-6
- 54 Falk Fabich
Forschungsfeld Schule: Wissenschaftsfreiheit, Individualisierung und Persönlichkeitsrechte.
Ein Beitrag zur Geschichte sozialwissenschaftlicher Forschung.
235 S. Erschienen 1993.
ISBN 3-89404-801-8
- 53 Helmut Köhler
Bildungsbeteiligung und Sozialstruktur in der Bundesrepublik.
Zu Stabilität und Wandel der Ungleichheit von Bildungschancen.
133 S. Erschienen 1992.
ISBN 3-89404-800-X
- 52 Ulman Lindenberger
Aging, Professional Expertise, and Cognitive Plasticity.
The Sample Case of Imagery-Based Memory Functioning in Expert Graphic Designers.
130 S. Erschienen 1991.
ISBN 3-608-98257-4
- 51 Volker Hofmann
Die Entwicklung depressiver Reaktionen in Kindheit und Jugend.
Eine entwicklungspsychopathologische Längsschnittuntersuchung.
197 S. Erschienen 1991.
ISBN 3-608-98256-6
- 50 Georgios Papastefanou
Familiengründung im Lebensverlauf.
Eine empirische Analyse sozialstruktureller Bedingungen der Familiengründung bei den Kohorten 1929–31, 1939–41 und 1949–51.
185 S. Erschienen 1990.
ISBN 3-608-98255-8

edition sigma
Heimstraße 14 D-10965 Berlin
Tel. 030 / 693 43 96 Fax 030 / 694 62 30

Ältere Bände (Nr. 1–42) nur noch beim
Max-Planck-Institut für Bildungsforschung
erhältlich

**I. Reihe STUDIEN UND BERICHTE
des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung**

Im Buchhandel erhältliche Bände (Vertrieb: edition sigma, Berlin)

- 49 Jutta Allmendinger
Career Mobility Dynamics.
A Comparative Analysis of the United States,
Norway, and West Germany.
169 S. Erschienen 1989.
ISBN 3-608-98254-X
- 48 Doris Sowarka
**Weisheit im Kontext von Person, Situation und
Handlung.**
Eine empirische Untersuchung alltagspsycholo-
gischer Konzepte alter Menschen.
275 S. Erschienen 1989.
ISBN 3-608-98253-1
- 47 Ursula M. Staudinger
The Study of Live Review.
An Approach to the Investigation of Intellectual
Development Across the Life Span.
211 S. Erschienen 1989.
ISBN 3-608-98252-3
- 46 Detlef Oesterreich
Die Berufswahlentscheidung von jungen Lehrern.
115 S. Erschienen 1987.
ISBN 3-608-98251-5
- 45 Hans-Peter Füssel
Elternrecht und Schule.
Ein Beitrag zum Umfang des Elternrechts in der
Schule für Lernbehinderte.
501 S. Erschienen 1987.
ISBN 3-608-98249-3
- 44 Diether Hopf
Herkunft und Schulbesuch ausländischer Kinder.
Eine Untersuchung am Beispiel griechischer Schüler.
114 S. Erschienen 1987.
ISBN 3-608-98248-5
- 43 Eberhard Schröder
Entwicklungssequenzen konkreter Operationen.
Eine empirische Untersuchung individueller Ent-
wicklungsverläufe der Kognition.
112 S. Erschienen 1986.
ISBN 3-608-98247-7

edition sigma
Heimstraße 14 D-10965 Berlin
Tel. 030 / 693 43 96 Fax 030 / 694 62 30

Ältere Bände (Nr. 1–42) nur noch beim
Max-Planck-Institut für Bildungsforschung
erhältlich

II. Reihe MATERIALIEN AUS DER BILDUNGSFORSCHUNG

**Beim Max-Planck-Institut für Bildungsforschung erhältliche Bände
(nicht über den Buchhandel beziehbar)**

- 47 Jochen Fuchs
Die bundesdeutschen UNESCO-Projekt-Schulen und ihre internationalen Kontakte und Aktivitäten.
57 S. Erschienen 1995.
ISBN 3-87985-038-0 DM 7,-
- 46 Ursula M. Staudinger, Jacqui Smith und Paul B. Baltes
Handbuch zur Erfassung von weisheitsbezogenem Wissen.
87 S. Deutsche Ausgabe DM 10,-
Manual for the Assessment of Wisdom-Related Knowledge.
83 S. Englische Ausgabe DM 10,-
Erschienen 1994.
ISBN 3-87985-037-2
- 45 Jochen Fuchs
Internationale Kontakte im schulischen Sektor.
Zur Entwicklung und Situation des Schüleraustausches sowie von Schulpartnerschaften in der BRD.
174 S. Erschienen 1993.
ISBN 3-87985-035-6 DM 19,-
- 44 Erika Brückner
Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel.
Konzeption, Design und Methodik der Erhebung von Lebensverläufen der Geburtsjahrgänge 1919-1921.
Teil I, Teil II, Teil III, Teil IV, Teil V.
235 S., 380 S., 200 S., 230 S., 141 S.
Erschienen 1993.
ISBN 3-87985-033-X DM 84,-
- 43 Ernst-H. Hoff und Hans-Uwe Hohner
Methoden zur Erfassung von Kontrollbewußtsein.
Textteil; Anhang.
99 S. und 178 S. Erschienen 1992.
ISBN 3-87985-032-1 DM 25,-
- 42 Michael Corsten und Wolfgang Lempert
Moralische Dimensionen der Arbeitssphäre.
Literaturbericht, Fallstudien und Bedingungsanalysen zum betrieblichen und beruflichen Handeln und Lernen.
367 S. Erschienen 1992.
ISBN 3-87985-031-3 DM 20,-
- 41 Armin Triebel
Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsums.
Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.
Teil I, Teil II.
416 S., 383 S. Erschienen 1991.
ISBN 3-87985-030-5 DM 48,-
- 40 Hans-Peter Füssel und Achim Leschinsky (Hrsg.)
Reform der Schulverfassung.
Wieviel Freiheit braucht die Schule?
Wieviel Freiheit verträgt die Schule?
117 S. Erschienen 1991.
ISBN 3-87985-029-1 DM 13,-
- 39 Gundel Schümer
Medieneinsatz im Unterricht.
Bericht über Ziel, Anlage und Durchführung einer Umfrage in allgemeinbildenden Schulen.
230 S. Erschienen 1991.
ISBN 3-87985-025-9 DM 24,-
- 38 Clemens Tesch-Römer
Identitätsprojekte und Identitätstransformationen im mittleren Erwachsenenalter.
312 S. Erschienen 1990.
ISBN 3-87985-026-7 DM 25,-
- 37 Helmut Köhler
Neue Entwicklungen des relativen Schul- und Hochschulbesuchs.
Eine Analyse der Daten für 1975 bis 1978.
138 S. Erschienen 1990.
ISBN 3-87985-024-0 DM 10,-
- 36 Wilfried Spang und Wolfgang Lempert
Analyse moralischer Argumentationen.
Beschreibung eines Auswertungsverfahrens.
Textteil: Grundlagen, Prozeduren, Evaluation.
Anhang: Interviewleitfaden, Tonbandtranskript und Auswertungsbeispiele.
102 und 191 S. Erschienen 1989. DM 29,-
- 35 Karl Ulrich Mayer und Erika Brückner
Lebensverläufe und Wohlfahrtsentwicklung.
Konzeption, Design und Methodik der Erhebung von Lebensverläufen der Geburtsjahrgänge 1929-1931, 1939-1941, 1949-1951.
Teil I, Teil II, Teil III.
261 S., unpaginiert, 175 S.
Erschienen 1989. DM 39,-

II. Reihe MATERIALIEN AUS DER BILDUNGSFORSCHUNG (Fortsetzung)

- 34 Christoph Droß und Wolfgang Lempert
**Untersuchungen zur Sozialisation in der Arbeit
1977 bis 1988.**
Ein Literaturbericht.
204 S. Erschienen 1988. DM 12,-
- 32 Friedrich Edding (Hrsg.)
**Bildung durch Wissenschaft in neben- und
nachberuflichen Studien.**
Tagungsbericht.
157 S. Erschienen 1988. DM 11,-
- 31 Ellen A. Skinner, Michael Chapman and
Paul B. Baltes
**The Control, Agency, and Means-Ends Beliefs
Interview.**
A New Measure of Perceived Control in Children
(School Domain).
Ein neues Meßinstrument für Kontrollüberzeugun-
gen bei Kindern (Bereich Schule).
54 S. Erschienen 1988. DM 9,-
- 29 Ulrich Trommer
**Aufwendungen für Forschung und Entwicklung
in der Bundesrepublik Deutschland 1965 bis
1983.**
Theoretische und empirisch-statistische Probleme.
321 S. Erschienen 1987. DM 32,-
- 28 Ingeborg Tölke
**Ein dynamisches Schätzverfahren für latente
Variablen in Zeitreihenanalysen.**
202 S. Erschienen 1986. DM 17,-

Die nicht aufgeführten Bände sind vergriffen,
bzw. nur noch in Restexemplaren erhältlich.

III. Einzelpublikationen

Beim Max-Planck-Institut für Bildungsforschung erhältliche Titel (nicht über den Buchhandel beziehbar)

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Hrsg.)

Bekenntnis und Dienst.

Reden zum 80. Geburtstag von Dietrich Goldschmidt.
96 S. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1995.

ISBN 3-87985-040-2

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Hrsg.)

Abschied von Hellmut Becker.

Reden auf der Trauerfeier am 18. Januar 1994.
47 S. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1994.

ISBN 3-87985-036-4

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Hrsg.)

Bildungsforschung und Bildungspolitik.

Reden zum 80. Geburtstag von Hellmut Becker.
98 S. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1993.

ISBN 3-87985-034-8

Wolfgang Schneider and Wolfgang Edelstein (Eds.)

Inventory of European Longitudinal Studies in the Behavioral and Medical Sciences.

A Project Supported by the European Science Foundation.

557 S. Munich: Max Planck Institute for Psychological Research, and Berlin: Max Planck Institute for Human Development and Education, 1990.

ISBN 3-87985-028-3

DM 58,-

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Hrsg.)

Entwicklung und Lernen.

Beiträge zum Symposium anlässlich des 60. Geburtstages von Wolfgang Edelstein.

98 S. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1990.

ISBN 3-87985-023-2

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Hrsg.)

Normative Voraussetzungen und ethische Implikationen sozialwissenschaftlicher Forschung.

Beiträge zum Symposium anlässlich des 75. Geburtstages von Dietrich Goldschmidt.

108 S. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1990.

ISBN 3-87985-027-5

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Hrsg.)

25 Jahre Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

Festvorträge.

48 S. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1989.

Friedrich Edding

Mein Leben mit der Politik.

126 S. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1989.

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Hrsg.)

Gewerbliche Unternehmen als Bildungsträger.

Beiträge zum Symposium anlässlich des 80. Geburtstages von Friedrich Edding.

126 S. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1989.

Weitere Schriftenreihen aus dem Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (nicht über den Buchhandel erhältlich)

- Beiträge aus dem Forschungsbereich Entwicklung und Sozialisation
(bitte Liste der Veröffentlichungen anfordern)
- Beiträge aus dem Forschungsbereich Schule und Unterricht
(bitte Liste der Veröffentlichungen anfordern)
- Literatur-Informationen aus der Bildungsforschung
(monatliche Neuerwerbungen der Bibliothek; Abonnement DM 60,-/Jahr)

IV. Buchveröffentlichungen bei Verlagen (nach dem Erscheinungsjahr geordnet, nur lieferbare Titel; nur über den Buchhandel zu beziehen)

Freya Dittmann-Kohli

Das persönliche Sinnsystem.

Ein Vergleich zwischen frühem und spätem
Erwachsenenalter.

402 S. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe, 1995.

Hartmut Zeiher, Helga Zeiher

Orte und Zeiten der Kinder.

Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern.

223 S. Weinheim/München: Juventa, 1994.

Christiane Lange-Küttner

Gestalt und Konstruktion.

Die Entwicklung der grafischen Kompetenz beim
Kind.

242 S. Bern/Toronto: Huber, 1994.

Jutta Allmendinger

Lebensverlauf und Sozialpolitik.

Die Ungleichheit von Mann und Frau und ihr
öffentlicher Ertrag.

302 S. Frankfurt a. M./New York: Campus, 1994.

Wolfgang Lauterbach

Berufsverläufe von Frauen.

Erwerbstätigkeit, Unterbrechung und Wiedereintritt.

289 S. Frankfurt a. M./New York: Campus, 1994.

Arbeitsgruppe Bildungsbericht am

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung

**Das Bildungswesen in der Bundesrepublik
Deutschland.**

Strukturen und Entwicklungen im Überblick.

843 S. Reinbek: Rowohlt, 1994 (4., vollständig über-
arbeitete und erweiterte Neuauflage).

Hellmut Becker und Gerhard Kluchert

Die Bildung der Nation.

Schule, Gesellschaft und Politik vom Kaiserreich zur
Weimarer Republik.

538 S. Stuttgart: Klett-Cotta, 1993.

Rolf Becker

Staatsexpansion und Karrierechancen.

Berufsverläufe im öffentlichen Dienst und in der
Privatwirtschaft.

303 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1993.

Wolfgang Edelstein und

Siegfried Hoppe-Graff (Hrsg.)

Die Konstruktion kognitiver Strukturen.

**Perspektiven einer konstruktivistischen
Entwicklungspsychologie.**

328 S. Bern/Stuttgart/Toronto: Huber, 1993.

Wolfgang Edelstein, Gertrud Nunner-Winkler
und Gil Noam (Hrsg.)

Moral und Person.

418 S. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993.

Lothar Lappe

Berufsperspektiven junger Facharbeiter.

Eine qualitative Längsschnittanalyse zum Kernbereich
westdeutscher Industriearbeit.

394 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1993.

Detlef Oesterreich

Autoritäre Persönlichkeit und Gesellschaftsordnung.

Der Stellenwert psychischer Faktoren für politische
Einstellungen – eine empirische Untersuchung von
Jugendlichen in Ost und West.

243 S. Weinheim/München: Juventa, 1993.

Marianne Müller-Brettel

Bibliographie Friedensforschung und

Friedenspolitik:

Der Beitrag der Psychologie 1900–1991.

(Deutsch/Englisch)

383 S. München/London/New York/Paris: Saur, 1993.

Paul B. Baltes und Jürgen Mittelstraß (Hrsg.)

**Zukunft des Alterns und gesellschaftliche
Entwicklung.**

(= Forschungsberichte der Akademie der
Wissenschaften zu Berlin, 5.)

814 S. Berlin/New York: De Gruyter, 1992.

Matthias Grundmann

Familienstruktur und Lebensverlauf.

Historische und gesellschaftliche Bedingungen
individueller Entwicklung.

226 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1992.

Karl Ulrich Mayer (Hrsg.)

Generationsdynamik in der Forschung.

245 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1992.

Erika M. Hoerning

Zwischen den Fronten.

Berliner Grenzgänger und Grenzhändler 1948–1961.

266 S. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 1992.

Ernst-H. Hoff

Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit.

Wissenschaftliche und alltägliche Vorstellungsmuster.

238 S. Heidelberg: Asanger Verlag, 1992 (2. über-
arbeitete und aktualisierte Auflage).

IV. Buchveröffentlichungen bei Verlagen (Fortsetzung)

Erika M. Hoerning

Biographieforschung und Erwachsenenbildung.

223 S. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1991.

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung

Traditions et transformations.

Le système d'éducation en République fédérale d'Allemagne.

341 S. Paris: Economica, 1991.

Dietrich Goldschmidt

Die gesellschaftliche Herausforderung der Universität.

Historische Analysen, internationale Vergleiche, globale Perspektiven.

297 S. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 1991.

Uwe Henning und Achim Leschinsky (Hrsg.)

Enttäuschung und Widerspruch.

Die konservative Position Eduard Sprangers im Nationalsozialismus. Analysen – Texte – Dokumente.

213 S. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 1991.

Ernst-H. Hoff, Wolfgang Lempert und Lothar Lappe

Persönlichkeitsentwicklung in Facharbeiterbiographien.

282 S. Bern/Stuttgart/Toronto: Huber, 1991.

Karl Ulrich Mayer, Jutta Allmendinger und

Johannes Huinink (Hrsg.)

Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie.

483 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1991.

Maria von Salisch

Kinderfreundschaften.

Emotionale Kommunikation im Konflikt.

153 S. Göttingen/Toronto/Zürich: Hogrefe, 1991.

Paul B. Baltes and Margret M. Baltes (Eds.)

Successful Aging: Perspectives from the Behavioral Sciences.

397 pp. Cambridge: Cambridge University Press, 1990.

Paul B. Baltes, David L. Featherman and

Richard M. Lerner (Eds.)

Life-Span Development and Behavior.

368 pp. Vol. 10. Hillsdale, N.J.: Erlbaum, 1990.

Achim Leschinsky und Karl Ulrich Mayer (Eds.)

The Comprehensive School Experiment Revisited: Evidence from Western Europe.

211 pp. Frankfurt a.M./Bern/New York/Paris: Lang 1990.

Karl Ulrich Mayer (Hrsg.)

Lebensverläufe und sozialer Wandel.

467 S. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1990.

(= Sonderheft 31 der KZfSS).

Karl Ulrich Mayer and Nancy Brandon Tuma (Eds.)

Event History Analysis in Life Course Research.

320 pp. Madison, Wis.: The University of Wisconsin Press, 1990.

Hans J. Nissen, Peter Damerow und Robert K. Englund

Frühe Schrift und Techniken der Wirtschaftsverwaltung im alten Vorderen Orient.

Informationsspeicherung und -verarbeitung vor 5000 Jahren.

Katalog zur gleichnamigen Ausstellung Berlin-Charlottenburg, Mai-Juli 1990.

222 S. Bad Salzdetfurth: Franzbecker, 1990.

(2. Aufl. 1991).

Peter Alheit und Erika M. Hoerning (Hrsg.)

Biographisches Wissen.

Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung.

284 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1989.

Arbeitsgruppe am Max-Planck-Institut für

Bildungsforschung

Das Bildungswesen in der Bundesrepublik Deutschland.

Ein Überblick für Eltern, Lehrer und Schüler.

Japanische Ausgabe: 348 S. Tokyo: Toshindo Publishing Co. Ltd., 1989.

Hans-Peter Blossfeld

Kohortendifferenzierung und Karriereprozeß.

Eine Längsschnittstudie über die Veränderung der Bildungs- und Berufschancen im Lebenslauf.

185 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1989.

Hans-Peter Blossfeld, Alfred Hamerle and

Karl Ulrich Mayer

Event History Analysis.

Statistical Theory and Application in the Social Sciences.

297 pp. Hillsdale, N.J.: Erlbaum, 1989.

Erika M. Hoerning und Hans Tietgens (Hrsg.)

Erwachsenenbildung: Interaktion mit der Wirklichkeit.

200 S. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1989.

IV. Buchveröffentlichungen bei Verlagen (Fortsetzung)

Johannes Huinink

Mehrebenensystem-Modelle in den Sozialwissenschaften.

292 S. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 1989.

Kurt Kreppner and Richard M. Lerner (Eds.)

Family Systems and Life-Span Development.

416 pp. Hillsdale, N.J.: Erlbaum, 1989.

Bernhard Schmitz

Einführung in die Zeitreihenanalyse.

Modelle, Softwarebeschreibung, Anwendungen.

235 S. Bern/Stuttgart/Toronto: Huber, 1989.

Eberhard Schröder

Vom konkreten zum formalen Denken.

Individuelle Entwicklungsverläufe von der Kindheit zum Jugendalter.

328 S. Bern/Stuttgart/Toronto: Huber, 1989.

Michael Wagner

Räumliche Mobilität im Lebensverlauf.

Eine empirische Untersuchung sozialer Bedingungen der Migration.

226 S. Stuttgart: Enke, 1989.

Paul B. Baltes, David L. Featherman and

Richard M. Lerner (Eds.)

Life-Span Development and Behavior.

338 pp. Vol. 9. Hillsdale, N.J.: Erlbaum, 1988.

Paul B. Baltes, David L. Featherman and

Richard M. Lerner (Eds.)

Life-Span Development and Behavior.

337 pp. Vol. 8. Hillsdale, N.J.: Erlbaum, 1988.

Lothar Krappmann

Soziologische Dimensionen der Identität.

Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen.

231 S. Stuttgart: Klett-Cotta, 7. Aufl., 1988

(= Standardwerke der Psychologie).

Detlef Oesterreich

Lehrerkooperation und Lehrersozialisation.

159 S. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 1988.

Michael Bochow und Hans Joas

Wissenschaft und Karriere.

Der berufliche Verbleib des akademischen Mittelbaus. 172 und 37 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1987.

Hans-Uwe Hohner

Kontrollbewußtsein und berufliches Handeln.

Motivationale und identitätsbezogene Funktionen subjektiver Kontrollkonzepte.

201 S. Bern/Stuttgart/Toronto: Huber, 1987.

Bernhard Schmitz

Zeitreihenanalyse in der Psychologie.

Verfahren zur Veränderungsmessung und Prozeßdiagnostik.

304 S. Weinheim/Basel: Deutscher Studien Verlag/Beltz, 1987.

Margret M. Baltes and Paul B. Baltes (Eds.)

The Psychology of Control and Aging.

415 pp. Hillsdale, N.J.: Erlbaum, 1986.

Paul B. Baltes, David L. Featherman and

Richard M. Lerner (Eds.)

Life-Span Development and Behavior.

334 pp. Vol. 7. Hillsdale, N.J.: Erlbaum, 1986.

Hans-Peter Blossfeld, Alfred Hamerle und

Karl Ulrich Mayer

Ereignisanalyse.

Statistische Theorie und Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.

290 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1986.

Axel Funke, Dirk Hartung, Beate Kraus und

Reinhard Nuthmann

Karrieren außer der Reihe.

Bildungswege und Berufserfolge von Stipendiaten der gewerkschaftlichen Studienförderung.

256 S. Köln: Bund, 1986.

Ernst-H. Hoff, Lothar Lappe und

Wolfgang Lempert (Hrsg.)

Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung.

288 S. Bern/Stuttgart/Toronto: Huber, 1986.

Klaus Hüfner, Jens Naumann, Helmut Köhler und

Gottfried Pfeffer

Hochkonjunktur und Flaute: Bildungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1967-1980.

361 S. Stuttgart: Klett-Cotta, 1986.

IV. Buchveröffentlichungen bei Verlagen (Fortsetzung)

Jürgen Staupe

Parlamentsvorbehalt und Delegationsbefugnis.

Zur „Wesentlichkeitstheorie“ und zur Reichweite legislativer Regelungskompetenz, insbesondere im Schulrecht.

419 S. Berlin: Duncker & Humblot, 1986.

Hans-Peter Blossfeld

Bildungsexpansion und Berufschancen.

Empirische Analysen zur Lage der Berufsanfänger in der Bundesrepublik.

191 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1985.

Christel Hopf, Knut Nevermann und Ingrid Schmidt

Wie kamen die Nationalsozialisten an die Macht.

Eine empirische Analyse von Deutungen im Unterricht.

344 S. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1985.

John R. Nesselroade and Alexander von Eye (Eds.)

Individual Development and Social Change:

Explanatory Analysis.

380 pp. New York: Academic Press, 1985.

Michael Jenne

Music, Communication, Ideology.

185 pp. Princeton, N.J.: Birch Tree Group Ltd., 1984.

Gero Lenhardt

Schule und bürokratische Rationalität.

282 S. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1984.

Achim Leschinsky und Peter Martin Roeder

Schule im historischen Prozeß.

Zum Wechselverhältnis von institutioneller Erziehung und gesellschaftlicher Entwicklung.

545 S. Frankfurt a.M./Berlin/Wien: Ullstein, 1983.

Max Planck Institute for Human Development and Education

Between Elite and Mass Education.

Education in the Federal Republic of Germany.

348 pp. Albany: State University of New York Press, 1983.

Margit Osterloh

Handlungsspielräume und Informationsverarbeitung.

369 S. Bern/Stuttgart/Toronto: Huber, 1983.

Knut Nevermann

Der Schulleiter.

Juristische und historische Aspekte zum Verhältnis von Bürokratie und Pädagogik.

314 S. Stuttgart: Klett-Cotta, 1982.

Gerd Sattler

Englischunterricht im FEGA-Modell.

Eine empirische Untersuchung über inhaltliche und methodische Differenzierung an Gesamtschulen.

355 S. Stuttgart: Klett-Cotta, 1981.

Christel Hopf, Knut Nevermann und Ingo Richter

Schulaufsicht und Schule.

Eine empirische Analyse der administrativen Bedingungen schulischer Erziehung.

428 S. Stuttgart: Klett-Cotta, 1980.

Diether Hopf

Mathematikunterricht.

Eine empirische Untersuchung zur Didaktik und Unterrichtsmethode in der 7. Klasse des Gymnasiums.

251 S. Stuttgart: Klett-Cotta, 1980.

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung

Projektgruppe Bildungsbericht (Hrsg.)

Bildung in der Bundesrepublik Deutschland.

Daten und Analysen.

Bd. 1: Entwicklungen seit 1950.

Bd. 2: Gegenwärtige Probleme.

1404 S. Stuttgart: Klett-Cotta, 1980.

Dietrich Goldschmidt und Peter Martin Roeder (Hrsg.)

Alternative Schulen?

Gestalt und Funktion nichtstaatlicher Schulen im Rahmen öffentlicher Bildungssysteme.

623 S. Stuttgart: Klett-Cotta, 1979.

Basierend auf entwicklungs- und sozialpsychologischen Theorien sowie empirischen Befunden werden Vorhersagen über Inhalt, Struktur und Funktion der Selbstdefinition im hohen Alter formuliert, die empirisch an einer heterogenen Stichprobe alter und sehr alter Menschen untersucht werden. Als Ausdruck der Auseinandersetzung mit der eigenen Person und ihrer Lebenswelt kann der Inhalt der Selbstdefinition alter und sehr alter Menschen Aufschluß über die Themen und Lebensbereiche geben, die für diese Altersgruppe von besonderer Bedeutung sind. Entgegen dem Bild des inaktiven, zurückgezogenen, vom Leben Abschied nehmenden alten Menschen zeigte die empirische Untersuchung, daß die aktive Teilnahme am Leben eine zentrale Rolle einnimmt, während die Thematik Tod und Sterben nur von sehr untergeordneter Wichtigkeit ist.



Im Vertrieb bei
edition sigma, Berlin

GW ISSN 0076-5627
ISBN 3-89404-808-5